1872-1897.

Fünfundzwanzig Jahre Deutscher Zeitgeschichte



Preis 1 Mark.

Berlin 1897.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse.





1872—1897

Fünfundzwanzig Jahre Deutscher Zeitgeschichte





1872 — 1897

Fünfundzwanzig Jahre Deutscher Zeitgeschichte

Jubiläums-Schrift

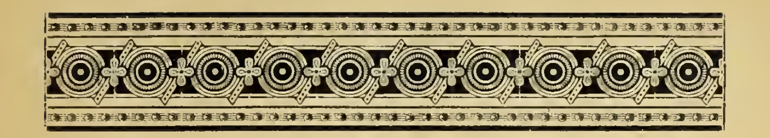
herausgegeben von der

Redaktion des Berliner Tageblatts



BERLIN 1897

Druck und Verlag von Rudolf Mosse.



Vorwort.

Fünfundzwanzig Jahre! Eine gar kurze Spanne Zeit im Leben eines Volkes. — Und doch, wie inhaltsreich war das vergangene Vierteljahrhundert für unser Vaterland, das junge Deutsche Reich, für seine innere und äußere Entwickelung.

Gar schnell rollt das beflügelte Rad der Zeit an uns Mitlebenden vorüber. Durch des Tages Arbeit und Sorgen wird unser Blick getrübt; es wird den Zeitgenossen schwer, unter der Fülle der Tagesereignisse sofort das Wichtige zu erkennen und von jenen Geschehnissen, die schon morgen der Vergessenheit anheim fallen, zu sondern.

Da dürfte es gar Manchem willkommen sein, einmal Rückschau zu halten auf das eben durchlebte Viertel-Säkulum. Dem „Berliner Tageblatt“, welches zu Beginn dieses Jahres auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken konnte, bot dieses Jubelfest Anlaß

zu einer derartigen Rückschau, die auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit die wesentlichen von den flüchtigen Begebenheiten zu trennen bestrebt ist. In derselben werden vor dem Leser sowohl die politischen, wie die für den Kulturfortschritt wichtigen Ereignisse dieser für Deutschland so überaus bedeutungsvollen Epoche nochmals aufgerollt.

Ein Blick auf die folgende Inhaltsübersicht zeigt das Bestreben der Herausgeber, keine Frage, welche die Gegenwart bewegt, unbeachtet zu lassen. So mag denn das Büchlein, welches einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte der Gegenwart bietet, der Gunst weiterer Kreise empfohlen sein.

Der Verlag des Berliner Tageblatt
Rudolf Mosse.



Inhalts-Verzeichniss.

Seite





Geschichtliche Rückschau.

Von

Arthur Levysohn.

Der Frankfurter Friede war abgeschlossen. Das neu gegründete Deutsche Reich hatte mit einem Schlage ein Ansehen und einen Glanz erlangt, der das alte Kaiserthum beinahe in Schatten stellte. Kaiser Wilhelm I. war hochgeehrt und von der Liebe des Volkes getragen, wie kaum vor ihm ein preußisch-deutscher Monarch. Sein hervorragender Berather, Fürst Bismarck, galt als der bedeutendste Staatsmann, den das Jahrhundert gezeitigt. Aber es schien im Rathe des Schicksals bestimmt, daß auch dem neuen Deutschen Reiche die Kämpfe nicht erspart bleiben sollten, von denen schon in seiner Blüthezeit das alte Reich heimgesucht worden war.

Gleich nach der Rückkehr der Sieger aus dem gedemüthigten Frankreich bildete sich im Schooße des deutschen Reichstages eine neue Partei, das Centrum, die ihren Schwerpunkt außerhalb der Grenzen des Vaterlandes, im Vatikan zu Rom, besaß. Mit einem Wort, der alte Widerstreit zwischen Kaiserthum und Papstthum schien aufs Neue aufleben zu wollen. Papst Pius IX., dem der 20. September 1870 das Patrimonium Petri, den weltlichen Besitz, geraubt, sah in der Errichtung des protestantischen Deutschen Kaiserreichs eine schwere Schädigung seiner Interessen. Denn nur infolge der deutschen Siege über die Franzosen war der Einmarsch der Italiener durch die Porta Pia in Rom möglich geworden. Vergebens hatte man noch in Versailles durch die Vermittelung des Kardinals Ledochowski den Versuch gemacht, das neue Deutschland für

die vatikanische Politik zu gewinnen. Die Ablehnung, die der polnische Prälat erfuhr, war das Signal zu jener geistigen Fehde, die die Geschichte unter dem Namen des „Kulturkampfes" in ihren Jahrbüchern festgehalten hat. Der alte Ruf: „Hie Welf! Hie Waiblingen!" durchhallte die Gauen des Vaterlandes, und es schien, als ob ein unheilbarer Riß die kaum geeinten Gemüther alsbald wieder in zwei unversöhnliche Lager spalten sollte.

Der Kampf, den Fürst Bismarck, seiner Natur gemäß, nicht nur mit den Waffen des geistigen Fortschritts, sondern auch mit denen kleinlicher Polizeichikanen auszufechten gedachte, war um so bedenklicher, als er das aus tausend Wunden blutende Frankreich, das sich mit aller Inbrunst dem Streben nach innerer und äußerer Wiedergeburt hingab, zunächst in die Arme der Kurie zu treiben drohte. Der erste Präsident der französischen Republik, Thiers, innerlich ein überzeugter Voltairianer, glaubte aus politischen Rücksichten den vatikanischen Tendenzen nach Kräften Vorschub leisten zu müssen, obwohl er erkannte, daß mit der Förderung der Interessen des Papstthums zugleich eine Begünstigung der Restauration des Königthums in Frankreich verbunden sein würde. In der That waren auch die Royalisten geschäftig, dieses Ziel zu erreichen. Es gelang ihnen durch einen kühnen parlamentarischen Streich, den sie im Vertrauen auf den Eigensinn des „greisen nationalen Geschichtsschreibers" ins Werk setzten, Herrn Thiers, der sich für unentbehrlich hielt, zu veranlassen, seine Entlassung zu geben und ihn durch den dem päpstlichen Stuhle und dem Königthum treu ergebenen Marschall Mac Mahon auf dem Präsidentensitz zu ersetzen. Nun hatten die Intriguen freien Lauf, und es hing nur vom Grafen Chambord, dem in Görz weilenden letzten Sprossen der Bourbonenkönige, ab, das Regiment der königlichen Lilien aufs Neue in Frankreich aufzurichten. Zum Glück hatte dieser unentschlossene, in allerlei Vorurtheilen befangene Mann nicht das Herz, der revolutionären Vergangenheit Frankreichs durch Anerkennung der dreifarbigen Fahne, die in den Kriegen des Konsulats und des Kaiserthums siegreich Europa durchzogen, uneingeschränkte Verzeihung angedeihen zu lassen. Er blieb, als schon alles zum parlamentarischen Staatsstreich in Versailles und Paris bereitet war, bei der Bedingung, daß mit ihm auch die „weiße Fahne" der Bourbonen in Frankreich wieder einziehen müßte. Und daran scheiterte zuletzt die ganze Zettelung.

Während dieser Zeit hatte die weise und vorsichtige Politik des Präsidenten Thiers die vorzeitige Räumung des französischen Gebiets von den deutschen Truppen angebahnt. Allein, während Fürst Bismarck der Ueberzeugung lebte, daß

im Interesse des Vaterlandes alles verhindert werden müsse, was Frankreich als gleichberechtigtes Glied der europäischen Völkerfamilie erscheinen lassen könne, und während der deutsche Staatsmann deshalb der Republik im Gegensatz zu den monarchischen Strebungen allen nur denkbaren Vorschub angedeihen ließ, hatte sich der deutsche Botschafter in Paris, Graf Arnim, herausgenommen, auf eigene Faust die Ziele der royalistischen Parteien zu begünstigen. Zu diesem Ende hatte er getrachtet, sich die legitimistischen Ueberlieferungen, in denen Kaiser Wilhelm I. groß geworden, zu Nutze zu machen, und in Immediatberichten an den Monarchen die Politik des Reichskanzlers zu durchkreuzen versucht. Fürst Bismarck, der stets der Ansicht gewesen, daß die beste Deckung der Hieb sei, nahm keinen Anstand, mit aller Wucht seines Einflusses die beginnende Intrigue zu verhindern. Er ließ den Grafen Arnim erst verhaften und dann auf die Anklagebank zerren, die er nur als verurtheilter Staatsverbrecher verlassen sollte.

Mitten in diesen Kämpfen ließ es sich der erste deutsche Reichskanzler angelegen sein, das im Frankfurter Frieden Erworbene durch seine diplomatische Taktik zu sichern. Zu diesem Behufe hatte er die Initiative zum Abschluß des Dreikaiserbündnisses mit Rußland und Oesterreich ergriffen, so zwar, daß um diese Zeit auf dem Kontinent die sogenannten drei nordischen Mächte ausschlaggebend erschienen. Vom Kaiser von Rußland, Alexander II., war, in tiefer Verehrung für seinen großen Oheim, den deutschen Kaiser, bereitwillig die Hand zu diesem Bunde geboten worden. Aber im Inneren Rußlands hatte ihm diese Hinneigung zu Deutschland mancherlei Anfeindungen zugezogen. Die Gegner des Dreikaiserbündnisses in Rußland rekrutirten sich aus zwei einander entgegenstehenden Richtungen. Einmal waren es die Panslavisten, die es dem Deutschen Reiche nicht verzeihen konnten, daß es gewissermaßen nach dem Frankfurter Frieden die Centralmacht Europas geworden war. Die Anderen aber waren die unter dem Gesammtnamen der Nihilisten auftauchenden revolutionären Politiker. Sie sahen in der Gemeinsamkeit der Interessen, welche die drei großen Monarchen verband, eine Schädigung ihrer Umsturzbestrebungen. Die Panslavisten fingen bereits an, mit Frankreich zu liebäugeln, und die Nihilisten standen von vornherein auf dem Standpunkte, daß ihnen die königslose Staatsform jenseit der Vogesen sympathisch war. Mit jedem Mittel, das einer skrupellosen Umsturztendenz zu Gebote stand, versuchten sie, sich gegen das Zarenthum aufzulehnen. Rußland trat in eine Epoche perennirender Verschwörungen, deren Urheber mit allen Kräften darauf ausgingen, den Zaren gewissermaßen durch einen „rothen Schrecken" in liberale Bahnen zu

drängen oder sich auf gewaltsame Weise seiner Person zu entledigen. Mordanschläge waren daher auf dem Boden des heiligen Rußlands an der Tagesordnung.

Frankreich suchte sich diese Stimmung zu Nutze zu machen. Man erlangte Kunde davon, daß französische Diplomaten geschäftig waren, das Vertrauen, welches Rußland in die Staatsmänner Deutschlands setzte, durch allerhand dunkle Anschuldigungen zu erschüttern. Um jene Zeit (1875) ließ Fürst Bismarck es zu, daß der berühmte „Krieg in Sicht"-Artikel ganz Europa über die Gefahren unterrichtete, welche durch die französischen Intriguen dem Frieden aufs Neue zu erwachsen drohten. Und Fürst Gortschakow, der russische Minister des Auswärtigen, den man den „Narciß des Tintenfasses" nannte, maßte sich den Franzosen gegenüber die Rolle an, durch ein angeblich von ihm in Berlin gesprochenes Machtwort die nach Revanche dürstenden Republikaner vor einem angeblich geplanten Ueberfall Deutschlands gerettet zu haben. Obwohl äußerlich das gute Verhältniß zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg in der Folge wieder hergestellt wurde, blieb doch an beiden Stellen ein Bodensatz von Argwohn zurück, dem späterhin eine verhängnißvolle Saat entsproß.

Die panslavistische Partei Rußlands, neidisch auf die Erfolge Deutschlands im letzten Kriege, dürstete nach ähnlichen Lorbeeren. Sie umspannte das gesammte Balkangebiet mit einem dichten Netz politischer Agenten, durch die die christlichen Bevölkerungen der europäischen Türkei in friedenstörender Weise gegen die Herrschaft des Sultans aufgehetzt wurden. Zunächst entbrannten im Frühjahr 1875 sporadische Aufstände in Bosnien und der Herzegowina, deren die Türkei nicht ohne Weiteres Herr zu werden vermochte. Im selben Jahre kam es dann in Bulgarien zu den berühmten „Greueln", in deren politischer Ausnutzung sich Gladstone, der englische Staatsmann, der unter dem suggestiven Einflusse der Russin Frau von Nowikow stand, sich als willfähriges Werkzeug der panslavistischen Idee erwies. Die Dinge auf dem Balkan spitzten sich mehr und mehr zu, und Kaiser Alexander II. sah sich gezwungen, Schritt für Schritt dem fast revolutionär gewordenen Andrängen der Panslavisten nachzugeben. Im Sommer des Jahres 1876 suchte sich in der Zweikaiserbegegnung von Reichsstadt Rußland mit Oesterreich über die Ziele eines etwaigen, im angeblichen Interesse der Balkanchristen gegen die Pforte zu unternehmenden Feldzuges zu verständigen. Diese Verständigung erfolgte ohne Vorwissen des Deutschen Reiches, und der Dreikaiserbund nahm in der Folge die abgeschwächte Form eines Dreikaiserverhlätnisses an. Noch schien der im Grunde friedfertige Alexander II. sich der

letzten Konsequenzen der panslavistischen Politiker entziehen zu wollen. Aber eine Demonstration des Adels in Moskau erschütterte ihn dermaßen in seinen friedfertigen Grundsätzen, daß er der Pforte, unter dem Vorwande, die unter dem Halbmonde wohnenden Christen schützen zu müssen, den Krieg erklärte. Rußland trat schlecht gerüstet und mangelhaft vorbereitet in diesen Feldzug ein. Ja, man kann sagen, daß die Türkei, die ihm einen unerwartet zähen Widerstand entgegensetzte, vielleicht nicht hätte überwunden werden können, wenn nicht König Karl von Rumänien mit seiner Armee dem schon halb besiegten Russenheere bei Plewna hilfreich zur Seite getreten wäre. Nach schweren, verlustreichen Kämpfen erzwangen die Russen endlich den Uebergang über den Balkan und zogen dicht vor die Thore von Konstantinopel, wo dann der russische Diplomat, General Ignatiew, den Präliminarfrieden von San Stefano abschloß, der das Zarenreich zum fast unbeschränkten Herrn der Balkanländer einsetzte.

Hier aber legte sich Europa, angestachelt von dem schlauen und gewandten englischen Premierminister Lord Beaconsfield, ins Mittel, und es wurde ein europäischer Kongreß zur Ordnung dieser Angelegenheit nach Berlin berufen, der sich am 13. Juni 1878 in der Hauptstadt des Deutschen Reiches versammelte. In Berlin trat er nun, allerdings unter verhängnißvollen Umständen, zusammen. Kaiser Wilhelm war kurz nach einander das Ziel zweier Mordanschläge gewesen, deren eigentlicher Ursprung noch bis heute ziemlich unaufgeklärt geblieben ist. Kronprinz Friedrich Wilhelm führte die Regentschaft, da der greise Kaiser durch das Attentat Nobilings schwer verwundet worden war. Danach wurden die Verhandlungen des Kongresses in der kurzen Zeit von vier Wochen beendet, da namentlich Fürst Bismarck als „ehrlicher Makler" sich angelegen sein ließ, die einander entgegenstehenden Tendenzen der verschiedenen Mächte nach Möglichkeit auszugleichen. Rumänien und Serbien wurden selbstständige Königreiche. Rußland erhielt in Kleinasien das Gebiet von Kars-Ardochan und Batum und in Europa jenen Theil Bessarabiens zurück, den es nach dem Krimkriege hatte abtreten müssen. In Bulgarien wurde ein neuer Staat gegründet, der nominell der türkischen Oberherrschaft unterstand, der thatsächlich aber ein Vasallengebiet Rußlands wurde. Oesterreich empfing das sogenannte „europäische Mandat" zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina, das ihm schon bei der Begegnung von Reichsstadt zugesichert war. England erwarb mittelst einer Art von Kaufvertrags die Insel Cypern von der Türkei. Und nur Frankreich, dem man unter der Hand die Okkupation von Tunis angeboten, ließ durch seinen Kongreßbotschafter, Herrn

Waddington, erklären, daß es mit „reinen Händen“ aus dem Kongreß hervorgehen wolle, und lehnte ab.

In Bulgarien wurde alsbald mit russischer Zustimmung Prinz Alexander Battenberg als Fürst eingesetzt. Aber die russischen Militärbevollmächtigten, Generale und Beamte, blieben dabei, das Land als eine Satrapie des Zarenreiches zu behandeln und zu verwalten. Fürst Alexander, halb deutschen, halb russischen Ursprungs, sah bald ein, daß es ihm nicht möglich sein würde, eine lebenskräftige Dynastie zu gründen, wenn er fortfahre, sich als russischer Statthalter behandeln zu lassen. Und so erkältete sich das Verhältniß zwischen dem Günstlinge Kaiser Alexanders II. und dessen russischen Rathgebern und Aufsehern zusehends. Die Vertreter des russischen Panslavismus mußten Bulgarien verlassen, worauf Serbien, machteifersüchtig, dem Fürsten Alexander den Krieg erklärte. Allein der Battenberger schlug König Milans Heer bei Slivnitza blutig aufs Haupt, nachdem kurz zuvor Ostrumelien in einer friedlichen Erhebung sich Bulgarien angegliedert, und Zar Alexander III. schleuderte, erbost über die „Undankbarkeit“ des von Rußland „befreiten“ Bulgarien, den großen diplomatischen Bannstrahl gegen den Fürsten Alexander. Bald genug (August 1886) erlag denn auch der tapfere Battenberger dieser russischen Achterklärung infolge einer schmachvollen Militärverschwörung, und Bulgarien wählte nach kurzem Interregnum den Fürsten Ferdinand von Koburg zu seinem Herrscher, der es verstand, nach einander seine bulgarischen Protektoren, vor allem Stambulow, seine österreichischen Gönner und seine katholischen Förderer zu verrathen — wodurch er sich schließlich den Ruf verschaffte, ein wirklicher „Staatsmann“ zu sein.

In Rußland selbst war man mit den Ergebnissen des Berliner Friedens absolut nicht zufrieden. Die Erbitterung, die man darüber empfand, wandte sich mit ungeheurer Heftigkeit gegen den „ehrlichen Makler“, der sich vergebens darauf berief, daß er bei seiner vermittelnden Thätigkeit stets nur den Anweisungen und Wünschen der beiden russischen Bevollmächtigten, des Fürsten Gortschakow und des Generals Schuwalow, gefolgt sei. Fürst Bismarck konnte sich dem Eindruck nicht entziehen, daß das gute Verhältniß mit Rußland, auf dem er seit dem Jahre 1863 seine Politik basirt hatte, in die Brüche zu gehen begann. Noch einmal machte man den Versuch, in einer Begegnung mit dem Kaiser von Rußland die alte Freundschaft neu zu beleben, aber man mußte sich überzeugen, daß das Verhältniß nicht mehr zu kitten sei. Und so drängte der deutsche Reichskanzler seinem Monarchen die Zustimmung zu einem engeren Bunde mit

Oesterreich-Ungarn ab, den er 1879 zu Wien mit dem bald darauf aus seinem Amte ausscheidenden gemeinsamen Minister des Aeußeren dieses Landes, dem Grafen Andrassy, abschloß. Aus dem Dreikaiserverhältniß war der mitteleuropäische Friedensbund der zwei Kaisermächte, Deutschland und Oesterreich, geworden. Wenige Jahre darauf aber, als Frankreich sich unter der Präsidentschaft Grévys, der den reaktionären Marschall Mac Mahon abgelöst hatte, sich entschloß, das mit Waffengewalt zu nehmen, was es im Jahre 1878 ohne Schwertstreich hätte haben können: nämlich Tunis, wurde dieser Bund durch den Beitritt Italiens zum sogenannten „Dreibunde" erweitert, dem nun die Aufgabe zufiel, abseits von Rußland und Frankreich die Friedenshochwacht in Europa zu übernehmen. Denn in Italien hatte man sich so sehr daran gewöhnt, Tunis als eine künftige italienische Besitzung anzusehen, daß man sich durch das rücksichtslose Vorgehen der Republik umsomehr in seinen Lebensinteressen gefährdet glaubte, als Frankreich gleichzeitig immer lebhafter mit dem Heiligen Stuhl zu liebäugeln begann, auf dem nicht mehr der intransigente Pius IX., sondern der moderne und darum einflußreichere Leo XIII. saß. Die einander ablösenden Kabinette des schlauen Depretis (mit Mancini), des radikalen Nicotera, des vielangefochtenen Giolitti, wie des diktatorischen Crispi und des konservativ angehauchten Rudini folgten in diesem Punkte derselben Volksströmung.

Inzwischen hatte in Petersburg und Moskau die Unzufriedenheit mit dem Erreichten eine neue Anschwellung der nihilistischen Propaganda zur Folge, der gegenüber sich die Thätigkeit der russischen Staatspolizei schließlich als völlig unzulänglich erwies. Am 13. März 1881 fiel Kaiser Alexander II., dem die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft ein dauerndes Denkmal errichtet hat, einem furchtbaren Mordanschlag zum Opfer, und sein Sohn, der mit der dänischen Prinzessin Dagmar (Alexandra) vermählte Alexander III., bestieg den Thron. Während nun im Lande selbst ein Regiment des „weißen Schreckens" inaugurirt wurde, zeigte sich der Monarch, scheu und beklommen, als eine durchaus auf altrussischem Standpunkte stehende Natur. Jeder eigenen kräftigen Initiative nach außen hin abhold, verfolgte er im Innern eine Politik der nationalen Wiedergeburt, die ihm um so nöthiger dünkte, als der letzte Krieg mit der Türkei in ungeahnter Weise erschreckende Mängel in der Armee wie in der Verwaltung aufgedeckt hatte. Um diese Zeit hatte Rußland, wie es annehmen ließ, seine Begehrlichkeit nach dem Balkan ganz aufgegeben. Es ließ den Dingen in Bulgarien anscheinend freien Lauf und konzentrirte alle seine Anstrengungen auf die Gewinnung

weiter Länderstrecken in Centralasien, — eine Politik, die das Zarenreich in einen unlösbaren Widerspruch mit dem um seine indischen Kolonien besorgten England zu verwickeln anfing. Der Vorposten Englands in Centralasien, Afghanistan, schien bedroht. Einen Krieg zwischen England und Rußland hielten Viele für kaum vermeidlich. Auch in Petersburg glaubte man sich für alle Fälle auf eine derartige Eventualität vorbereiten zu müssen, und so fand man dort wieder den Weg nach Berlin (1884), wo sich Fürst Bismarck gern bereit finden ließ, einen geheimen Sondervertrag — ohne Rücksicht auf den Dreibund — mit Rußland abzuschließen, durch den sich Deutschland für den Fall, daß das Zarenreich angegriffen werden sollte, zur Neutralität verpflichtete, während Rußland seinerseits das Engagement übernahm, einem Angriff auf Deutschland, der doch nur von Frankreich kommen konnte, keine Unterstützung zu leihen. Der auf sechs Jahre geschlossene Vertrag befreite uns also von der Sorge, einen „Krieg mit zwei Fronten" führen zu müssen.

In der Zwischenzeit hatte es sich herausgestellt, daß der Kulturkampf in Deutschland mit den Mitteln der polizeilichen Gewalt, mit denen man ihn führte, nicht zu einem gedeihlichen Ende gebracht werden könnte. Nach dem Attentat Nobilings war die Besorgniß, durch die Einkerkerungen und Verbannungen und die Fronde des katholischen Klerus infolge des Kulturkampfes sei es fast unmöglich geworden, „dem Volke die Religion zu erhalten", von Kaiser Wilhelm mehrfach ausgesprochen worden. Und von diesen Tagen an, das kann man wohl behaupten, begann jene rückläufige Bewegung, deren Konsequenzen dem Fürsten Bismarck die Nothwendigkeit aufzwangen, den viel verlästerten „Gang nach Canossa" anzutreten. Leo XIII. bot dazu um so freudiger die Hand, als ihm Fürst Bismarck die erwünschte Gelegenheit gegeben hatte, den landlosen Papst wieder einmal als Schiedsrichter in weltlichen Dingen sich bethätigen zu sehen. Während England mit seinen centralasiatischen Kümmernissen beschäftigt war, schien dem deutschen Reichskanzler der Augenblick günstig, um auch seinerseits eine Kolonialpolitik ins Werk zu setzen, die dem deutschen Mutterlande für seine industriellen Erzeugnisse neue Absatzgebiete zu erschließen versprach. Nach einander wurden in Afrika die Kolonien Angra Pequeña, Kamerun, Togo, schließlich Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika erworben, während man gleichzeitig ganze Inselgruppen im Stillen Ozean sowie Neu-Guinea dem Kolonialgebiet einverleibte. Das Kolonialfieber, welches einen Theil des deutschen Volkes ergriffen hatte, führte damals auch zu einer Flaggenhissung auf den unter spanischer Oberhoheit stehenden Karolineninseln.

In Spanien, das von inneren Krämpfen durchzuckt wurde, wo nach einander die Republik, König Amadeus, der Sohn Viktor Emanuels von Italien, und König Alfons XIII., der Sohn der vertriebenen Königin Isabella, die Herrschaft geführt hatten, brauste das Nationalgefühl in unendlicher Heftigkeit auf. Man wollte um keinen Preis sich den Besitz der Karolinen, so wenig er auch eintragen mochte, entfremdet sehen, und französische Einflüsse waren geschäftig, die nationale Fiber der stolzen Hidalgos nach Kräften zu reizen. Da ersann Fürst Bismarck das Auskunftsmittel eines Schiedsspruches durch Papst Leo, der, wie vorauszusehen war, zu Ungunsten der deutschen Ansprüche ausfiel, dem man sich aber anbequemen konnte, ohne einer Demüthigung ausgesetzt zu sein.

In Deutschland selbst nahm man den Ausgang der Sache ziemlich kühl hin. Im Innern des Reiches hatte nach der Abdämpfung des Kulturkampfes die sozialdemokratische Bewegung, die sich gegen die Grundlagen der bestehenden Staatsordnung richtete, immer größere Ausdehnung gewonnen. Man kann wohl sagen, daß um diese Zeit eine Reihe von Umständen eintrat, um dem monarchischen Gefühl, das in der Mehrheit des deutschen Volkes so tiefe Wurzeln geschlagen hat, peinlich Abbruch zu thun. König Ludwig II. von Baiern, der, wie sich herausstellte, schon seit langer Zeit dem Wahnsinn verfallen war, hatte mit Gewalt des Thrones entsetzt werden müssen und gleich darauf einen freiwilligen Tod in den Wellen des Starnberger Sees gesucht und gefunden. In Oesterreich-Ungarn, wo die Kämpfe der unter der habsburgischen Dynastie zusammengeschweißten Nationalitäten das Reich nur schwer zu einer gedeihlichen Entwickelung kommen ließen, war der hochbegabte Thronfolger Kronprinz Rudolf plötzlich unter geheimnißvollen Umständen seines Lebens beraubt worden, während die königslose Staatsform in Frankreich sich mehr und mehr zu konsolidiren schien.

Wohl war auch Präsident Grévy genöthigt gewesen, wie seine Vorgänger Thiers und Mac Mahon, noch vor Ablauf seiner Amtsdauer infolge von allerhand Familienskandalen auf die Präsidentschaft zu verzichten. Aber unter seinem Nachfolger Carnot hatte es sich ereignet, daß der Papst der mehr oder weniger offen gegen die Republik frondirenden Geistlichkeit die Weisung ertheilte, die königslose Staatsform als eine gleichfalls von Gott eingesetzte und zugelassene Regierung anzuerkennen. Man nahm an, daß die Kurie zu diesem Bruch mit ihrer legitimistischen Vergangenheit durch den Wunsch geführt worden war, das sogenannte kirchenräuberische Regiment in Italien durch die Bevorzugung des ältesten Sohnes der Kirche, das ist Frankreich, für einen Kompromiß, der dem

Heiligen Stuhl einen Theil seiner Besitzthümer wiedergeben sollte, gefügiger zu stimmen. Jedenfalls hatte die Republik unter Carnot die Gegensätzlichkeit gegen Italien, dem es den Anschluß an den Dreibund nicht verzieh, immer schärfer accentuirt und diesem Lande durch einen wirthschaftlichen Krieg schwere Wunden geschlagen. Gleichzeitig aber war die Kolonialausdehnung französischer Besitzungen durch Jules Ferry, dem man nach einem nicht unblutigen Kriege mit China die Annexion Tonkins verdankte, immer weitreichender geworden. Die Republikaner hatten inzwischen manche inneren Wandlungen zu durchleben gehabt. Leon Gambetta, der Führer der Nationalvertheidigung im letzten Kriege, der, ohne eine eigentliche autoritative Stellung zu bekleiden, das Land mit fast diktatorischer Gewalt beherrscht hatte, war plötzlich, 31. Dezember 1881, ums Leben gekommen. In ihm hatte die noch immer von imperialistischen Neigungen durchzuckte Nation einen Mann der Vorsehung erblickt, und sie sehnte sich, wie es schien, nach einem neuen Diktator. Zu einem solchen däuchte den unzufriedenen Elementen, die sich aus reaktionären, royalistischen, imperialistischen und sozialistischen Parteigängern rekrutirten, der General Boulanger, der die Annexion von Tunis vollzogen hatte, der geeignete Mann. Ganz Paris jauchzte ihm zu, und man erwartete von ihm einen neuen 18. Brumaire, durch den die republikanischen Parlamentarier, wie einst von Bonaparte, zu Paaren getrieben werden sollten. Allein das Werkzeug erwies sich als unzulänglich. Der „tapfere General" erlag unschwer einer Zettelung des von Gewissensskrupeln nicht sehr bedrängten Ministers des Innern, Constans, und die Episode, die Europa fast zwei Jahre lang in Athem gehalten hatte, endete mit dem ruhmlosen Selbstmorde des Generals auf einem Kirchhofe zu Brüssel am Grabe seiner Geliebten. Dies geschah, nachdem noch im Jahre 1887 General Boulanger als Kriegsminister alle Vorbereitungen getroffen hatte, um aus der berüchtigten Schnäbeleaffäre einen Kriegsfall zu konstruiren, bei dem Deutschland vor der Welt wenigstens die Rolle des Angreifers zugefallen sein würde. Ebenso wenig wie Thiers, Mac Mahon und Grévy war es Carnot vorbehalten, die ihm bestimmte Amtsdauer als Präsident der französischen Republik zu Ende zu führen. Anarchistische Umwälzungsversuche — die Dynamit-Propaganda der That — hatten Paris in heftige Beklemmung versetzt. Da erreichte die allgemeine Besorgniß den höchsten Grad, als Präsident Carnot auf einer Reise nach Lyon dort dem Mordstahl eines wahnwitzigen Italieners zum Opfer fiel. Aber auch Carnots Ersatzmann, Casimir Perier, hielt nur wenige Monate auf dem Präsidentenstuhl aus, da sich seine bessere Natur dagegen sträubte, sich den

Parteien als willenloser Spielball hinzugeben. Schließlich fiel die Wahl von Senat und Deputirtenkammer auf den ehemaligen Gerbergesellen Felix Faure, dessen volksthümliche Figur dem neuen Präsidenten der Republik bis zu einem gewissen Grade längere Amtsdauer zu verheißen scheint.

Es blieb inzwischen das allgemein anerkannte Verdienst des Fürsten Bismarck, daß er es verstanden hat, diese ganze Zeit hindurch, indem er die Franzosen nach dem Rezept von Zuckerbrod und Peitsche behandelte, den Frieden auf dem Kontinent aufrecht erhalten zu haben. Und als im Jahre 1888 Kaiser Wilhelm I. im 92. Lebensjahre starb, als ihm sein Sohn, der volksbeliebte Kaiser Friedrich, den schweres Siechthum ergriffen hatte, mit einer Regierungszeit von nur 99 Tagen folgte und Kaiser Wilhelm II. im jugendlichen Alter von 28 Jahren zur Regierung gelangte, da erblickte man in dem Reichskanzler allgemein jenen Schirmer des Friedens, dem es gegeben sein würde, etwaige allzu jugendliche Wallungen des neuen Herrschers dämpfend zu beeinflussen.

Nur zu bald zeigte es sich indeß, daß Kaiser Wilhelm II. nicht gewillt war, die Wege, die er zu gehen wünschte, sich von Anderen, und seien sie selbst die bewährtesten Rathgeber, vorschreiben zu lassen. Wohl sah man sich angenehm enttäuscht, als der Kaiser, dem, da man ihn nicht kannte, nicht nur militärische, sondern sogar auch kriegerische Neigungen zugeschrieben worden waren, sich als ein Fürst des Friedens entwickelte, dem man das geflügelte Wort verdankt: „Wir leben im Zeichen des Verkehrs". Von großherzigen Empfindungen getrieben, schien sein Bestreben, der in den letzten Jahren des Bismarckschen Regiments im Reiche überwuchernden Verhetzung der Staatsbürger unter einander ein Ende zu machen. Er proklamirte ein Reich der Versöhnung. Mit den Katholiken, mit den Polen, mit den Welfen und selbst mit den unbeugsamen Sozialdemokraten suchte er eine Verständigung herbeizuführen. Die hochherzige Utopie einer internationalen Vereinbarung zur Hebung der Beschwerden des „vierten Standes" führte wohl zu einer an sich unfruchtbaren Konferenz in Berlin, zeigte aber auch zugleich den unheilbaren Bruch des Idealpolitikers Kaiser Wilhelm mit dem Realpolitiker Fürst Bismarck. Am 18. März 1890 empfing der erste Reichskanzler seine Entlassung, und wenn sie auch unter dem Losungswort stattfand „Der Kurs beibt der alte!" so fühlte doch die gesammte Nation alsbald, daß nun ein „neuer Kurs" beginnen solle. Der Sturz des Fürsten Bismarck hatte anfänglich auf das deutsche Volk wie ein betäubender Schlag gewirkt. Selbst seine Anhänger wagten nicht, für ihn einzutreten oder für ihn zu demonstriren. Er war im Laufe der Zeit in seiner inneren

Politik so unvolksthümlich geworden, daß man seinen Rücktritt in allen freigesinnten Kreisen wie einen Akt der Erleichterung empfand.

Sein Nachfolger, Graf Caprivi, ein ebenso wohlmeinender als ehrlicher Militär, fand sich mit überraschender Schnelligkeit in die ihm aufgezwungene Stellung. Freilich fehlte ihm naturgemäß für seine Wirksamkeit jenes Prestige, das mit dem Namen des Fürsten Bismarck seit Jahrzehnten verknüpft war. Und hier setzten, nachdem sich die Anhänger des ersten Reichskanzlers von ihrer Betäubung erholt, die Widersacher ein, um ihn in seiner Stellung oder in seinem Ansehen zu untergraben. Der mit dem Jahre 1890 abgelaufene Rückversicherungsvertrag mit Rußland war, wie sich erst neuerdings herausstellte, nach dem Sturze Bismarcks nicht mehr verlängert worden, obwohl das Petersburger Kabinet seine Geneigtheit dazu nicht verhehlt hatte. Die Folge davon war, daß unter Kaiser Alexander III. von Rußland die französisch-panslavistische Partei in Petersburg immer größeren Raum gewann, und es zu jener Demonstration in Kronstadt kam, bei welcher der Selbstherrscher aller Reußen stehend und entblößten Hauptes die Klänge der königsmörderischen Marseillaise an seinem Ohr vorüberrauschen ließ. Dennoch gelang es dem Grafen Caprivi, wonach Fürst Bismarck vergebens gestrebt, mit Rußland einen Handelsvertrag zu Stande zu bringen, den die agrarischen Parteien in Deutschland zwar aufs Lebhafteste befehdeten, der aber doch für Handel und Industrie auf 12 Jahre hinaus, ebenso wie der neue Handelsvertrag mit Oesterreich und Italien, geordnete Zustände schuf. Inzwischen hatte die versöhnliche Aktion des Kaisers wohl die Aufhebung des Welfenfonds zur Folge gehabt, aber weder den Polen noch den Sozialdemokraten gegenüber waren greifbare Erfolge gezeitigt worden. Diese Erfolglosigkeit scheint nicht ohne Eindruck auf den biegsamen Geist des Monarchen geblieben zu sein. General Caprivi mußte einer Zettelung weichen, die in ihren eigentlichen Grundzügen noch nicht deutlich erkennbar hervorgetreten ist, und Fürst Hohenlohe, der ehemalige baierische Ministerpräsident, deutscher Botschafter in Paris und Statthalter von Elsaß-Lothringen, übernahm in seinem fünfundsiebenzigsten Lebensjahre die schwere Bürde der Kanzlerschaft.

In dieser Zeit hatten sich die Beziehungen zu dem stammverwandten England angesichts der wachsenden kolonialen Ausdehnung Deutschlands im dunklen Erdtheil wesentlich verschlechtert. England, das im Jahre 1882 nach dem Bombardement von Alexandria sich einseitig in Egypten festgesetzt und ein auf Zeit lautendes Mandat als Vormacht am Nil sich zugeschrieben hatte, erwies sich immer macheifersüchtiger

auf Deutschland, dessen auswärtiger Handel seiner Industrie einen gefährlichen Wettbewerb bereitete. Am peinlichsten kam diese unfreundliche Gesinnung unserer englischen Vettern zum Vorschein, als sich in London der grundlose Argwohn regte, Deutschland beabsichtige, den Unabhängigkeitsbestrebungen der Buren-Republik in Transvaal, die britische Flibustier völkerrechtswidrig bedroht hatten, mit Waffengewalt Vorschub zu leisten. So unberechtigt diese Unterstellung auch war, so sehr fand sie jenseits des Kanals bei Presse und Publikum, ja selbst in amtlichen Kreisen Glauben, bis endlich der Verlauf der Dinge wenigstens dem Ministerium Salisbury den Beweis lieferte, wie ungerecht die deutsche Politik verdächtigt worden war.

Aber nicht nur Deutschland hielt sich mit Fug durch die englischen Machenschaften für gekränkt. Namentlich Frankreich war es, das sich durch die Vormachtstellung Englands am Nil beeinträchtigt glaubte, und die britische Diplomatie, die von jeher, wo es sich um die Interessen Altenglands handelte, keine Spur von Gewissensregungen verrieth, suchte durch Anzettelung von Unruhen in Armenien, die zu blutigen Katastrophen führten, Rußland davon abzulenken, sich mit den Franzosen zu einer anti-englischen Aktion in Egypten zu verbinden. Schon vorher war eine neue Gegensätzlichkeit zwischen England und Rußland in die Erscheinung getreten, als im fernsten Osten Japan mit China wegen des Einflusses auf Korea in einen blutigen Krieg gerieth, der mit der Niederlage der Chinesen endete. Rußland, im Verein mit Frankreich und Deutschland, wußte damals das Reich der Mitte vor den schwersten Folgen des unglücklichen Feldzuges zu retten. Auch hier, wo die größten Handelsinteressen Englands auf dem Spiele standen, glaubte die britische Politik durch Ablenkung Rußlands nach Kleinasien hin ihre Zwecke besser erreichen zu können. Das Kabinet von St. James, mochte es nun von den Tories oder von den Whigs geleitet werden, — denen es in der Zwischenzeit gelungen war, der drohenden Frage des irischen Homerule durch Konzessionen einen Theil ihrer Schärfe zu benehmen, — das Kabinet von St. James hatte in diesen Fragen der auswärtigen Politik nur Niederlagen geerntet. Die englische Ueberlieferung, die Jahrzehnte hindurch darin gegipfelt hatte, den Schutz der Türkei in General-Entreprise zu nehmen, war nun vollständig aufgegeben und die Rolle des Protektors den Russen überlassen worden. Auch den Vereinigten Staaten gegenüber hatte England, als es sich um einen Grenzstreit mit Venezuela handelte, den Kürzeren gezogen. Und das Selbstgefühl der Vereinigten Staaten war wieder so gewachsen, daß sie nicht übel Lust bezeigten, die berühmte Monroedoktrin auch

Spanien gegenüber zur Geltung zu bringen, das zwei Jahre lang schon erfolglos sich bemühte, die aufständische Unabhängigkeitspartei in Kuba zu Paaren zu treiben. Ohne die Mäßigung des demokratischen Präsidenten Cleveland, der nach einem harten Wahlkampfe jetzt dem republikanischen Gutgeldmann und Schutzzöllner Mc. Kinley Platz machen muß, wären die amerikanischen Chauvinisten schon in eine kriegerische Verwickelung mit Spanien gerathen, einem Lande, das, unter furchtbarer Finanznoth seufzend, nicht nur in Kuba, sondern auch auf den Philippinen mit einer Insurrektion zu kämpfen hat, der es immer noch nicht Herr zu werden vermochte.

Diese spanischen und türkischen Wirren beschäftigen zur Zeit die Staatskünstler Europas. Deutschland steht glücklicherweise diesen Angelegenheiten gänzlich unbetheiligt gegenüber. Der Dreibund, zu dem es mit Oesterreich-Ungarn und Italien zu lediglich defensiven Zwecken geeint ist, bleibt auch nach dem Ausscheiden des Fürsten Bismarck von der amtlichen Thätigkeit der Angelpunkt unserer Politik. Wohl sind die Zukunftsaussichten der habsburgischen Dynastie nicht vollkommen geklärt; wohl erhebt sich in dem durch seine Niederlage in Abessinien schwer geschädigten Italien eine französische Partei mit immer größerem Nachdruck, die die Lösung des Landes vom Dreibund verlangt; aber bis in die ersten Jahre des kommenden Jahrhunderts hinein ist dieses Freundschaftsverhältniß vertragsmäßig gesichert, und nichts läßt annehmen, daß sein Frieden verbürgendes Dasein vorzeitig ein Ende finden werde. Das Deutsche Reich steht nach wie vor kraftvoll als Friedenshort im Centrum Europas. Nach dem Tode Zar Alexanders III. haben vertrauensvolle und ehrliche Beziehungen mit dessen Nachfolger, Zar Nikolaus II., sich anknüpfen lassen. Und wenn auch Rußlands Verhältniß zu Frankreich nach wie vor in einer Art festgelegt erscheint, die die Republik zwingt, in den Spuren der russischen Diplomatie zu wandeln, so scheint man sich in Petersburg doch vorsichtig der Verpflichtung entzogen zu haben, etwaigen französischen Revancheplänen unbedingt Folge leisten zu müssen. Die Zuversicht in die Friedenserhaltung hat man darum auch durch die großen Feste, die man beim Besuche des Zaren in Cherbourg, Paris und Chalons veranstaltete, nicht zu erschüttern vermocht. Aber was auch die Zukunft bringen möge, wie sehr auch innerer Parteihader unser Vaterland zerfleischt, so sehr darf uns doch die Hoffnung beseelen, daß auch die nächsten 25 Jahre hindurch, wie in den verflossenen, uns stets das köstliche Gut des Friedens erhalten bleiben werde.



Die innere Politik des Deutschen Reiches.

Von
Heinrich Nicolai.

Ob wir es herrlich weit gebracht, fragt man sich in erster Linie, wenn man einen Rückblick auf die innere Entwickelung des Deutschen Reiches in den ersten fünfundzwanzig Jahren nach seiner Gründung wirft. Die Antwort lautet für jeden aufrichtigen Liberalen nicht sehr tröstlich. Freilich haben wir ein gewaltiges Heer und eine starke Marine, aber ob die Begeisterung für das Reich in allen Kreisen seiner Bevölkerung jetzt noch ebenso groß ist wie im Jahre 1871, erscheint doch fraglich. Handel und Industrie haben einen großen Aufschwung genommen, aber auf der anderen Seite sind die Steuern außerordentlich angewachsen, und dazu haben wir jetzt eine Schuldenlast, von der man sich kurz nach dem Kriege mit Frankreich nichts träumen ließ. Eine einheitliche Ordnung auch der bürgerlichen Justiz ist gesichert, indeß die Forderungen, die der Liberalismus bei der Schaffung eines Strafrechts für das ganze Reich schon in den siebziger Jahren erhob, sind noch jetzt nicht erfüllt und haben, wie die neulichen Verhandlungen über die Justiznovelle gezeigt haben, sobald keine Aussicht, durchzudringen, und nicht einmal die Entschädigung unschuldig Verurtheilter ist zum Gesetz geworden. Die wirthschaftliche und gewerbliche Gesetzgebung wird immer mehr in reaktionärem, der modernen Entwickelung widersprechendem Sinne umgestaltet, gegen die Goldwährung, eine Errungenschaft der großen Jahre nach dem Kriege, laufen kurzsichtige Egoisten schon lange Sturm. Die freie Entwickelung

von Industrie, Gewerbe und Handel wird durch eine verkehrte Gesetzgebung, die angeblich im Interesse der Landwirthschaft liegt, gehemmt. Man begnügt sich leider nicht, in ihren Kreisen Unzufriedenheit zu stiften, sondern man hetzt auch die Landwirthe, einst die treuesten Stützen des Staates, in demagogischer Weise gegen die übrigen Berufe auf. Die Arbeiter, für deren Schutz immerhin nicht Unbeträchtliches geschehen ist, werden durch eine falsche Wirthschafts- und Steuerpolitik und namentlich durch eine mit kleinlichen Polizeimaßregeln auftretende Verfolgung der Partei erbittert, der nun einmal die Sympathien eines sehr großen Theiles der Arbeiterschaft gehören. Wenn man weiter berücksichtigt, wie gewissenlose Agitatoren gewerbsmäßig Rassen- und Klassenhaß verbreiten, so wird man kaum Jemand der Uebertreibung zeihen können, der allgemeine Unzufriedenheit für die Signatur unserer Tage erklärt. Diese kommt auch zum Ausdruck darin, daß bei uns eine in anderen Ländern unbekannte Zerklüftung der Bevölkerung in Dutzende von Parteien besteht, die die traurige Folge gezeitigt hat, daß die größte und in gewissem Sinne auch einflußreichste Partei im deutschen Reichstag, das Centrum, nicht eine rein politische, sondern in erster Linie eine kirchliche Partei ist.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, wie solche Zustände in einem Reich in den ersten Jahren nach einem gewaltigen Aufschwung sich herausbilden konnten, nachdem eben erst durch ein Zusammenwirken der Völker und Fürsten Erfolge erzielt waren, die die ganze Welt in Erregung versetzten und eine Verschiebung der Machtstellung in Europa im Gefolge hatten. Die Erklärung für jene bedauerlichen Thatsachen ist leicht gegeben. Das Deutsche Reich laborirt an jenen beklagenswerthen Erscheinungen nur deshalb, weil es nicht nach modernen Grundsätzen, sondern nach einem veralteten Rezept regiert wird, das schon in früheren Jahrhunderten sich so wenig bewährt hat, jetzt aber absolut unzeitgemäß ist und direkt schädlich wirkt: man versucht auch heute noch, mit Polizei und Kirche im Interesse einer aristokratischen Minderheit zu regieren, und in manchen Kreisen hält man auch jetzt noch, nachdem die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und an die Stelle der Söldlinge das Volk in Waffen getreten ist, den Satz für anwendbar: gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Das Deutsche Reich krankt daran, daß, während es eine den modernen Anschauungen weit entgegenkommende Verfassung besitzt, die dem Volke mittelst des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts einen wesentlichen Antheil an der Leitung seiner Geschicke in der Theorie einräumt, die thatsächlich im Besitz einer gewaltigen Machtfülle befindliche Regierung sich bemüht, den

Einfluß des Volkes und seiner Vertretung auf ein Minimum herabzudrücken, die Macht jener oben genannten Faktoren aber in einer dem modernen Geist direkt entgegengesetzten Richtung wieder zu stärken. Eine solche Methode und ein im besten Falle aufgeklärter Absolutismus mochten am Platze sein, so lange man den größten Theil der Bevölkerung als „Unterthanen" betrachtete, die man in jeder Weise ausbeuten und unter Umständen sogar zum Objekt eines Handelsgeschäftes machen konnte, in die Zeit des Fortschrittes, der Erfindungen, der allgemeinen Volksschule, „des Verkehrs" paßt sie nicht, und wird sie gleichwohl angewandt, so trägt sie so schlechte Früchte, wie unsere Generation sie leider ernten muß.

Also ein System, das sich stützt auf eine aristokratische Minderheit, indem es ihr Sondervortheile gewährt, auf die Kirche, die ihre Gegenforderungen stellt, auf die Polizei und auch noch auf das Heer, kann heutzutage ein Reich wie Deutschland nicht zu jenem inneren Frieden führen, der die Voraussetzung für eine dauernde Machtstellung im Völkerkonzerte ist. Alle jene Aktionen, welche mit Hilfe oder zu Gunsten eines dieser Faktoren unternommen wurden, sind gescheitert, haben große Verwirrung und großen Schaden gestiftet, und das Ende vom Liede war stets, daß die Bevölkerung die Zeche bezahlen mußte. Mag der Monarch auch von den allerbesten Absichten, für das Wohl der Allgemeinheit zu sorgen, erfüllt sein — so lange in ihm systematisch der Glaube genährt wird, die preußischen Junker seien seine besten Freunde und wären die sichersten Stützen des Thrones, so lange im Zusammenhang damit die einflußreichsten Stellen in Staat und Reich mit Männern besetzt werden, die diesen Kreisen nicht nur durch Geburt und Abstammung, sondern auch aus Neigung und Vorurtheil angehören, so lange ist eine Politik, die wirklich nur auf das Wohl der Allgemeinheit gerichtet ist, unmöglich, und die Sonderinteressen kommen stets, wenn sie auch auf kurze Zeit einmal zurückgedrängt werden, wieder zur Geltung. Und ein, wie hier angedeutet, in der Theorie auf demokratischen Grundlagen aufgebauter, in der Praxis aber halb durch den Absolutismus, halb durch die Aristokratie beherrschter Staat kann gegen den konkurrirenden Einfluß der Kirche mit Polizeimitteln, wie sie gegen das Centrum und die katholische Kirche angewandt worden sind, nicht aufkommen, wenn er gleichzeitig die Hilfe der Geistlichkeit in Anspruch nimmt, um der modernen Entwickelung des Volkes ein Gegengewicht zu geben und die berechtigten Ansprüche eines Theiles der Bevölkerung zu bekämpfen. Wenn man nicht den Thron ohne den Altar nennen, wenn man sich nicht

eine Monarchie ohne Gottes Gnaden denken kann, wenn man glaubt, daß zu allen staatlichen Maßnahmen erst die Kirche ihren Segen geben muß, kann man auch die Kirche nicht bekämpfen, sollte sie auch die Bürger dem Staat entfremden und einen Staat im Staate bilden und unter dem Schein der Entsagung allen Einfluß für sich in Anspruch nehmen. Und wenn die Machthaber sich erst auf die Polizei stützen, um jede freie Regung in der Bevölkerung unter Kontrole zu stellen, niederzuhalten oder eventuell mit drakonischen Maßregeln zu unterdrücken, so darf man sich nicht wundern, wenn die Organe der Polizei allmälig zu dem Glauben kommen, sie seien die Nöthigsten und darum die Wichtigsten und Ersten im Staat, wenn sie demgemäß regieren wollen und mit der Zeit Zustände sich herausbilden, wie sie vor Kurzem zu Aller Erstaunen in einer Prozeßverhandlung der Oeffentlichkeit gezeigt sind, daß nämlich Minister gegen die Polizei, und gar gegen untergeordnete Organe derselben, sich um Hilfe an die Gerichte wenden, sich „in die Oeffentlichkeit flüchten", also die öffentliche Meinung oder, mit anderen Worten, das Volk um Unterstützung bitten müssen. Und wenn das Heer hingestellt wird als eine Einrichtung, nicht allein zum Schutze der Nation, sondern auch zum Schutze gegen Diejenigen, die nicht der Meinung Derer sind, die die Macht innehaben, zum Schutze gegen den „inneren Feind", darf man sich da wundern, wenn eine Kluft zwischen dem Heer, und namentlich dem „Offiziersstande", einer- und dem Bürgerthum andererseits entsteht und die Generale allmälig, mit der ihnen zugewiesenen Rolle nicht zufrieden, beanspruchen, den maßgebenden Einfluß im Staate auszuüben und die berufenen Rathgeber der Krone zurückzudrängen? Die Geschichte weiß aus der Mitte dieses Jahrhunderts viel von den politisirenden Generalen zu erzählen; wir fürchten, daß sie künftig auch Versuche von Offizieren erwähnen wird, am Ende dieses Jahrhunderts die Politik in einer den Interessen und Wünschen des Volkes zuwiderlaufenden Weise zu beeinflussen.

Die falsche und veraltete Regierungsmethode, die im Vorstehenden gekennzeichnet worden ist, machte bald nach der Gründung des Reiches Fiasko. Schon während des Krieges mit Frankreich stellte die römisch-katholische Kirche im Interesse des Papstthums Forderungen an die deutsche Regierung, die diese umsoweniger erfüllen konnte, als die Bevölkerung des Deutschen Reiches überwiegend evangelisch ist und das von den deutschen Bischöfen am heftigsten bekämpfte Dogma von der Infallibilität des jeweiligen Papstes auch für Deutschland die einschneidendsten Konsequenzen haben konnte. Die Weigerung der Regierung, der katholischen Kirche dienstbar zu sein, hatte einen Konflikt des Deutschen Reiches mit Rom zur Folge, in dem eine überwiegende

Majorität des deutschen Volkes auf Seiten der Regierung stand, weil man annahm, es handele sich wirklich um eine Bewegung, die den von Virchow erfundenen Namen „Kulturkampf“ verdiene. Das Reich und der preußische Staat gingen nunmehr gegen die widerspenstigen Mitglieder der katholischen Kirche, die sich unter dem Namen Centrumspartei organisirten, scharf, oft auch zu scharf, mit Polizeimaßregeln vor. Zunächst wurde der sogenannte „Kanzelparagraph“, der der Agitation der Geistlichen begegnen sollte, und das Jesuitengesetz (welch' letzteres noch jetzt in Kraft ist) geschaffen, alsdann folgten die „Maigesetze“.

Dieser Kulturkampf hatte freilich auch seine guten Folgen, und wir erfreuen uns noch jetzt der Segnungen des Civilehegesetzes aus dem Jahre 1874. Durch diesen Zwist aber erstarkte die katholische Partei, die bei den ersten Wahlen zum deutschen Reichstag etwa 60 Mitglieder gezählt hatte, immer mehr und brachte es bei den Wahlen im Januar 1874 schon auf 101 Sitze. Ungefähr soviel Mitglieder hat die Centrumspartei im Reichstage bis jetzt immer gezählt.

Während des Kulturkampfes war Fürst Bismarck, der nicht nur der Gegnerschaft des katholischen Klerus, sondern auch der reaktionären preußischen Junker sich erfreute, wohl oder übel auf die Unterstützung der linken Seite des Reichstages angewiesen, die in den ersten Jahren nach dem französischen Kriege die Mehrheit im Reichstag hatte, und der wir die grundlegenden Gesetze des Reiches zu verdanken haben. Die Reichsverfassung wurde im April 1871 vom Reichstage angenommen. Nur 4 Stimmen wurden schließlich gegen den Entwurf abgegeben. Das Gesetz von 1873, das uns ein einheitliches Münzwesen gab, machte der großen Konfusion ein Ende, die in Deutschland auf diesem Gebiete bis dahin bestanden hatte. Ein Beschluß von eminenter Wichtigkeit war es auch, den der Reichstag im Dezember 1873 auf Laskers Antrag faßte, indem das gesammte bürgerliche Recht der Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung unterworfen wurde. Bekanntlich ist es ein Vierteljahrhundert nach der Gründung des Reiches gelungen, das Bürgerliche Gesetzbuch unter Dach und Fach zu bringen, und der Reichskanzler Fürst Hohenlohe kann stolz darauf sein, daß das große Werk im Jahre 1896 unter seiner Amtsführung die Zustimmung des deutschen Reichstages gefunden hat. Die Justizreform, die uns ein einheitliches Prozeßrecht gab, kam im Jahre 1876 zu Stande — leider nicht, ohne daß zwischen den Nationalliberalen und der Fortschrittspartei wegen verschiedener Streitpunkte eine große Verstimmung Platz griff — und trat am 1. Oktober 1879 in Kraft.

Gegenüber der Militärfrage nahmen die beiden liberalen Parteien eine verschiedene Haltung ein. Nachdem im Jahre 1874 das Provisorium abgelaufen, durch das eine Pauschalsumme von jährlich 270 Millionen Mark für drei Jahre ausgeworfen worden, verhalfen die Nationalliberalen im Jahre 1874 dem sogenannten Septennat zum Siege, durch das der Reichstag sich des Rechtes begab, innerhalb der nächsten sieben Jahre die Friedenspräsenzstärke des Heeres herabzusetzen. Im Jahre 1880 gab der Reichstag bei wesentlich veränderten Mehrheitsverhältnissen wiederum einem Septennat seine Zustimmung.

Fürst Bismarck zeigte keine große Neigung, mit der Linken, mit der er vor dem Kriege so heftige Kämpfe ausgefochten hatte, lange zusammenzugehen. Schon in der zweiten Legislaturperiode des Reichstags schlug er (1876) ein System von indirekten Steuern vor, das von den Liberalen abgelehnt wurde, und nachdem bei den Wahlen im Jahre 1877 die liberale Majorität verschwunden war, wandte sich der Reichskanzler mehr und mehr von ihnen ab. Die innerlich bereits vollzogene Abkehr Bismarcks von den Liberalen kam deutlich zum Ausdruck nach den unglückseligen Attentaten auf Kaiser Wilhelm im Jahre 1878. Ein nach Hödels wahnwitziger That vorgeschlagenes Sozialistengesetz wurde vom Reichstag abgelehnt. Die große Erregung aber, die Nobilings Mordversuch in der Bevölkerung hervorrief, benutzte Fürst Bismarck geschickt, indem er den Reichstag auflöste und bei den Wahlen von 1878 sich ein Parlament schuf, das nicht nur einem Sozialistengesetz zustimmte, sondern auch gegenüber den neuen Ideen des Reichskanzlers Entgegenkommen zeigte. Das Sozialistengesetz galt zunächst bis zum 31. März 1881 und wurde mehrere Male, zuletzt im Jahr 1884, verlängert. Die rigorose Anwendung dieses Polizeigesetzes, weit entfernt davon, die Sozialdemokratie zu vernichten, bewirkte, daß sie, die Partei der Märtyrer, innerlich immer mehr gefestigt wurde und eine sehr stark wachsende Schaar von neuen Anhängern erwarb. Wenn jetzt die sozialdemokratische Partei die bei Weitem größte Anzahl der Wähler hinter sich hat, so ist das auch nicht zum Wenigsten die Folge jener Polizeipolitik, die Fürst Bismarck einführte, und in der besonders Herr v. Puttkamer in den achtziger Jahren excellirte. Da der Reichskanzler unmöglich mit Centrum und Sozialisten zu gleicher Zeit kämpfen konnte und gegen die Letzteren neben der Polizei auch die Geistlichkeit aufgeboten wurde, blieb ihm nichts weiter übrig, als trotz seines berühmt gewordenen Ausspruches vom Jahre 1872 schon sechs Jahre später „nach Canossa zu gehen“. So war denn die große Polizeiaktion gegen das Centrum ge-

scheitert, wie später die entsprechende Aktion gegen die Sozialdemokratie scheitern sollte. Aber da die Ausnahmegesetze gegen die Katholiken nur allmälig beseitigt wurden und zum Theil, wie das Jesuitengesetz, noch jetzt bestehen, war es den Führern der Ultramontanen leicht, ihre Schaaren in festgefügter Phalanx zusammenzuhalten und dieser unter Führung des alten Windthorst eine so gute Position zu sichern, daß sie zu ausschlaggebendem Einfluß gelangte, und wir in Deutschland manches Gesetz von Centrums Gnaden erhielten.

Nachdem Fürst Bismarck das Sozialistengesetz unter Dach gebracht, wandte er sich den Konservativen und dem Centrum zu. Mit Hilfe der 204 Mitglieder zählenden volkswirthschaftlichen Vereinigung des Reichstages setzte er die Steuer- und Wirthschafts-„Reform" durch. Der neue Zolltarif, der unter anderem auch Getreidezölle enthielt, wurde im Juli 1879 mit 100 Stimmen Majorität angenommen. Damit waren die Bahnen, in denen das Reich auf wirthschaftlichem Gebiet zunächst gewandelt, vollkommen verlassen und die schutzzöllnerisch-protektionistische Aera, unter der wir noch jetzt leiden, inaugurirt. Aeußerlich wurde der Umschwung dadurch gekennzeichnet, daß an die Stelle des Herrn v. Forckenbeck, des Nachfolgers Simsons auf dem Präsidentenstuhl, der Konservative v. Seydewitz trat, und daß erster Vizepräsident Frhr. v. Franckenstein vom Centrum wurde, nach dessen Namen der im Jahre 1879 gefaßte Beschluß genannt worden, daß der die Summe von 130 000 000 Mark übersteigende Ertrag aus den Zöllen den Bundesstaaten zu überweisen sei. Aber nicht nur im Parlament vollzog sich ein Personenwechsel, sondern naturgemäß auch im preußischen Ministerium: der Kultusminister Falk ging, wie vorher schon Delbrück, und ebenso der nationalliberale Hobrecht, der kurze Zeit Finanzminister gewesen war. An die Stelle Falks trat Herr v. Puttkamer, ein Erzreaktionär, der sich besonders um die Herstellung guter Beziehungen zu den konservativen Elementen des Centrums bemühte. In der Session 1878—1881 wurden die ersten Versuche gemacht, die auf dem Grundsatze der Gewerbefreiheit aufgebaute Gewerbeordnung rückwärts zu revidiren, und seitdem hat die Agitation der Zünftler, die Zwangsinnung und Befähigungsnachweis fordern, von Jahr zu Jahr an Heftigkeit zugenommen. Aber selbst der damalige Reichstag wies die Zumuthung des Reichskanzlers — der allmälig die einzig maßgebende Persönlichkeit im Reich geworden war —, sich auf zweijährige Etats- und vierjährige Legislaturperioden einzulassen, mit Entschiedenheit zurück.

Aus den Wahlen im Oktober 1881 ging eine starke oppositionelle Mehrheit hervor. Die äußerste Linke brachte es auf

zusammen 110 Sitze, die Centrumspartei nebst ihrem Anhang verfügte über 138 Stimmen, und die Nationalliberalen hatten noch nicht einmal 50 Mandate behauptet. Das starke Anwachsen der Opposition war die Folge der Ankündigung des Tabaksmonopols, dessen Erträgnisse die Mittel zur Durchführung der in der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 angekündigten Sozialreform liefern sollten. Offenbar hoffte Fürst Bismarck, die Arbeiter, wenn er ihnen einen gewissen Schutz gegen die Folgen von Krankheit, Unfällen, Invalidität und Alter sicherte, gegen die ihm im Grunde des Herzens sehr verhaßten Liberalen ausspielen zu können, und es schwebte ihm wohl als Ideal ein Staat vor, in dem eine aristokratische Minderheit, gestützt auf die durch allerhand staatssozialistische Wohlthaten fügsam gemachten Arbeiter, herrscht und das Bürgerthum zu völliger Einflußlosigkeit verdammt ist.

Der Reichstag war nicht sehr geneigt, auf die staatssozialistischen Ideen des Fürsten Bismarck einzugehen. Das Tabaksmonopol, das schon im Bundesrathe eine starke Gegnerschaft gefunden hatte, wurde vom Reichstage mit sehr großer Mehrheit abgelehnt, und es bedurfte vieler Mühe der Regierung, um zunächst dem Krankenversicherungs- und sodann dem Unfallversicherungsgesetze zur Annahme zu verhelfen. Damit war die Sozialreform begonnen, die freilich viele bedenkliche Seiten hat, indem sie das Verantwortlichkeitsbewußtsein der Einzelnen abschwächte und außerordentlich komplizirte Organisationen erforderlich machte, die auf der anderen Seite aber auch vielen Nutzen für die Arbeiter stiftet und für andere Länder vorbildlich geworden ist.

Im März 1884 vollzog sich auf parteipolitischem Gebiet ein bedeutsames Ereigniß. Mit Recht sagten sich die Mitglieder der äußersten Linken des Reichstages, daß sie bei einem etwaigen Systemwechsel nur dann Aussicht hätten, ihre Grundsätze in die Praxis übersetzt zu sehen, wenn sie mit einer großen Partei auftreten könnten. Es fusionirten sich deshalb die Fortschrittspartei unter Richter und Hänel mit der aus früheren Nationalliberalen bestehenden liberalen Vereinigung, die durch Stauffenberg, Bamberger und Rickert geführt wurde, zur freisinnigen Partei. Fürst Bismarck bekämpfte die neue Partei sehr heftig, und es gelang einer rücksichtslosen Agitation, in der sich besonders die auf dem Heidelberger Parteitage nach rechts abgeschwenkten Nationalliberalen hervorthaten, die Freisinnigen bei den Wahlen im Herbst 1884 erheblich zu schwächen; sie behaupteten nur einige sechzig Mandate. Indessen verfügten die Rechte und die Nationalliberalen zusammen in der Session 1884—1887 doch nur über etwa 160 Sitze. Der

Reichstag bewilligte die Mittel für die vom Fürsten Bismarck nunmehr eingeleitete Kolonialpolitik, deren Bekämpfung man den Freisinnigen schon in der Wahlkampagne zum schweren Vorwurf gemacht hatte. Die Freisinnigen, die sich die Wahrung der Volksrechte und die Bekämpfung der neuen schutzzöllnerisch-protektionistischen Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers zur Aufgabe gemacht hatten, konnten nicht verhindern, daß 1885 die Getreidezölle mit Hilfe des Centrums erhöht wurden. Dagegen gelang es ihnen, im März 1886 das Branntweinmonopol zu Falle zu bringen.

Fürst Bismarck, dessen Politik bei zunehmendem Alter immer reaktionärer wurde, strebte unter diesen Umständen und nachdem der Reichstag seine Polenausweisungen scharf kritisirt hatte, danach, gegen die freisinnige Partei einen entscheidenden Schlag zu führen und den Einfluß des Reichstags überhaupt noch mehr als bisher zurückzudrängen. Er benutzte zu diesem Zwecke sehr klug eine Militärvorlage, indem er wiederum ein Septennat, und zwar diesmal unter Festsetzung der Friedenspräsenzstärke auf 468 000 Mann, forderte. Der Reichstag lehnte am 14. Januar 1887 mit einer aus dem Centrum, den Freisinnigen und den Sozialdemokraten bestehenden Mehrheit das Septennat ab. Nach einer beispiellos heftigen Agitation gegen die Opposition, in die Fürst Bismarck selber eingriff und in der die Kriegsfurcht die größte Rolle spielte, brachten die Wahlen am 21. Februar dem Fürsten Bismarck die ersehnte Majorität. Die Kartellparteien, Konservative, Freikonservative und Nationalliberale verfügten über eine sichere Mehrheit, die das Septennat bewilligte und ein Branntweinsteuergesetz annahm, das den kontingentirten Betrieben aus dem Ertrage der Steuer die sogenannte „Liebesgabe" gewährt. Den folgenschwersten Schritt aber that dieser Reichstag, als er die Verlängerung der Legislaturperioden auf fünf statt bisher drei Jahre beschloß.

Am 9. März 1888 starb Kaiser Wilhelm I., der in den letzten Regierungsjahren dem Fürsten Bismarck sozusagen plein pouvoir gegeben hatte. Die Hoffnungen, die das deutsche Volk auf den allverehrten Kaiser Friedrich gesetzt hatte, sollten sich nicht erfüllen, da seine ganze Regierungszeit von 99 Tagen eine einzige schwere Leidenszeit für ihn war und ihn hinderte, große Aktionen zu unternehmen. Fürst Bismarck blieb im Amte, doch mußte Herr v. Puttkamer, der schon eine Reihe von Jahren Minister des I n n e r n gewesen war, sein Amt niederlegen. Hätte Kaiser Friedrich nichts weiter gethan, als daß er durch die Entlassung dieses Polizeiministers zeigte, wie er nicht regiert wissen wollte, es wäre schon ein großer Gewinn für das Reich gewesen. Aber er gab uns bei seinem Regierungs-

antritt auch jene herrlichen Erlasse, die sicher nicht ohne Einfluß gewesen sind auf die später vom jetzigen Kaiser inaugurirte Versöhnungspolitik. Wenn einmal Grundsätze ausgesprochen sind, wie sie Kaiser Friedrich in seinen Erlassen entwickelte, so übt das allein schon eine segensreiche Wirkung aus. Wie sehr Fürst Bismarck den Einfluß der Worte Kaiser Friedrichs auf das deutsche Volk fürchtete, das zeigte er nur zu deutlich, als er gegen den Herausgeber des kronprinzlichen Tagebuches, Prof. Geffcken, eine strafrechtliche Verfolgung einleitete und der Verbreitung des Tagebuchs ein Ziel setzte.

Kaiser Wilhelm II. suchte zunächst die Sozialreform seines Großvaters zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen. Deshalb legte sich Fürst Bismarck selbst gewaltig für das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz ins Zeug, und die Vorlage gelangte denn auch am 24. Mai 1889 mit Hilfe derselben Konservativen zur Annahme, die jetzt nicht heftig genug über die Belastung und Belästigung durch das Gesetz klagen können. Wegen der Art der Bekämpfung der Sozialdemokratie kam es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck. Die dadurch bewirkte nicht konsequente Haltung der Regierung hatte das Scheitern der Vorlage im Januar 1890 zur Folge. Auch über die Gesammtrichtung der den Arbeitern gegenüber zu befolgenden Politik herrschte keine Uebereinstimmung zwischen Kaiser und Kanzler. Der Letztere wollte in erster Reihe scharfe Repressivmaßregeln gegen die Sozialdemokratie, der Kaiser aber wollte die Arbeiter versöhnen und berief gegen den Rath des Fürsten Bismarck, der sein Amt als Handelsminister niederlegte und in dieser Stellung durch den Freiherrn von Berlepsch ersetzt wurde, die internationale Arbeiterschutzkonferenz, die im März 1890 in Berlin tagte. Naturgemäß verloren die Kartellparteien bei den Neuwahlen im Februar 1890 die Mehrheit. Das Sozialistengesetz war damit beseitigt, und an seine Stelle trat die Arbeiterschutzgesetzgebung, die in diesem und dem folgenden Jahre zum Abschluß kam.

Der Kaiser, der einsah, daß er auf die Dauer mit dem Fürsten Bismarck nicht werde zusammen arbeiten können, beschloß nunmehr, sich von seinem ersten Berather zu trennen, und so erhielt Fürst Bismarck gegen seinen Willen im März 1890 den Abschied. Der Sturz des allmächtigen Mannes rief überall die größte Aufregung hervor. Die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes athmete, obgleich sie die auswärtige Politik des Reichskanzlers billigte, erleichtert auf, weil in der inneren Politik andere Bahnen eingeschlagen werden sollten. In den letzten Jahren der Amtsthätigkeit Bismarcks war Jeder, der seinen reaktionären Plänen Widerstand entgegen-

setzte, ein „Reichsfeind". Die Majorität des deutschen Volkes bestand schließlich aus solchen Reichsfeinden. Das sollte nun anders werden. Allein das sagte den Kreisen, denen die Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck zu Gute gekommen war, nicht zu, und ihr Grimm machte sich in einer heftigen Bekämpfung der Regierung Luft, die auch heute noch andauert. Fürst Bismarck selbst schürte die Unzufriedenheit unter den Anhängern seiner Politik durch Reden und Zeitungsartikel.

Unter diesen Verhältnissen wurde seinem Nachfolger, dem General von Caprivi, der früher schon einmal Chef der Admiralität gewesen war, die an sich schon schwierige Aufgabe, die Nachfolgerschaft des ersten Kanzlers zu übernehmen, noch gewaltig erschwert. Doch bald beherrschte der General vollständig das Material und die Situation. Zunächst löste er die erste der ihm gestellten Hauptaufgaben, indem er 1891 die Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz zum Abschluß brachte und ihnen eine Majorität im Reichstag sicherte. Des neuen Reichskanzlers Streben ging vornehmlich dahin, die Wehrkraft des Reiches so auszugestalten, daß es allen Eventualitäten gewachsen wäre. Er schlug deshalb eine Erhöhung der Friedenspräsens auf 492 000 Mann ohne die Unteroffiziere vor, und die nothwendige Bildung von Kadres für den Kriegsfall durch Schaffung von 173 Halbbataillonen. Er setzte aber als Aequivalent für das Volk die Einführung der von der Linken seit 30 Jahren erstrebten zweijährigen Dienstzeit durch. Nach langen Berathungen, im Verlauf deren der Kanzler durch seine in trefflichen Reden dargelegten Gründe immer mehr Abgeordnete für seine Pläne gewann, wurde die Vorlage gleichwohl am 6. Mai 1893 mit 210 gegen 162 Stimmen abgelehnt, da die äußerste Linke sich nicht entschließen konnte, mit den Nationalliberalen zusammen eine Verständigung mit der Regierung herbeizuführen, und von den Freisinnigen nur 6 Abgeordnete für die Vorlage, die die verkürzte Dienstzeit brachte, stimmten. Der Reichstag wurde aufgelöst, und die freisinnige Partei zog in zwei Gruppen gespalten in den Wahlkampf. Die freisinnige Volkspartei, die im Wesentlichen aus alten Fortschrittsleuten bestand, begann schon während der Wahlbewegung unter Führung Richters einen ziemlich rücksichtslosen Kampf gegen die „Umgefallenen" und überhaupt gegen die freisinnige Vereinigung, die sich nicht zu dem Standpunkt bekennen wollte, daß genau die vom Abgeordneten Richter festgesetzte Zahl bewilligt werden dürfe und darüber hinaus nichts. Die Folge des Zwistes war, daß die Freisinnigen zusammen bei den Wahlen am 14. Juni 1893 nur einige 30 Sitze behaupteten, von denen ein großer Theil, der bis dahin den nachmaligen Mitgliedern der Vereinigung

gehört hatte, durch Volksparteiler besetzt wurde. Die Folgen der Schwächung der Freisinnigen sollten sich bald zeigen. Graf Caprivi, der, je weiter er sich einarbeitete, desto mehr den liberalen Forderungen Gerechtigkeit widerfahren ließ und infolge dessen von der Rechten auf das Rücksichtsloseste bekämpft wurde, hatte, obgleich er allmälig die Sympathie Aller, mit Ausnahme der extremen Agrarier und der Antisemiten, gewann, keine Majorität, auf die er sich stützen konnte. So gelangte die Militärvorlage am 15. Juli bei Anwesenheit fast aller Mitglieder mit der geringen Mehrheit von 201 gegen 185 Stimmen zur Annahme. Gegen die Fortführung der Handelsvertragspolitik machte der Bund der Landwirthe, der, wie seine konstituirende Versammlung bewies, von enragirten Bismarckianern gegen den „neuen Kurs" des Kanzlers, hinter dem der Kaiser stand, gegründet war, die Landwirthe in einer beispiellos demagogischen Agitation mobil. Doch gingen die Verträge mit Spanien, Rumänien und Serbien noch verhältnißmäßig glatt im Dezember durch. Sein schwerstes Geschütz fuhr der Bund der Landwirthe, der stets von Loyalität überfloß, die Rathgeber des Kaisers aber in einer Weise bekämpfte, die bis dahin unerhört war, gegen den Vertrag mit Rußland auf, für den der Kaiser persönlich eintrat, und der im März 1894 Geltung erlangte. Von da ab kannte der Haß der Agrarier gegen den Reichskanzler, den sie spöttisch, nachdem ihn der Kaiser zum Grafen gemacht, den Handelsvertragsgrafen nannten, sowie gegen den Freiherrn v. Marschall, der die Handelsvertragspolitik im Reichstag sehr geschickt vertheidigt hatte, keine Grenzen mehr. Die Stellung des Kanzlers wurde mit allen Mitteln unterwühlt, und obwohl der Kaiser noch im September 1894 den Führern der ostpreußischen Agrarier deutliche Beweise von Ungnade gegeben, wußten diese es durchzusetzen, daß der Kaiser schon am 20. Oktober desselben Jahres eine Deputation des Bundes der Landwirthe aus Ostpreußen empfing. Kurz darauf, am 26. Oktober, war Graf Caprivi entlassen. Seine Gegner forderten seit der Mitte Juni 1894 erfolgten Ermordung Carnots vom Grafen Caprivi scharfe Maßregeln gegen den „Umsturz", weil sie sich sagten, daß der Kaiser ihn gehen lassen würde, wenn er jede Aktion ablehne, und daß er im Reichstag, wenn er ein drakonisches Gesetz vorlege, eine Niederlage erleiden würde, die ihn unmöglich machen müßte. Ein scharfes Vorgehen, eventuell ohne Zustimmung des Parlaments, befürwortete auch der Ministerpräsident Graf Eulenburg im preußischen Ministerium. Dem Grafen Caprivi gelang es, ihm gegenüber durchzudringen, indem er ein Gesetz vorschlug, das er auf verfassungsmäßigem Wege durchsetzen wollte; der Kanzler erlangte die Billigung seines Vorgehens durch den Kaiser am 23. Oktober und durch die leitenden

Männer der Bundesstaaten am 25. Oktober. Vom 23. bis 25. desselben Monats war der Kaiser bei den Eulenburgs in Liebenberg zur Jagd. Als er zurückkehrte, verlangte er vom Reichskanzler die Desavouirung eines Artikels der Köln. Ztg., in dem mitgetheilt war, daß die Anschauungen Caprivis über die des Grafen Eulenburg gesiegt hätten. Der Reichskanzler, der den Artikel — dessen Inhalt ja einer ganzen Reihe von leitenden Personen bekannt war — nicht veranlaßt hatte, weigerte sich gleichwohl, ihn zu widerrufen, da der Inhalt den Thatsachen entsprach, und erhielt seine Entlassung. Mit ihm mußte Graf Eulenburg gehen; denn es war unmöglich, daß ein paar Tage, nachdem sich die Bundesstaaten für das Vorgehen des Grafen Caprivi ausgesprochen, ihnen zugemuthet werden konnte, auf die Eulenburgsche Politik der Gewalt sich einzulassen.

So hatten die Bismarckianer und Agrarier in ihrem Kampf gegen den „neuen Kurs“ des Kaisers, gegen seine „Versöhnungspolitik“ den ersten Sieg erfochten, indem sie den Monarchen von einem Rathgeber trennten, der ihm in der schwersten Zeit nach dem Abgange Bismarcks treu zur Seite gestanden und für seine Geschicklichkeit die mannigfachsten Gnadenbeweise des Kaisers erhalten hatte. Wenn die Unversöhnlichen geglaubt hatten, daß nun sofort einer der Ihrigen in das Palais in der Wilhelmstraße einziehen werde, hatten sie sich geirrt. Der Kaiser ernannte den Fürsten Hohenlohe, bis dahin Statthalter in Elsaß-Lothringen, zum Kanzler. Ist dieser ein Staatsmann von gemäßigter Gesinnung, so war Herr v. Köller, der neue Minister des Innern, ein Freund der Agrarier und Reaktionäre. Seiner Ungeschicklichkeit gelang es denn auch bald, das vom Grafen Caprivi übernommene Umsturzgesetz im Reichstage zu Falle zu bringen.

Zum Scheitern des Umsturzgesetzes hatte auch eine kräftige Bewegung in der Bevölkerung im Reiche beigetragen, die gegen diese Vorlage ebenso energisch Front machte, wie einige Jahre zuvor gegen das Zedlitz'sche Volksschulgesetz in Preußen. Die Verhandlungen über das Umsturzgesetz fanden schon im neuen Reichstagsgebäude statt, in welches das Parlament im Dezember 1894 übergesiedelt war. Die Feier der Schlußsteinlegung in dem Wallot'schen Bau zeigte wieder einmal deutlich, daß wir noch immer in einem Militärstaat leben. Auch die Jubelfeiern in den Jahren 1895 und 1896 zur Erinnerung an den Sieg über Frankreich und an die Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches trugen wesentlich einen militärischen Charakter, und die Volksvertretung hatte eigentlich nichts anderes zu thun, als im Jahre 1896 dem Bürgerlichen Gesetzbuch ihre Zustimmung zu geben. Nach fast fünfundzwanzigjährigen

Vorarbeiten kam das große Werk, das die Einheit des Deutschen Reiches auch auf das Gebiet des bürgerlichen Rechts überträgt, unter der Reichskanzlerschaft des Fürsten Hohenlohe zu Stande, ein Ereigniß, das den Namen dieses Staatsmannes künftigen Geschlechtern noch oft in Erinnerung bringen wird.

Die Agrarier, deren Uebermuth fortwährend gewachsen ist, so daß sich bereits aus gewerblichen, industriellen und Handelskreisen ein Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe gebildet hat, drangen immer ungestümer darauf, daß der Landwirthschaft durch „große Mittel" geholfen werde. Als solche schlugen sie vor den Antrag Kanitz, der durch eine Monopolisirung des Handels mit ausländischem Getreide einen Minimalpreis für das Brodkorn gewährleisten sollte, die Einführung der Doppelwährung und eine Börsenreform. Gegen den sozialistischen Antrag Kanitz sprach sich nach Anhörung des Staatsraths die Regierung und sodann auch der Reichstag aus. In der Währungsfrage nahm Fürst Hohenlohe zunächst eine dilatorische Haltung ein, was die Agrarier ihm sehr übel nahmen, und bequemte sich endlich zu der Erklärung, daß Deutschland auf diesem Gebiete nicht allein vorgehen könne. Daß der jetzige Reichskanzler den Angriffen auf unsere Goldwährung nicht ebenso entschieden entgegentrat, wie sein Vorgänger, hat die Folge gehabt, daß der Bund der Landwirthe und seine Gefolgschaft auch jetzt noch gegen unsere gute Währung scharf agitiren. Mit der Börsenreform hatten die Agrarier mehr Glück, das freilich zum Unglück der Landwirthschaft ausgeschlagen ist, die durch das Verbot des Getreideterminhandels, das die Börseaner treffen sollte, schwer geschädigt ist. Ebenso muß die Landwirthschaft für die Kurzsichtigkeit ihrer angeblich besten Freunde beim Zuckersteuergesetz büßen. Das erst in diesem Jahre zu Stande gekommene Gesetz hat durch die Prämien eine kolossale Ueberproduktion veranlaßt, in deren Gefolge niedrige Preise die einst so blühende Zuckerindustrie in schwere Bedrängniß gebracht haben. Jetzt, wenige Monate nach dem Inkrafttreten des Gesetzes, sind alle Interessenten darüber einig, daß es die Industrie schwer schädigt, was die Voraussagen Dr. Barths und anderer Freisinniger auf das Glänzendste rechtfertigt. Mit einer Förderung der Landwirthschaft durch solche Gesetze gingen verschiedene Angriffe auf die Freiheit des Handels Hand in Hand; hier sei nur das Verbot des Detailreisens erwähnt, das wieder an die Aktion gegen die Gewerbepolitik erinnert, welche unter dem Fürsten Hohenlohe inszenirt worden ist. Eine noch aus der Hinterlassenschaft des früheren Handelsministers Frh. v. Berlepsch stammende Vorlage, die freilich nicht den Befähigungsnachweis, wohl aber eine Zwangs=

organisation für die Handwerker vorschlägt, ist schließlich sogar im Bundesrathe auf Widerstand gestoßen, doch steht zu befürchten, daß immerhin noch viel Schlimmes dabei herauskommt, wenn nicht eine starke Bewegung in der Bevölkerung gegen reaktionäre Maßnahmen auf diesem Gebiete noch Eindruck auf die Regierungen macht; denn den gegenwärtigen Reichstag als Hüter der Gewerbefreiheit betrachten, wäre genau so, als wenn man einen Bock zum Gärtner machte.

Leider leistet Fürst Hohenlohe, ohne selbst Reaktionär zu sein, der Reaktion keinen kräftigen Widerstand, und im Gegensatz zu dem alten Kurs des Fürsten Bismarck und dem neuen Kurs des Grafen Caprivi hat man seine Thätigkeit nicht mit Unrecht mit dem Worte Zickzackkurs belegt. Kein Wunder, daß bei solcher Regierung die Verwirrung, wie wir sie Eingangs skizzirt haben, immer größeren Umfang annimmt.

Welche Anstrengungen gemacht werden, auf der einen Seite, um die Bismarcksche Politik wieder zur maßgebenden zu machen, auf der anderen, um den Kaiser ganz von seiner volksfreundlichen Politik abzudrängen, die die ersten Jahre seiner Regierung kennzeichnete, das beweisen die Enthüllungen der letzten Jahre. Der Scheiterhaufenbrief Stöckers an den Chefredakteur der „Kreuzztg.“, der unter der Devise „für Gott und den König“ die konservative Partei zu demagogisch auftretenden Agrariern und Antisemiten gemacht hat; das Intriguenspiel gegen die Minister v. Marschall und v. Bötticher, bei dem, wie in dem Prozeß gegen v. Lützow und Leckert erwiesen, die vom preußischen Ministerium des Innern ressortirende politische Polizei die Hauptrolle spielte; die verschiedenen einander bekämpfenden Richtungen am Hofe, von denen anläßlich der Kotzeaffäre die ganze Welt Kenntniß erhielt; der Widerstand gewisser militärischer Kreise gegen eine Reform der Militär-Strafprozeßordnung und gegen eine Beseitigung des Duells; die Sonderstellung, die das Offizierkorps im Staatsleben einnimmt, und über die aus Anlaß der That des Lieutenants v. Brüsewitz sich fast die ganze Bevölkerung entrüstete — alles das sind Erscheinungen, die beweisen, daß es im Deutschen Reich leider nicht so ist, wie es sein sollte.

Glücklicherweise sind den Rückschrittlern ihre verschiedenen Versuche, den Kaiser für ihre reaktionären Pläne ganz zu gewinnen, bisher nicht gelungen. Die Hoffnungen der Leute, die den Fürsten Bismarck mit dem Deutschen Reich verwechseln, haben sich nicht erfüllt. Freilich ist eine äußerliche Versöhnung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck zu Stande gekommen, freilich fuhr der Monarch zum achtzigsten Geburtstag des Fürsten nach Friedrichsruh und führte ihm ein glänzendes militärisches Schauspiel vor, freilich mißbilligte er

scharf den Beschluß der Reichstagsmehrheit, die eine offizielle Beglückwünschung des Altreichskanzlers ablehnte, weil sie mit Recht die Ausbeutung einer solchen durch die Bismarckianer fürchtete, — aber die Hoffnung der Junker und Junkergenossen, daß der Kaiser das Staatsschiff wieder in Bismarck'sches Fahrwasser einlenken werde, dürfte sich kaum mehr erfüllen. Der Kaiser will selbst regieren und hat schon oft gezeigt, daß er eine junkerliche Reaktion nicht wünscht. Er hat das Sozialistengesetz ablaufen lassen und sich selbst dann, als die Sozialisten die Erinnerungsfeier an die Thaten Kaiser Wilhelms I. durch Angriffe auf den alten Kaiser begingen — weil sie ihm nicht vergessen können, daß er dem Ausnahmegesetz seine Zustimmung gegeben —, nicht dazu hinreißen lassen, ein neues Sozialisten- oder Umsturzgesetz zu machen, wie gewisse Kreise wünschten, sondern sich darauf beschränkt, in einer scharfen Rede das Andenken seines Großvaters zu vertheidigen.

Je mehr der Einfluß der Leute zurückgedrängt wird, die den versöhnlichen Sinn des Kaisers ins Gegentheil verkehren möchten, und je enger das Verhältniß zwischen dem deutschen Volke und dem Kaiser wird, desto glücklicher und mächtiger wird Deutschland sein. Dazu gehört aber, daß nicht länger Junker, Geistliche, Polizei und Höflinge den Einfluß an sich zu reißen suchen, der der Vertretung des deutschen Volkes zukommt, und daß der Kaiser sich für eine volksthümliche Politik auf ein volksfreundliches Parlament stützen kann. Hierzu wieder ist Vorbedingung das Wiedererstarken der liberalen Parteien, und um dieses zu ermöglichen, sollten alle wirklichen Liberalen sich im Dienste der Gesammtheit zusammenfinden. Wenn das Bürgerthum in sich zerklüftet und uneins ist, treibt es die Regierenden direkt in das Lager der Reaktion.





Fünfundzwanzig Jahre deutschen Wirthschaftslebens.

Von

J. Wiener.

Das deutsche Wirthschaftsleben stand in seinen Jugendjahren. Die Schaffenslust, die durch die ungewohnte, von den französischen Milliarden herrührende Geldfülle eine künstliche Anregung erhalten hatte, förderte neben berechtigten und lebensfähigen Unternehmen bald auch eine große Zahl von Schöpfungen zu Tage, die von Anfang an den Keim des Unterganges in sich trugen. Die Agiotage beging die wildesten Ausschreitungen, und schließlich erwies sich das Fundament des Gebäudes, das in den Gründerjahren aufgerichtet worden war, als so schwach, daß es nur noch eines äußeren Anstoßes bedurfte, um eine Katastrophe hereinbrechen zu lassen.

Die Reden, die Eduard Lasker am Anfang des Jahres 1873 im Abgeordnetenhause über das Unwesen der Eisenbahnkonzessionen unter dem Handelsminister v. Itzenplitz hielt, ließen das Land inne werden, daß sein wirthschaftliches Leben auf eine schiefe Ebene gerathen war.

Der Niedergang, dem die Börsen nunmehr ausgesetzt waren, bildete nur eine der weniger wesentlichen Wirkungen. Verhängnißvoller war, daß die wirthschaftliche Krisis, in die Deutschland infolge der an den Börsen begangenen Excesse verfiel, auch der Ausgangspunkt der Reaktion wurde, die sich weiterhin auf dem handelspolitischen Gebiete und darüber hinaus entwickelte.

Durch die Gründungen vom Anfang der siebziger Jahre war die industrielle Produktion Deutschlands weit über ihre Absatzfähigkeit hinaus gesteigert worden. Die Abhilfe für

die hierdurch verursachten Schwierigkeiten erblickte die Industrie in Schutzzöllen. Aber auch die Landwirthschaft glaubte Ursache zu Klagen zu haben. Sie hatte Deutschland eben einen weiteren starken Schritt vom Agrikultur- zum Industrie- und Handelsstaat machen sehen. Und so wenig sich die Interessen von Industrie und Landwirthschaft bei ihren beiderseitigen Forderungen nach Schutzzöllen deckten, kam doch, da jeder von beiden Theilen nur durch die Unterstützung des anderen seine Ziele erreichen konnte, im Jahre 1878 die „Wirthschaftliche Vereinigung" zu Stande, die sich die Umgestaltung unserer Handelspolitik zum Ziel setzte.

Während am Anfange der siebziger Jahre ein System der Handelsverträge bestanden hatte, wurde 1879 ein autonomer Zolltarif mit erhöhten Sätzen geschaffen. Die Industrie hoffte dadurch im Inlande höhere Preise zu erzielen und nach dem Auslande um so billiger verkaufen zu können. Die Schädigung, die auf diese Weise der heimische Konsum zu erwarten hatte, wurde hinwegdisputirt. Fürst Bismarck, der mit den Schutzzöllen wegen ihrer gleichzeitigen finanzpolitischen Bedeutung und aus anderen Gründen sympathisirte, hielt den Bedenken der Konsumenten das Schlagwort entgegen, daß das Ausland den Zoll zahle, und auch andere Phrasen, wie die vom Schutz der nationalen Arbeit, mußten den Mangel an einer überzeugenden Beweisführung ersetzen.

Alle diese Gründe für die Schutzzollpolitik wurden indeß durch die Thatsachen desavouirt, und mit welchem Hohne auch die vom Freihandel dagegen erhobenen Bedenken als manchesterlich zurückgewiesen und verhöhnt worden waren, behielten sie doch Recht. Die Erwartung der Industrie, nach dem Auslande billiger verkaufen zu können, indem im Inlande durch die Abhaltung der ausländischen Konkurrenz künstlich erhöhte Preise erzielt werden sollten, mußte auf eine Enttäuschung hinauslaufen. Denn das Ausland sah den Bemühungen um Einschränkung des Imports nach Deutschland und um gleichzeitige Steigerung des deutschen Exports naturgemäß nicht mit verschränkten Armen zu, sondern ergriff Repressalien, die in Rußland und in den Vereinigten Staaten sogar den Charakter von Prohibitivzöllen annahmen.

Die Hoffnung, die die Industrie auf den Umschwung in der Handelspolitik gesetzt hatte, wollte sich nicht erfüllen, und sie verwirklichte sich um so weniger, in je stärkerem Maßstabe die Landwirthschaft, von der Regierung darin unterstützt, das Bündniß mit der Industrie für ihre besonderen Zwecke ausnutzte. Der Getreidezoll, der im Jahre 1879 zunächst nur auf 1 Mark festgesetzt worden war, wurde 1885 auf 3 Mark, 1887 bis auf 5 Mark gesteigert.

Die Industrie sah durch die Zollpolitik ihren Absatz geschädigt, statt gefördert, und ihre Produktion vertheuert. Die Rücksichtslosigkeit, mit der die Landwirthschaft ihre Ziele auf Kosten der Industrie weiter verfolgte, trennte die ehemals Verbündeten. Als 1891 die Politik der Handelsverträge wieder aufgenommen und der Getreidezoll auf 3½ Mark herabgesetzt wurde, trat ein scharfer Gegensatz zwischen Industrie und Landwirthschaft zu Tage. Der „Bund der Landwirthe“ richtete seine heftige Agitation mit in erster Reihe gegen die von der Industrie angestrebten Handelsverträge, und seine Feindseligkeit steigerte sich bis zur äußersten Leidenschaftlichkeit, als 1894 nach einem kurzen Zollkriege mit Rußland auch mit diesem Lande ein Handelsvertrag abgeschlossen wurde.

Die Agrarier aber richteten ihre Forderungen nicht nur auf die Zollpolitik, sondern faßten auch noch andere Ziele ins Auge. Ihre Gehässigkeit gegen alle Institutionen, die als eine Förderung des mobilen Kapitals galten, wurde unverkennbar. Am 9. Juli 1873 war unter der hervorragenden Mitwirkung Ludwig Bambergers das Reichsmünzgesetz zu Stande gekommen. Auch die Goldwährung, die für die Stellung von Deutschlands Industrie und Handel auf dem Weltmarkt von entscheidender Bedeutung war, stieß nun auf eine heftige Widersacherschaft. In den Vereinigten Staaten von den Silberproduzenten, in Deutschland zunächst von vereinzelten Währungstheoretikern getragen, nahm die Agitation gegen die Goldwährung einen vornehmlich agrarischen Charakter an. Das Bestehen der Goldwährung in Deutschland bei gleichzeitiger Silberwährung in anderen Ländern fördert, so argumentiren die Agrarier, den Import von Getreide aus den Silberwährungsländern; der Wunsch, ihre Schulden mit dem minderwerthigen Silber statt in Gold zurückzuzahlen, ist ein weiteres Motiv ihrer Angriffe auf die Goldwährung. Fürst Bismarck aber war auch dieser Bewegung mit einem Schlagwort zu Hilfe gekommen. Die Golddecke sei, so meinte er, zu kurz geworden. Wäre das Wort je begründet gewesen, so würde es aber schon durch die starke Ausdehnung, die die Goldproduktion in den jüngsten Jahren, vor allem in Südafrika, erfahren hat, hinfällig. In der That ist denn auch die Goldwährung in Deutschland im Wesentlichen bisher unversehrt geblieben.

Auch gegen die Reichsbank, die Hüterin der Goldwährung, richten sich die agrarischen Ansprüche. Aus der Preußischen Bank im Jahre 1875 in Gestalt einer Aktiengesellschaft hervorgegangen, die von Staatsbeamten unter Mitwirkung von Privatpersonen geleitet wird, hat sie sich im Ganzen trefflich bewährt. Die Agrarier aber fordern die Verstaatlichung des

Institutes, weil sie dann ihren Geldbedarf durch die Reichsbank in einem Maßstabe befriedigen zu können glauben, gegen den die bisherige Verwaltung der Reichsbank im Bewußtsein ihrer Pflicht, vor allem für die Sicherheit des Notenumlaufes Sorge zu tragen, Bedenken getragen hat. Die gegen die Reichsbank gerichteten Angriffe haben aber ebenfalls noch keinen greifbaren Erfolg gehabt.

Die Parole „Verstaatlichung", zu der die nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches geweckte Vorstellung von der Allmacht des Staates lockte, wurde auf mancherlei Gebieten auch von der Regierung selber ausgegeben und zum Theil verwirklicht. Mit dem Jahre 1879, dem Beginn der Bismarckschen Eingriffe in das Wirthschaftsleben, wurde die Eisenbahnverstaatlichung in Preußen unter Maybach in Angriff genommen, und sie wurde bis auf den Erwerb vereinzelter Bahnen durchgeführt. Der Bau größerer Linien hatte seit dem Anfang des Jahrzehnts keine Fortschritte mehr gemacht. Die Berlin-Dresdener, ein Theil der Halle-Sorau-Gubener und die Marienburger Bahn waren die letzten Linien, welche der private Unternehmungsgeist errichtet hatte. Die wirthschaftliche Stockung, die nach den Gründungsjahren eintrat, hielt den Bau weiterer Bahnen nieder. Und seit der Verstaatlichung ist die Errichtung großer Linien nicht mehr aufgenommen worden. Diese Thatsache und mehr noch der Umstand, daß die großen Ueberschüsse des Staates aus dem Eisenbahnbetriebe gar zu wenig im Interesse des Verkehrs verwendet werden, hat selbst unter Denjenigen, die anfänglich die Eisenbahnverstaatlichung befürwortet haben, Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieses Vorgehens erweckt, die freilich heute, wo die großen Linien fast sämmtlich in die Hände des Staates übergegangen sind, nur noch eine theoretische Bedeutung haben. Die erfolgreiche Thätigkeit, die das Privatkapital in den jüngsten Jahren auf dem Gebiete der Sekundär- und Tertiärbahnen bekundet, gewährt wenigstens einen gewissen Ersatz für die in dem staatlichen Betriebe der Vollbahnen vermißten Fortschritte.

Resultatlos verliefen die Verstaatlichungsprojekte, die sich auf das Versicherungswesen bezogen. Wenn man sieht, daß in der Lebensversicherung am 1. Januar 1872 29 Gesellschaften in 523 152 Policen 1 128 934 224 Mark Kapital, am 1. Januar 1896 — so weit reicht die zugängliche Statistik — 41 Gesellschaften in 1 459 329 Policen 5 280 655 749 Mark versichert hatten, erscheint der Befähigungsnachweis dieser Gesellschaften für ihr Fortbestehen hinlänglich erbracht. Aber auch die Tabaksindustrie und andere Erwerbszweige hatten sich der Verstaatlichungsprojekte zu erwehren.

War auf diese Weise Deutschlands Industrie und Handel von Seiten des Staates mancherlei Anfechtungen ausgesetzt, so förderte andererseits das Prestige, das sich das Reich und die Reichsregierung diesseits und jenseits des Kontinents erworben hatten, wesentlich den Aufschwung des deutschen Wirthschaftslebens. Die Intelligenz und Ausdauer, mit der Deutschlands Gewerbefleiß sich den Weltmarkt zu erschließen verstanden, wurden in ihren Erfolgen durch die politische Weltstellung des Landes kräftig unterstützt, während hinwiederum da, wo die Regierung mit direkten Subventionen und Prämien eine künstliche Hebung zu erzielen suchte, wie dies auf dem Gebiete der Schifffahrt und der Zuckerindustrie geschah, diese Eingriffe ein fragwürdiges Resultat hatten. Im Ganzen aber hat die deutsche Industrie in diesem Vierteljahrhundert geradezu glänzende Fortschritte gemacht. Während auf der Welt-Ausstellung in Philadelphia die deutsche Waare noch von einem deutschen Beurtheiler als „billig und schlecht" charakterisirt wurde, hat sich seitdem Deutschlands Fabrikat der Konkurrenz Frankreichs und Englands auf heimischem Boden, wie auf dem Weltmarkte in vielen Stücken als überlegen erwiesen. Während England die deutsche Waare mit der Forderung zu ächten meinte, daß sie als made in Germany bezeichnet werden müsse, ist diese Marke zu einer von den Engländern gefürchteten Empfehlung geworden. Wo immer sich ein neues Absatzgebiet eröffnet, in Kleinasien, wie in China und Japan, in Central- und Süd-Amerika, wie in Südafrika, hat Deutschlands Export mit Erfolg einzudringen verstanden. Auch in den neuen Industriezweigen, die zu den alten hinzugetreten sind, bekundet Deutschland eine glänzende Leistungsfähigkeit. Von ausländischem Erfindungsgeiste geschaffen, zählt die Elektrotechnik heute deutsche Unternehmen zu den leistungsfähigsten.

Diese Erfolge der Industrie sind um so erfreulicher, als sie sich im Allgemeinen mit einer Besserung der Lage der Arbeiter verbanden, deren Organisation von Jahr zu Jahr weitere Fortschritte machte. Ernste Konflikte zwischen Arbeitgebern und Arbeitern ließen sich bis auf Ausnahmefälle vermeiden, unter denen der Streik im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier am Ende der achtziger Jahre und der eben stattfindende Ausstand in Hamburg die verhältnißmäßig größte Ausdehnung zeigen.

Die materielle Entwickelung, die Deutschlands Wirthschaftsleben genommen, hat auch auf die Formen, in denen sich dasselbe bethätigt, umgestaltend gewirkt. Je nach den Zwecken, denen sie dienen sollten, waren diese Formen verschieden. Die Wirkungen der Konkurrenz im Inlande aufzuhalten, sind die Verbände bestimmt, die sich bald Kartelle, Konventionen,

Syndikate oder auch Ringe nennen. Die hervorragendsten unter ihnen waren der deutsche Walzwerkverband, der sich wegen der Verschiedenartigkeit der Interessen unter den ihm angeschlossenen Gruppen nicht unversehrt zu behaupten vermochte, und das Kohlensyndikat, das die Zechen Rheinland-Westfalens in sich vereinigt. Andererseits wurde das sich immer dringender geltend machende Bedürfniß nach Verringerung der Kosten von Produktion und Absatz Anlaß, daß die einzelnen Unternehmen in möglichst großen Dimensionen betrieben wurden. Auf diese Weise erklärt sich unter anderem das Umsichgreifen der großen Bazare. Um auch außer der Aktiengesellschaft Formen der Kapitalassociation zu schaffen, wurde neben der Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht die mit beschränkter Haftpflicht und die Gesellschaft mit beschränkter Haftung eingeführt. Die Aktiengesellschaft selber aber eroberte ein immer größeres Terrain. Theils wurden neue Unternehmen in dieser Form ins Leben gerufen, theils wurden bestehende Geschäfte in dieselbe umgewandelt, theils die Aktienkapitalien der Gesellschaften bedeutend vergrößert.

Der Aufschwung der Aktiengesellschaften und das Bedürfniß nach Unterbringung ihrer Antheile war einer derjenigen Faktoren, die das deutsche Effektenbörsen-Geschäft und voran die Berliner Börse zu einem imponirenden Umfange anwachsen ließen. Zwei Ziffern, von denen die eine dem ersten Kurszettel des „Berliner Tageblatts“, die andere seinem Kurszettel aus den jüngsten Tagen entnommen ist, sind hierfür charakteristisch. Die damals notirten Papiere beliefen sich auf etwa 480, die gegenwärtigen auf etwa 1550, d. i. auf weit über das Dreifache. Den ausschlaggebenden Grund zu dem Anwachsen der Börse aber bildete die Zunahme des Nationalvermögens und dessen Anlage in Effekten. Die gleichzeitig, wenn auch unter mannigfachen Schwankungen, vor sich gehende Ermäßigung des Zinsfußes und der durch zahlreiche Konvertirungen markirte Rückgang der Rente aus den alten Anlagepapieren verursachte hierbei ein eifriges und oft übereifriges Suchen nach neuen Werthen mit höheren Zins-Erträgen. Von unseren Staatsanleihen sind die 5 proz. und 4½ proz. Renten, die am Anfang der siebenziger Jahre nicht wesentlich über pari standen, inzwischen überhaupt verschwunden. Die 4 prozentige, die damals einige Prozent über pari stand, ist im Verschwinden begriffen, die 3½ proz., die etwa 90 notirte, steht jetzt ungefähr 105. Das Reich und Preußen haben inzwischen aber auch bereits viele Hunderte Millionen Mark in 3 proz. Papieren aufnehmen können, deren Kurs nur unbedeutend hinter dem der damaligen 4½ proz. Anleihen zurückbleibt.

Zu einer kaum geringeren Bedeutung als die Fondsbörse schwang sich das Geschäft an der Produktenbörse auf. Die Entwickelung auf diesem Gebiete hing mit dem Uebergang Deutschlands aus einem Getreide-Export- in ein Importland zusammen. Die Zunahme der Bevölkerung an sich und der Aufschwung von Industrie und Handel hatten ein Steigen der Nachfrage nach Getreide zur Folge, dem die heimische Produktion umsoweniger zu genügen vermochte, als die frühere Anbaufläche zum Theil für anderweitige landwirthschaftliche Fabrikationszweige, vor allem für die Zuckerindustrie, in Anspruch genommen wurde. Dazu aber wuchs die Getreideproduktion im Auslande immer mehr an, und wurde der Bezug von dort durch die Ausgestaltung der Verkehrsmittel überaus erleichtert.

Daß in einer Zeit, die, entgegen berechtigten Zweifeln an ihrem Beruf zur Gesetzgebung, so sehr zu gesetzgeberischer Reglementirung aller Verhältnisse hinneigte, auch die Effekten- und Produktenbörsen zum Gegenstande solcher Maßnahmen gemacht wurden, kann nicht Wunder nehmen. Die Ausschreitungen, die sich mit der mächtigen Steigerung des Börsenverkehrs verbanden, bildeten mehr oder weniger nur den Vorwand für das Eingreifen der Gesetzgebung. Die Aktiennovelle von 1884, die nach den Erfahrungen aus dem Anfange der siebziger Jahre das Aktienwesen reformiren wollte, konnte allenfalls noch als ein sachlicher Versuch zur Reform gelten. Mit dem Bestreben, durch Börsensteuern reformirend zu wirken, waren bereits starke Nebenabsichten in fiskalischer Richtung verknüpft. Das Börsengesetz aber, dessen Vorbereitung die jüngsten Jahre beschäftigt hat, ist gerade in den von den Börsen am meisten angefochtenen Bestimmungen als der Ausfluß von Vorurtheilen zu betrachten, die auch sonst unser öffentliches Leben seit einer Reihe von Jahren gar zu sehr beherrschen.

Mit der Berührung dieses Punktes ist der Rückblick auf Deutschlands Wirthschaftsleben innerhalb der jüngsten fünfundzwanzig Jahre an eine die unmittelbare Gegenwart beschäftigende Frage gelangt. Sie allein schon zeigt, daß der Kampf für die freie Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse in Deutschland auch für die Gegenwart und Zukunft dringende Aufgaben darbietet. Um noch einige andere zu nennen, wird es darauf ankommen, Deutschlands Goldwährung vor ihren Gegnern zu schützen, sowie, wenn am Anfang des nächsten Jahrhunderts die Handelsverträge ablaufen, unser Land vor dem Rückfall in schutzzöllnerische Utopien zu hüten.



Fünfundzwanzig Jahre deutscher Rechtsgeschichte.

Von

Dr. jur. Ernst Grüttefien.

Es ist eine der merkwürdigsten Epochen der deutschen Rechtsentwickelung, welche das „Berliner Tageblatt“ in den 25 Jahren seines Bestehens mitstreitend und mitleidend hat an sich vorüberziehen sehen. Selten ist eine Periode schöpferischer gewesen an Werken der Gesetzgebung, selten ist aber auch eine Periode der Rechtsgeschichte so ungleich gewesen in dem Werth ihrer Produkte. Begonnen unter dem siegreichen Stern der Gründung des Deutschen Reiches, wurde auch das Werk der Gesetzgebung auf dem breiten Strom der nationalen Begeisterung Anfangs rasch vorwärts getragen. Die Schaffung der Rechtseinheit erschien nur eine nothwendige Folge der politischen Einigung des deutschen Volkes. Das Handels- und Wechselrecht wurde zwar aus dem Nachlaß des deutschen Bundes in das neue Reich hinübergenommen; dagegen fällt die Regelung des Bank-[1]) und Münzwesens[2]), die Vereinheitlichung des Maß- und Gewichtswesens[3]) sowie die einheitliche Gesetzgebung zum

[1]) Das Reichsbankgesetz vom 14. März 1875.

[2]) Reichsgesetz, betr. die Ausprägung von Reichsgoldmünzen vom 4. Dezember 1871, das Reichsmünzgesetz vom 9. Juli 1873 und das Reichsgesetz, betr. die Ausgabe von Reichskassenscheinen vom 30. April 1874. Die Reichswährung ist mit dem 1. Januar 1876 im gesammten Reichsgebiete in Kraft getreten.

[3]) Die Maß- und Gewichtsordnung vom 17. August 1868 wurde erst in den 70er Jahren auf die süddeutschen Staaten und Elsaß-Lothringen übertragen.

Schutz des Urheber- und Erfindungsrechts[1]) im Wesentlichen in unsere Periode. Auch die Ausbildung des *Handelsassoziationswesens* ist ein Verdienst der Periode. So wurde das *Aktienrecht* des Handelsgesetzbuchs, das bereits durch die Novelle vom 11. Juni 1870 reformirt war, infolge der Erfahrungen der Gründerperiode durch Gesetz vom 18. Juli 1884 völlig umgestaltet. Auch die eingetragenen *Genossenschaften*, die bereits aus dem Jahre 1868 stammten, wurden am 1. Mai 1889 unter neue Rechtsbedingungen gestellt. Ganz neu geschaffen wurde in dieser Periode die *Gesellschaft mit beschränkter Haftung* (Gesetz vom 20. April 1892), die gewissermaßen eine Mittelstellung zwischen der rein kapitalistischen Aktiengesellschaft und der streng individualistischen offenen Handelsgesellschaft einnimmt.

Eine ganz besonders starke gesetzgeberische Thätigkeit hat sich auf dem Gebiete des *Gewerberechts*, auf dem die Rechtseinheit bereits unter dem 21. Juni 1869 für den Norddeutschen Bund geschaffen war, entwickelt. Fast kein Jahr verging, ohne daß der Reichsgewerbeordnung ein neuer Flicken in Gestalt einer Novelle aufgesetzt wurde. Dabei machten sich zünftlerische und reaktionäre Tendenzen immer unliebsamer geltend. Sowohl die Bestimmungen über die *Sonntagsruhe* (Ges. v. 1. Juli 1891), wie auch die am heutigen Tage in Kraft tretenden *Beschränkungen des Detailreisens* legen ein deutliches Zeugniß dafür ab. Auch das Verfahren in *Gewerbestreitigkeiten* wurde durch das Gesetz vom 29. Juni 1890 von Reichswegen durch Einsetzung besonderer *Gewerbegerichte* einheitlich geordnet.

An das Gewerberecht knüpfte sich eine umfangreiche *sozialpolitische* Gesetzgebung, über die die Erfahrungen heut noch zu wenig abgeschlossen sind, um bereits über die Resultate zu einem endgiltigen Urtheil zu gelangen. An das kurz vor unserer Periode liegende *Reichshaftpflichtgesetz* vom 7. Juni 1871, welches die Verbindlichkeit zum Schadenersatz für die bei dem Betriebe von Eisenbahnen, Bergwerken und Fabriken herbeigeführten Tödtungen und Körperverletzungen regelt, schloß sich eine auf dem Prinzip der Gegenseitigkeitsversicherung der Arbeiter unter Beitragleistung der Arbeitgeber beruhende

[1]) Gesetz, betr. das *Urheberrecht* von Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Kompositionen und dramatischen Werken vom 11. Juni 1870, von Werken der bildenden Künste vom 9. Januar 1876, Schutz der Photographien gegen unbefugte Nachbildung vom 10. Januar 1876, Urheberrecht von Mustern und Modellen (Geschmacksmustern) vom 11. Januar 1876, Patentgesetz vom 7. April 1891, Gebrauchsmusterschutz-Gesetz vom 1. Juni 1891, das Markenschutzgesetz von 1874 und an seiner Stelle jetzt das Gesetz betr. den Schutz der Waarenbezeichnungen vom 12. Mai 1894.

Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditäts-Versicherung[1]) mit Kassenzwang und Zwangskassen.

Auf dem Gebiete des Personen- und Familienrechts begründeten das auf dem Prinzip der „Civilehe" und der Standesämter beruhende Personenstands-Gesetz vom 6. Februar 1875, das Gesetz betreffend das Alter der Großjährigkeit vom 17. Februar 1875 in wichtigen Punkten Rechtseinheit. Das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz und die Armenpflege vom 6. Juni 1870 wurde in unserer Periode durch Gesetz vom 12. März 1894 in agrarischem Sinne zu Gunsten des flachen Landes und auf Kosten der Städte abgeändert.

Auf dem Gebiete des Strafrechts war die Rechtseinheit gerade am offiziellen Geburtstage des „Berliner Tageblattes", am 1. Januar 1872, zur Vollendung gekommen. An dies Strafrecht schloß sich das deutsche Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874, dem nach langen, heftigen Kämpfen zwischen den Freunden der Preßfreiheit und der Regierung ein Kompromißgeschick blühte. Fast noch mehr Novellen wie zur Gewerbeordnung ergingen zum Strafrecht. Es ist daher auch unmöglich, im Rahmen dieses Aufsatzes alle Strafgesetze auch nur andeutungsweise zu berühren. Besonders hervorgehoben seien daher nur das Militärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872, das Dynamitgesetz vom 9. Juni 1884, die Wuchergesetze vom 24. Mai 1880 und 19. Juni 1893, das Gesetz gegen den Verrath militärischer Geheimnisse vom 3. Juli 1893, das Gesetz betreffend die Bestrafung der Sklavenräuber und des Sklavenhandels vom 28. Juli 1895, endlich das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb vom 27. Mai 1896.

Auch auf dem Gebiete des Prozesses ist die Einheit im Wesentlichen durch die sogenannten Reichsjustizgesetze[2]) durchgeführt, welche am 1. Oktober 1879 in Kraft getreten sind.

Als oberstes Gericht wurde durch Gesetz vom 11. April 1877 das Reichsgericht geschaffen. Für die Gebiete, wo Konsulargerichtsbarkeit besteht, erging das Gesetz vom 10. Juli 1879. Der Landesgesetzgebung bleibt nur noch die freiwillige Ge-

---

[1]) Ges. über die eingeschriebenen Hilfskassen vom 7. April 1876, abgeändert am 1. Juni 1884, das Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883, abgeändert am 10. April 1892, das allgemeine Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 und eine Reihe besonderer Unfallversicherungsgesetze für die Landwirthschaft, das Baugewerbe, Seeleute und gewisse Kategorien von Reichs- und Staatsbeamten; endlich die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889.

[2]) Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877, ergänzt 17. März 1886 und 5. April 1888, Civilprozeßordnung vom 30. Januar 1877, Strafprozeßordnung vom 1. Februar 1877, Konkursordnung vom 10. Februar 1877 (ergänzt 1894), Rechtsanwaltsordnung vom 1. Juli 1878, Gebührenordnung für Rechtsanwälte vom 7. Juli 1879, Gerichtskostengesetz vom 18. Juni 1878. Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige vom 30. Juni 1878.

richtsbarkeit, Vormundschafts-, Nachlaß- und Grundbuchsachen überlassen.

Den Schlußstein der Rechtseinheit bildet das bürgerliche Gesetzbuch, welches das Datum vom 18. August 1896 trägt und am 1. Januar 1900 in Kraft treten soll.

Neben dieser umfangreichen Reichslegislatur blieb auch der preußischen Gesetzgebung ein wenn auch beschränkterer Spielraum. Die Reform des Grundbuchrechts[1]) und die Miquel'sche Steuerreform[2]) stehen hier in erster Reihe. Ferner sind erwähnenswerth die preußische Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875, das Gesetz über die Geschäftsfähigkeit Minderjähriger vom 12. Juli 1875. Ferner fällt in unsere Periode die preußische Verwaltungsreform,[3]) die Kirchenorganisation[4]) und die Kulturkampfgesetzgebung, von der jetzt noch das Jesuitengesetz vom 4. Juli 1872 in Kraft ist. Auch eine Reihe preußischer Gesetze strafrechtlichen Inhalts sind ergangen, so das Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880, das Forstdiebstahlsgesetz vom 15. April 1878, ferner einige auf Jagd und Fischerei, Landwirthschaft und Viehzucht bezügliche Gesetze.[5])

Trotz dieses gewaltigen Umfanges der Gesetzgebung der letzten 25 Jahre muß doch gesagt werden, daß der Werth der Gesetze durchaus nicht auf gleicher Höhe steht. Das gilt in erster Reihe von der Reichsgesetzgebung, die alle Schäden der Kompromißarbeit zeigt. Die Reformbedürftigkeit

---

[1]) Eigenthumserwerbsgesetz und Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872. Immobiliarzwangsvollstreckungsgesetz vom 13. Juli 1883; das Gesetz über die Enteignung von Grundeigenthum vom 11. Juni 1874.

[2]) Einkommen- und Gewerbesteuergesetze vom 24. Juni 1891 (das Hausiersteuergesetz bereits vom 3. Juli 1876), das Ergänzungssteuer- und Kommunalabgabengesetz vom 14. Juli 1893 sowie das Gesetz betr. die Aufhebung direkter Staatssteuern vom gleichen Datum. Ferner das Erbschaftssteuergesetz in der Fassung vom 19. Mai 1891 und das neue Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1895. Das Reichsstempelgesetz vom 27. April 1894 bezieht sich nur auf die Börsensteuer und Lotterien.

[3]) Das Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883, das Gesetz über die Zuständigkeit der Verwaltungs- und Verwaltungsgerichtsbehörden vom 1. August 1883, ferner für die 7 östlichen Provinzen: die Landgemeindeordnung vom 3. Juli 1891 (die Städteordnung war bereits vom 30. Mai 1853), die Kreisordnung vom $\frac{\text{13. Dezember 1872,}}{\text{14. März 1881}}$ die Provinzialordnung vom 29. Juni 1875.

[4]) Die Kirchengemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873, die Generalsynodalordnung vom 20. Januar 1876, das Gesetz betr. den Austritt aus der Kirche vom 14. Mai 1873 u. a. m.

[5]) Das Fischereigesetz vom 30. Mai 1874, das Wildschadengesetz vom 11. Juli 1891, Gesetz vom 6. Juli 1875, betr. Schutzwaldungen und Waldgenossenschaften, Gesetz vom 14. März 1881, betr. gemeinschaftliche Holzungen, das Viehseuchengesetz vom 23. Juni 1880, jetzt nur giltig in der Fassung vom 1. Mai 1894.

der Reichsjustizgesetzgebung ist bereits offen anerkannt. Der Versuch, den Strafprozeß zu reformiren, ist zweimal gescheitert. Damit ist auch das Gesetz über die Entschädigung unschuldig Verurtheilter, das die Regierung nur als Kompensationsobjekt und nicht als eine Forderung der Gerechtigkeit aufgefaßt hat, gefallen. Die Reform des Civilprozesses soll bis zum Inkrafttreten des bürgerlichen Gesetzbuches vollendet sein. Ob es gelingen wird?

Die Schuld an diesen Mißerfolgen trägt die von dem Fürsten Bismarck inaugurirte Politik der Kampfgesetzgebung. Er war es, der die unrühmliche Aera der Ausnahmegesetzgebung gegen mißliebige politische Parteien ins Leben gerufen hat, den Kulturkampf und das Sozialistengesetz vom 21. Oktober 1878. In beiden Fällen ist die bekämpfte Partei siegreich und gekräftigt aus dem Kampfe hervorgegangen. Auch sonst griff Fürst Bismarck mit Vorliebe nach der „Klinke der Gesetzgebung", um politische Gegner zu vernichten, so ließ er den Arnim- (§ 353a) sowie den Kanzelparagraphen (§ 130a) in das Reichsstrafgesetzbuch aufnehmen. Unter der kurzen Aera Köller machte man mit dem berüchtigten „Umsturzgesetz" einen glücklicherweise erfolglosen Versuch, auf die Bismarckſche Taktik zurückzugreifen. Dafür hat man aber, namentlich unter dem preußischen Justizminister Herrn Schönstedt, den Kampf gegen die politischen Parteien und die Presse den Staatsanwälten, dem Reichsgericht und den Gerichten übertragen, in denen das staatsanwaltliche Element immer mehr dominirt. Aus dieser Rechtsprechung gingen das Zerrbild des Dolus eventualis, der Mißbrauch des groben Unfugsparagraphen, der jetzt auf alles angewendet werden kann, was ein Staatsbürger thut oder unterläßt, der ambulante Gerichtsstand der Presse, die faktische Beseitigung der Verjährung von Preßdelikten durch Interpretationskünste sowie der von dem höchsten Justizbeamten im Reichstag ausgesprochene und von seinen Organen in die Praxis übersetzte Grundsatz: Si duo faciunt idem, non est idem hervor. Das sind die charakteristischen Eigenschaften einer Rechtsprechung, die immer mehr jede Fühlung mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes zu verlieren droht. Die immer deutlicher zu Tage tretende Tendenz unserer obersten Justizleitung, die Unabhängigkeit des Richterstandes durch die Stellung desselben ad nutum zu untergraben und die Freiheit der Advokatur zu beseitigen, ist nicht geeignet, mit Vertrauen in die Zukunft unserer Rechtsentwickelung blicken zu lassen.





Die moderne Verkehrsentwickelung.

Von

Max Wittenberg.

Der Blitz ist der Griffel, mit dem die Abendröthe des scheidenden Jahrhunderts seine Söhne zu schreiben gelehrt hat; vom Himmel haben die Promethiden den göttlichen Funken geraubt, der alle Poren einer neuen Welt durchdringt und wirksam Großes gebiert. Der zuckende Strahl, das geflügelte Rad sind die Zeichen, in denen wir siegen. Das freiheitschnaubende Dampfroß hat die Linien gezeichnet, auf denen der Verkehr die Kräfte der Natur an den Triumphwagen des menschlichen Geistes spannt und mit loderndem Gluthodem lenkt.

Durchbrochen sind die Schranken, die engbrüstiger Menschenwahnwitz zwischen den Ländern einst geschmiedet. Welthandel und Weltverkehr erdrücken mit eisernem Arm jeden Widerstand, der gegen den pulsenden Fortschritt sich aufreckt. Kein Berg ist so hoch, kein Meer ist so weit, daß nicht Räder, in Dampfkraft gebadet, hinsausen über Firnenschnee und Flockenschaum, um drüben die Brüder von Brüdern zu grüßen, mit Reichthum und Ehre den Nachbar zu schmücken — der Erdball erst kündet die Grenze!

Die lärmende Poesie des rotirenden Kolbens, der fauchenden Maschine hat herzlos den weichen Duft verweht, der einst aus der blauen Blume geflossen. Wir altern rasch, und wiewohl nur wenige Jahrzehnte ins Grab gestiegen, seit der Postillon die behäbige Chaise durch die Straßen der Städte lenkte und neugierig die Jugend vor dem Posthaus sich

sammelte, um zu erspähen, wer wohl eine Reise gewagt und in den „Drei Kronen" einkehrt, so klingen uns doch wie ein Märchen aus alten Zeiten die sinnigen Weisen Lenaus:

„Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen. . . ."

Als noch kein Eisenbahnnetz das ganze Land überspannte, galt vom Reisen das Wort eines ehrlichen Schriftstellers: „Beydes, Nutzen und Plaisir, renkontriren sich bei selbigen, doch werden sie durch Mühe und Gefahr ziemlich versalzen." Das moderne Geschlecht kennt keine Gefahr; vorwärts stürmt's, immer rascher, bergauf — discimus docti. Der Ehrgeiz wird groß gezogen, aber daneben waltet allerbarmende Menschenliebe. Uns gebricht es an Zeit zu einfältiger Neugier, der Entschluß ist geflügelt, fast überhastet ihn die That. Nicht mehr in der fürstlich Thurn und Taxisschen Postkutsche mit täglich fünfmaligem Gespannwechsel holpern wir auf der hügeligen Landstraße von Dorf zu Dorf, sondern wir sausen im Blitzzug von Reich zu Reich, ungeachtet der Grenzpfähle. Und in den Straßen der Städte gleiten, von elektrischen Funken getrieben, auf geschliffener Bahn die Züge dahin, um Zone mit Zone zu verbinden — heute nur für den Personenverkehr, aber schon morgen sollen sie die Lasten, unter denen noch die Pferdekraft keucht, auf ihren Rücken laden; hat doch bereits zur letzten Weihnacht ein elektrischer Motor den Berlinern die Festgaben ins Haus getragen. Nur wie eine Sage, an die man nicht glaubt, trippeln noch von Jahren gebeugte Zeitungsfrauen in der Großstadt treppauf, treppab; aber schon sehen sie ihr Schicksal sich vollenden in der Gestalt kecker Knaben, die, über das zierliche Dreirad gebeugt, lachenden Gesichts das geschäftige Alter überholen.

Dieser Inhalt genügte aber nicht der Abendsonne des Jahrhunderts. Die Fackel der Kultur sollte allüberall noch heller leuchten, und der Verkehr war ihr wirksamster Missionär. Das Tarif- und Abrechnungswesen der Personen- und Nachrichten-Beförderungsmittel mußte wesentlich vereinfacht und international werden; wir mußten billige Briefe schreiben können. Allmälig erst wurde, wie Stephan sich ausdrückt, der Tarif von der Entfernung losgelöst, der Geist befreite sich sozusagen vom Raume, und Einheitstaxen wurden geschaffen.

Ein großer Tag in der Geschichte der modernen Verkehrsentwickelung ist der 1. Juli 1867: Punkt 12 Uhr Nachts endete die Thurn und Taxissche Lehnspost nach dreieinhalbhundertjährigem Bestehen; alle ihre Gerechtsame und Einrichtungen gingen nach dem ein halbes Jahr vorher abgeschlossenen Ablösungsvertrag auf Preußen über. Zu gleicher Zeit trat der Norddeutsche Bund ins Leben; nach Artikel 48 seiner Verfassung sollten das Post- und Telegraphenwesen im ganzen Gebiet des Bundes einheitlich verwaltet werden. Auf Delbrücks Betreiben kam schon am 2. November 1867 das Gesetz über das Postwesen des Norddeutschen Bundes nebst der Postordnung, am 4. November 1867 das Gesetz über das Posttaxwesen und am 5. Juni 1869 das Portofreiheitsgesetz zu Stande, um der heillosen und kostspieligen Verwirrung in den Bestimmungen über die Gebührenfreiheit ein Ende zu bereiten. Vom 1. Januar 1868 ab besaßen die vielen deutschen Staaten einen einheitlichen Posttarif; der einfache frankirte Brief wurde innerhalb der Bundesgrenzen für einen Silbergroschen überallhin befördert; für den Packet- und Geldverkehr sowie für den Vertrieb von Zeitungen, welche die Freihandelsperiode in Preußen vom Stempel erlöst hatte, war ein einheitliches Porto festgesetzt. Die Aera der Postverträge, die schon am 23. November 1867 ihren Anfang genommen hatte, als mit Baiern, Württemberg und Baden, mit Oesterreich-Ungarn und Luxemburg Postverträge zum Abschluß kamen, entfaltete sich rasch immer blühender und feierte ihren schönsten Triumph, als am 9. Oktober 1874 der „Allgemeine Postverein", diese wichtige Verkehrsgemeinschaft zwischen 22 Staaten, begründet werden konnte, bis dann am 1. April 1879 der Weltpostverein ins Leben trat, der heute das Band der Kulturgemeinschaft fest um alle fünf Erdtheile schlingt.

Inzwischen hatte die fortschreitende Zeit eine Vereinfachung des schriftlichen Verkehrs gefordert, da die Briefform nicht die genügende Einfachheit und Kürze gewährte. Das Heilmittel war in dem „Postblatt", der nachmaligen Postkarte, gefunden. Am 25. Juni 1870 konnte die erste „Korrespondenzkarte" in Berlin zur Ausgabe gelangen. Aehnliche Erleichterungen wurden beim Versand von Waarenproben sowie von Drucksachen und Zeitungen gewährt; durch eine Reihe von Verträgen wurde der Zeitungsdebit in den internationalen Verkehr einbezogen, und seit dem 1. Juli 1892 können Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Bulgarien, die Schweiz, die Türkei, ferner Brasilien, Columbien, Egypten, die Republik Liberia, Persien und Uruguay unter den einfachsten Bedingungen die Erzeugnisse ihrer Presse mit einander austauschen. Die Einrichtung des Eilbestelldienstes, die Vervollkommnung des

Postpacketwesens und der Austausch der Postanweisungen bilden weitere Etappen auf der Siegeslaufbahn des Weltverkehrs. Wie ein Wundergürtel umschließt heute der Postumlauf die gesammte Menschheit und hat zuletzt noch durch den direkten Dampferverkehr mit Ostindien und Amerika wie mit Australien unseren Kultur- und Handelsbestrebungen neue Welten erschlossen.

Der Briefwechsel hat ungeheure Dimensionen angenommen; allein im Deutschen Reich wurden im Jahre 1895 2157693000 Briefe, Postkarten, Drucksachen, Waarenproben ꝛc. (ausschließlich der Zeitungen) von der Reichspost befördert. Hierzu sind noch die von Privatpostanstalten beförderten Briefschaften hinzuzurechnen. Während im Weltpostverkehr noch vor 30 Jahren erst etwa 2300 Millionen Briefe gewechselt wurden, war ihre Zahl 1873 schon auf etwa 3300 Millionen und 1887 auf fast 6000 Millionen gestiegen; bei Hinzurechnung der anderen im Weltpostverkehr beförderten Sendungen, wie Postkarten, Geldanweisungen, Packete und Waarenproben, erhöht sich diese Ziffer für 1887 auf 12392 Millionen und ist seitdem noch weiter gestiegen, so daß heute täglich gegen 40 Millionen Postsendungen sich auf der Erde in Umlauf befinden. Erreichen doch allein die im Weltpostverkehr beförderten Geld- und Werthsendungen einen Gesammtbetrag von täglich 150 bis 200 Millionen Mark!

Großartiger noch als der Briefverkehr hat sich das Telegraphenwesen entwickelt, dessen Bedeutung für den Weltverkehr seit dem 17. Mai 1865 herdatirt, als sich durch den internationalen Telegraphenvertrag zwanzig europäische Regierungen zu einheitlichen Betriebsnormen für den Verkehr mit dem Publikum bekannten. Der vielersehnte Einheitstarif für alle Kulturländer hat leider noch immer nicht zur Geltung kommen können; immerhin sind auch im außereuropäischen Telegraphenverkehr trotz der Hartnäckigkeit der Privatkabelgesellschaften schon viele bedeutsame Erleichterungen eingetreten. Die riesenhaften Fortschritte der Technik ermöglichen es heute, auf ein und demselben Draht bis acht Telegramme in beliebiger Richtung zu befördern. Durch den Bau großer unterirdischer Linien innerhalb Deutschlands sind jetzt die bedeutendsten politischen, kommerziellen und strategischen Punkte des Reiches mit Berlin verbunden und gewähren die denkbar größte Sicherheit gegen Verkehrsstörungen. Während in Deutschland noch im Jahre 1874 je eine Staatstelegraphenanstalt auf 260 Quadratkilometer und 20000 Einwohner entfiel, kommt jetzt von unseren circa 13500 Telegraphenanstalten je eine auf 30 Quadratkilometer und 3000 Einwohner; allein in Berlin liegen 700 Kilometer Kabel mit 20000 Kilometer

Leitungen in gemauerten Kanälen. Am 12. November 1877 konnte das erste öffentliche Telephonamt in Friedrichsberg bei Berlin errichtet werden, nachdem Philipp Reis schon im Jahre 1861 einen Fernsprecher in einer allerdings zu Verkehrszwecken nicht verwendbaren Form konstruirt hatte. Heute durchzieht ein dichtes Fernsprechnetz nicht nur die Städte, sondern auch das platte Land, und hat auch eine soziale Mission erfüllen können, indem es beispielsweise im Jahre 1896 an 10072 Stellen bei Feuers- oder Wassersnoth, plötzlicher Erkrankung u. dergl., und zwar meist während der Nacht, Hilfe beschafft hat. Gegenwärtig bestehen in etwa 400 Orten des Reichspostgebietes Stadtfernsprecheinrichtungen mit zusammen über 100000 Theilnehmerstellen; die Verbindungsanlagen innerhalb des Reichspostgebietes weisen jetzt nicht weniger denn 50000 Kilometer Leitung auf. Soweit ist das Fernsprechwesen vervollkommnet, daß sogar eine Verbindung zwischen Berlin und Memel, d. h. eine Linie von über 1000 Kilometern, hergestellt werden konnte, ohne daß die Verständigung beeinträchtigt worden wäre. Neuerdings ist es sogar gelungen, das Telegraphenkabel Berlin-London zugleich für Telephongespräche nutzbar zu machen. Minder mannigfaltig hat sich die Brauchbarkeit eines anderen modernen Verkehrsmittels, der Rohrpost, erwiesen, die den europäischen Großstädten — Berlin seit dem Jahre 1865 — ihre hydrauliche Kraft in immer erhöhtem Maße für die Beförderung von einfachen Briefen und Postkarten auf gemessene Entfernungen herleiht.

Mit Rieseneile, mit einer Regsamkeit sondergleichen haben im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Eisenbahnen ihre ewigen Klammern um den Erdball gelegt, wiewohl ihnen die Dampfmaschine nach wie vor vorzugsweise die Kraft zum Vorwärtsstürmen spendet. Elektrische Bahnen entfalten sich in den jüngsten Tagen erst zu mächtigerer Bedeutung. Die Unerschrockenheit, durch die sich die Unternehmungslust nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges auszeichnete, räumte muthig alle Hindernisse, die sich dem Sturmschritt der Bahnen entgegenstemmten, aus dem Wege. Die Alpen wurden von Neuem durchbohrt, und die Projekte sind ausgereift, die unter den Kanal La Manche eine Tunnelbahn führen wollen. Preußen regte den Reichseisenbahn-Gedanken an, der zum großen Theil schon verwirklicht ist und weitere Fortschritte erwarten läßt. Die Bahnen wurden sich immer mehr ihrer Aufgabe bewußt, industriellem Aufschwung das Land zu erschließen. So wurde das Bahnnetz durch Zufuhr- und Anschlußgeleise verdichtet und hiermit zugleich das Kleinbahnwesen gefördert; ist doch heute fast ein Kapital von

1 Milliarde Mark in solchen Unternehmungen investirt. Der vor 50 Jahren gegründete „Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen" förderte die Vereinfachung der Tarife und hat auch sonst Jahr um Jahr durch die Arbeit seiner Ausschüsse für Güterverkehr, für Personenverkehr, für gegenseitige Wagenbenutzung, für technische und für statistische Angelegenheiten u. s. w. Segensreiches geleistet. Am 14. Oktober 1890 kam das Berner Internationale Uebereinkommen zu Stande, das für die Durchgangs-Transporte zwischen Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg, Niederlande, Oesterreich-Ungarn, Rußland und der Schweiz ein einheitliches Frachtrecht geschaffen hat. Wohl krankt unser Eisenbahnverkehrswesen noch an zahllosen Ungleichheiten; durch das System der Staffel- und Differentialtarife suchen aber die Bahnen einen gesteigerten wirthschaftlichen Werth zu erlangen. Das Eisenbahnnetz der Erde hat sich in den letzten 25 Jahren von 250 000 Kilometern Länge auf etwa 700 000 Kilometer erweitert, an denen Europa mit 100 000, bezw. 250 000 Kilometern betheiligt ist; die deutschen Bahnen wiesen vor 25 Jahren nur 20 000, in diesem Jahre dagegen fast 50 000 Kilometer Länge auf. Nach der letzten Eisenbahnstatistik entfielen im Deutschen Reich bei einem Flächeninhalt von rund 540 484 Quadratkilometern und einer Einwohnerzahl von rund 51,37 Millionen im Jahre 1894/95 im Gesammtdurchschnitt auf 100 Quadratkilometer Grundfläche 8,16 Kilometer Eisenbahn, bezw. auf 10 000 Einwohner 8,59 Kilometer Eisenbahn. Gegenwärtig werden auf der Erde über 10 Millionen Menschen und etwa 6 Millionen Tonnen (à 1000 kg) Güter von den Eisenbahnen befördert. Die großartige Verkehrsader, an der Rußland jetzt baut, die sibirische Bahn, wird uns schon im Frühjahr 1898 nach Aufgang der Flußschifffahrt ohne Benutzung von Postpferden durch Sibirien bis an den Stillen Ozean gelangen lassen. Selbst China muß von dem Dampfroß abendländischen Fortschritts in seine Mauern Bresche legen lassen.

Ihre natürliche Ergänzung finden die Eisenbahnen in den Wasserstraßen; neue Werthe werden geschaffen, der Güterumlauf mehrt sich, der Volkswohlstand wächst. Neidlos sieht heute, wie der preußische Eisenbahnminister Thielen einmal ausführte, der trockene Bruder mit dem gekrönten Flügelrade zu den Erfolgen herauf, die seine glückliche Schwester, die Fluß- und Kanalschifffahrt, in den letzten 25 Jahren erreicht hat. Der Konkurrent, der auf den Schienen fährt, weiß recht gut, daß die Vermehrung des Verkehrs, die der Wasserweg unaufhaltsam mit sich führt, ihm auch besonders dadurch zu gute kommt, daß neue Verkehrsmassen auf die Schienen gebracht werden. Der mächtige Aufschwung, den

der Verkehr auf den deutschen Wasserstraßen im letzten Vierteljahrhundert genommen, ist im erheblichsten Maße der Thätigkeit des „Centralvereins zur Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschifffahrt" zu danken, den 1869 Friedrich Harkort und Löwe-Calbe ins Leben riefen. Für die Regulirung der meisten Stromgebiete hat Deutschland — an der Spitze Preußen — Millionen aufgewendet, Flußkanalisirungen wurden durchgeführt, besonders die märkischen Wasserstraßen sind entsprechend den Ansprüchen der Reichshauptstadt mustergiltig ausgebaut worden. Der Elbe-Trave-Kanal und der Dortmund-Emshafen-Kanal harren des Zeitpunktes, da sie in die Erscheinung treten können, und gekrönt wurden alle diese bedeutsamen Werke durch den Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals, dessen am 21. Juni 1895 erfolgte feierliche Eröffnung sich zu einem erhebenden Friedensfeste aller seemächtigen Nationen der Erde gestaltete. Vor allem sind auch die Vorarbeiten für einen deutschen Mittellandkanal, der berufen ist, Ost und West des Reiches durch Herstellung einer natürlichen Linie zwischen Rhein, Weser und Elbe zu verbinden, so weit gefördert, daß schon im Jahre 1897 den Parlamenten die betreffenden Vorlagen zugehen können. Der im Frühjahr 1896 gebildete deutsch-österreichisch-ungarische Binnenschifffahrtsverband bereitet die Schaffung neuer internationaler Verkehrswege vor, nachdem schon die internationalen Binnenschifffahrtskongresse — der erste tagte vom 23. Mai bis 25. Juni 1885 in Brüssel — Wissenschaft und Praxis in glücklicher Weise zu vereinen gewußt haben, um den Wasserstraßenverkehr zu sichern, zu erleichtern und zu heben. Der Güterumlauf, den unsere Flüsse und Kanäle bewältigen, weist denn auch stets steigende Ziffern auf. Der Durchgangsverkehr in Hamburg (für die Oberelbe) hat sich in den letzten 25 Jahren von etwa 650 000 auf nahezu 4 Millionen Tonnen gehoben, in Breslau, wo derselbe 1870 fast gleich Null war, auf über 2 Millionen, in Schandau von 390 000 auf 2½ Millionen und in Mannheim von 200 000 auf fast 4 Millionen Tonnen. Für die deutsche Binnenschifffahrt waren Ende 1895 im Ganzen 14 917 Kilometer Wasserstraßen verfügbar; der Gesammt-Güterumlauf, den die Binnenschifffahrt bewältigte, betrug im Jahre 1894 nicht weniger denn 31 868 261 Tonnen. Ein neuer, noch stärkerer Aufschwung der Binnenschifffahrt läßt sich erwarten, sobald die Kanal-Abgabenfrage einer befriedigenden Lösung zugeführt sein wird.

Kein Tropfen soll heute dem Meere mehr zufließen, ohne die denkbar größte wirthschaftliche Arbeit geleistet zu haben. Freier als auf den Binnengewässern konnte sich der Verkehr auf den Weltmeeren entwickeln, seitdem das internationale Seerecht den Grundsatz des Mare liberum anerkannt hat und

durch Völkerverträge die Beschränkungen der Schifffahrt auf einzelnen Gewässern, wie z. B. auf dem Schwarzen Meer, beseitigt worden sind. Die Eröffnung des Suezkanals bedeutete einen neuen Triumph des internationalen Verkehrs, ebenso wie der ungeschwächten wirthschaftlichen Kraft Frankreichs, während freilich der Panamakanal im Wüstensande feiler Charakterschwäche stecken blieb. Die Segelschiffe sterben allmälig aus; sie werden verdrängt von stahlgepanzerten Riesendampfern mit Laderäumen von fast unheimlicher Ausdehnung. Die deutsche Handelsflotte umfaßte bei alleiniger Berücksichtigung von Fahrzeugen mit einem Netto-Inhalte von mindestens 50 Registertons:

	Segelschiffe		Dampfschiffe	
Jahr	Anzahl	Inhalt (in Registertons)	Anzahl	Inhalt (in Registertons)
1871	4372	900 361	147	81 994
1881	4246	965 767	414	215 758
1891	2757	709 961	896	723 652
1895	2622	660 856	1043	1 553 905

Die Gesammtmarine der Erde wird auf 20 000 Dampfschiffe und 60—70 000 Segelschiffe mit je 12 Millionen Registertons Nettoinhalt geschätzt. Das Schwergewicht des Welthandels entfällt auf Europa; allein die deutschen Schiffe unternahmen im Jahre 1894 65 817 Seereisen, deren Ladung 32 221 180 Registertons beanspruchte; außerdem beförderten sie 3 600 303 Registertons Ballast auf 14 141 Reisen. In kaum sechs Tagen durchqueren heute — Dank der im Bau von Dampfmaschinen erreichten Vollkommenheit — die Passagierkolosse des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrtgesellschaft zwischen London und New-York das Weltmeer. Die Schnelligkeit, mit der sich der moderne Verkehr vollzieht, der willige Austausch der Produkte, die Rückwirkung auf die Gütererzeugung und den Konsum lassen die Welthandelsbilanz in immer herrlicherer Glorie strahlen. Die Eiskruste, die jahrhundertelanger Zauberbann um die Herzen der Völker gefroren, schmolz allmälig unter den Frühlingssonnenstrahlen der Verkehrsinteressen, der Kulturinteressen, nachdem der Dampf über Fels und Meer seine Brücken gebogen, und in schimmernder Schönheit löste sich zur Freiheit der Gedanke beglückender Völkergemeinschaft.

Eben rüstet sich eine deutsche Sachverständigenkommission, zum Studium der ostasiatischen Handelsverhältnisse aufzubrechen; England und Amerika, Rußland und Frankreich, Deutschland und Oesterreich und Italien lernen von einander, denn Wissen ist Macht. In praktischer Würdigung dieser Er-

kenntniß beabsichtigt Amerika, das Hochschulwesen der Welt um eine neue Fakultät, die Schifffahrts- und Eisenbahn-Wissenschaft, zu bereichern, für die es eine eigene große, splendid ausgestattete Universität errichten will. Auch hierzulande werden die Gegner eines freien Verkehrs allmälig zu besserer Einsicht gelangen und der überzeugenden Macht der Thatsachen gerecht zu werden lernen, auch ohne daß erst die Schwungräder der Technik durch neue Wunderwerke zu Reformen drängen.

Wahrlich, „die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs" — keine treffendere Widmung konnte Kaiser Wilhelm II. für den Staatssekretär des Reichspostamts, Dr. von Stephan, finden. Bei der Gewalt, die einem Kaiserwort innezuwohnen pflegt, dürfte sich dieser Ausspruch als wirksamer Weckruf bewähren, bis dann einst in reicher Vollendung zur schönsten Wahrheit geworden, was Friedrich List vorausgesagt hat: „Ein hochentwickeltes Verkehrswesen ist einer der größten Hebel des Nationalwohlstandes und der Civilisation nach allen ihren Verzweigungen!"





Die Fortschritte im Militärwesen.

Von

Fritz Hönig.

Der Krieg von 1866 ließ bereits die Unhaltbarkeit der militärischen Gesetze, Einrichtungen und Bewaffnung bei den außerpreußischen Staaten erkennen. Preußen war in allen diesen Richtungen der Welt weit voraus und verdankte diesem Umstande sowie der überlegenen Führung die großen Erfolge des Krieges von 1866. Von den hieran betheiligten Staaten nahmen die außerpreußischen deutschen Staaten die Einrichtungen ihres Gegners nach und nach an, und auch Oesterreich-Ungarn brach mit seinen bisherigen Heereseinrichtungen. In Frankreich war man ebenfalls bemüht, die preußischen Heereseinrichtungen nachzuahmen, allein im Allgemeinen blieb doch dort alles beim alten. Nur in der Infanteriebewaffnung that Frankreich einen großen Schritt vorwärts und überholte dadurch die deutsche Infanterie bedeutend. Dagegen war der Kaiser in der Annahme des gezogenen Vorderladergeschützes unglücklich gewesen, und noch nachtheiliger sollte sich die Einführung der Mitrailleusenbatterien erweisen. Hierüber brach plötzlich und unerwartet der Krieg von 1870 aus. Deutschland hatte in der Zwischenzeit von 1866—1870 den Vorsprung der französischen Infanteriebewaffnung nicht einholen können. Auf taktischem Gebiete wurden die Erfahrungen von 1866 im Allgemeinen glücklich ausgenutzt, doch verhinderte der überraschende Kriegsausbruch die Abänderung und Einführung der reglementarischen Bestimmungen der Infanterie, welche vorbereitet gewesen waren.

So zog die deutsche Infanterie mit einer minderwerthigen Waffe und unzeitgemäßen Taktik in den Krieg. Die deutschen Kleinstaaten hatten die preußischen Einrichtungen in Bezug auf die Wehrpflicht, die Organisation und Ausbildung inzwischen angenommen. Allein vier Jahre waren eine zu kurze Zeit, als daß diese gesammten Neuerungen hätten in Fleisch und Blut übergehen können. Der General v. Moltke war mit Erfolg bestrebt, den Dienstbetrieb des preußischen Generalstabs auf die anderen deutschen Kontingente zu übertragen. Und diese kamen Preußen ausnahmslos opferbereit und verständnißvoll entgegen. Die gemeinsame Thätigkeit der verschiedenen Generalstäbe erstreckte sich naturgemäß zunächst auf eine plangemäße und einheitliche Mobilmachung der gesammten deutschen Streitkräfte sowie ihre ordnungsgemäße Beförderung an die Grenze. Demzufolge war auf den Ausbau und die Ausnutzung der Eisenbahnen großer Werth gelegt worden; und obwohl die Kriegserklärung Frankreichs Deutschland in allen diesen Richtungen noch in unfertigem Zustand traf, so bewährten sich doch alle Vorarbeiten und im Voraus gemachten Entwürfe in dem großen Kriege zwischen Frankreich und Deutschland über Erwarten.

Man kann im Allgemeinen sagen, daß die Ueberlegenheit der deutschen Armeeeinrichtungen auf jedem Gebiete und ihre von großer Voraussicht getragene sachverständige Ausnutzung eine Hauptquelle der unerhörten Erfolge Deutschlands 1870/71 gewesen ist. Natürlich mußte die Armeeführung sich in der Handhabung aller Vorbereitungen, Entwürfe und Pläne bewähren, und dazu gehörten nicht nur ein geschulter Generalstab, ein geschultes Eisenbahnwesen, geschulte Truppen und ein opferbereites Volk, sondern namentlich mit hoher Führerbegabung ausgestattete Persönlichkeiten, die über das Wesen des Krieges von derselben Grundanschauung erfüllt waren. Das Verdienst, in dieser Beziehung in der ganzen Armee eine einheitliche Anschauung erzeugt zu haben, gebührt fast ausschließlich der stillen, voraussschauenden, emsigen und klaren Thätigkeit des preußischen Generalstabes unter seinem großen Lehrmeister Moltke. —

Obwohl über die verschiedenen Ursachen der Erfolge der deutschen Waffen noch bis heute von den Fachmännern gestritten wird, so trat doch in dem großen seit 1871 beginnenden Reformwerk der französischen Armee der leitende Gedanke allgemein und klar zu Tage, daß Frankreich seine Niederlagen der Ueberlebtheit seiner militärischen Einrichtungen vorwiegend zuschreiben müsse. Der Gedanke wurde in der „Enquête parlementaire", im gesetzgebenden Körper, in den Kommissionen, Büchern und Zeitschriften unaufhörlich erörtert,

und man hörte in Frankreich Kammerreden und druckschriftliche Expektorationen, die stark an die Ideen der preußischen Reformatoren vom Jahre 1807—1813 anklangen. Heute darf man dreist sagen, daß diese Erörterungen die ganze militärische Welt aufrührten. Der Gedanke, daß jeder brauchbare, abkömmliche und unbescholtene Bürger dienen müsse, mit dem Preußen bereits ein halbes Jahrhundert den übrigen Völkern vorangeschritten war, wurde der Ausgangspunkt einer vollständigen Umgestaltung der Wehrmächte der großen europäischen Staaten. Außer England nahmen sie ihn nach und nach alle an; selbst in Rußland, wo dem Staatsbürger weder die allgemeine Schulpflicht noch das allgemeine Wahlrecht zur Seite stand, führte man die allgemeine Wehrpflicht ein. Und von diesem Augenblick an zählt die nach und nach erstarkende militärische Präponderanz Rußlands in zwei Erdtheilen. Es konnte gar nicht anders kommen: Der Zar befiehlt souverän, die ungeheure Bevölkerung des Zarenreiches liefert überreich Menschen, und Rußland fand Kredit genug zur Hebung der Armeeschäden, welche in dem besonders menschenverschlingenden Kriege von 1877—78 zu Tage getreten waren. Vielleicht hat neben der Reformation keine deutsche That in dem Grade die Welt erobert, wie der Gedanke der Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Grolman u. s. w. Allein weder durch das Machtwort eines absoluten Zaren noch durch Parlamentsbeschlüsse kann ein in alle Gebiete des öffentlichen Lebens so tief eingreifendes Grundgesetz in Fleisch und Blut der Nation übergehen. Dazu gehören Menschenalter.

Es hat auch in Preußen nicht an vorübergehenden Schwankungen gefehlt, aber sie sind doch gering im Vergleich zu dem, was wir in 25 Jahren in anderen Ländern erlebt haben. Die allgemeine Wehrpflicht ist thatsächlich heute noch nur in Deutschland mit allen Staatseinrichtungen durch und durch verwachsen; sie ist ein Fundamentalgesetz des Staates, nur beeinflußt und beschränkt durch das Budgetrecht und die politische Macht des Reichstages. Zwar haben die anderen Staaten mit anerkennenswerther Energie das Grundgesetz angenommen, aber doch nur in der Form einer mehr oder weniger prinzipiengetreuen Kopie. Und jeder dieser Staaten muß zunächst noch durch einen großen Krieg die Probe ablegen, welche Deutschland glänzend bestanden hat, daß nämlich die allgemeine Wehrpflicht sich mit den sämmtlichen von ihrem Grundgesetz abhängigen Einrichtungen politischer, finanzieller, organisatorischer und technischer Natur bewährt.

Wie die allgemeine Wehrpflicht, so ahnte man auch die aus ihr in Preußen folgerichtig entstandenen sonstigen Ein-

richtungen nach. Dahin gehören die Organisation und Thätigkeit des Generalstabes, die jährliche Aufstellung eines Mobilmachungsplanes, die Verwaltung und Ausnutzung der Eisenbahnen zu militärischen Zwecken, die Organisation und der Ausbau des Sanitäts- und Etappenwesens, die Vertheilung der Truppen im Frieden mit Rücksicht auf eine glatte und schnelle Mobilmachung, die Eintheilung der Armee in Friedenszeiten nach Territorien (Provinzen), die Zusammensetzung der Armeen für den Krieg und die Bestimmung des Oberbefehls u. s. w.

Da alle diese Thätigkeiten mehr oder weniger ins bürgerliche Leben eingreifen und zum Theil unter Mithilfe der Civilbehörden erledigt werden müssen, so kann man sagen, die Nationen Europas sind infolge der letzten Kriege Preußen-Deutschlands in eine neue Weltordnung eingetreten, die Weltordnung der nationalen Staatswehr. Und sie steht in der That im Vordergrunde aller öffentlichen Dinge; ihr ordnen sich sozusagen die übrigen Staatsangelegenheiten unter oder stehen ihr helfend und fördernd zur Seite.

Diese militärische Weltordnung hat zu bewaffneten Nationen geführt, aber auch den bisherigen sogenannten „Soldatenstand“ im Staate beseitigt, der noch bis zum Jahre 1870 sehr überwiegend bestand. Der heutige Soldat macht aus seinem Beruf kein Gewerbe mehr, er erfüllt damit eine allgemeine Staatspflicht. Naturgemäß mußten die modernen Staaten dann aber auch mit allen Eigenarten des ehemaligen besonderen „Soldatenstandes“ brechen und die bewaffnete Nation von allem befreien, was Gemeinsamkeit mit dem früheren Söldnerthum hatte. Die Stellen der Offiziere mußten jedem Geeigneten offen stehen, die großen Massen in der Reserve und Landwehr erheischten neben dem Berufsoffizierthum ein solches des beurlaubten Standes, die Dienstzeit unter der Fahne wurde verkürzt und hat in Deutschland seit dem Gesetz vom 3. August 1893 die Mindestgrenze unter den Großstaaten erreicht.

Durch die Heranziehung aller Volksklassen zum Kriegsdienste übernahmen die Staaten ihrerseits wieder Pflichten, die sie bisher entweder gar nicht gekannt oder nur in geringem Grade erfüllt hatten. Dahin zählt die moderne, namentlich im Deutschen Reiche hochentwickelte Gesetzgebung über die Pensionirung und Versorgung invalider Heeresangehöriger und deren Hinterbliebenen; die Entwickelung des Militär-Sanitätswesens, die Genfer Konvention im Verein mit der freiwilligen Krankenpflege, die größere Betonung des Völkerrechts im Kriege überhaupt. Alle diese Gesichtspunkte waren unausbleibliche Folgen des einen Grund-

gedankens der allgemeinen Wehrpflicht, die freilich mehrere Menschenalter bis zu ihrer heutigen Entwickelung erforderten. Wenn nämlich Jeder dienen mußte, so hatte wieder der Staatsbürger das Recht auf die Errungenschaften der fortschreitenden humanitären Weltanschauung und der Staat die Pflicht, sie dem Einzelnen zu sichern. Auf diese Weise sind die staatlichen und kommunalen Wohlfahrtseinrichtungen entstanden, die der Gesetzgebung und den Finanzen der modernen Staaten so große Aufgaben stellen. Aber auch die Mittel zur Erziehung und Erhaltung der militärischen Disziplin mußten dem Zeitgeist entsprechend abgeändert und gemildert werden. Dem gab in Deutschland das Militärstrafgesetzbuch von 1872 und die kürzliche Einführung der neuen Beschwerdeordnung Ausdruck, doch wartet das deutsche Volk noch auf die ihm bereits seit mehr als 20 Jahren verheißene neue Militärstrafprozeßordnung, während alle anderen kontinentalen Großstaaten Europas, mit Ausnahme von Oesterreich, welche Preußens sonstige Heereseinrichtungen kopirt haben, uns in dieser Hinsicht inzwischen weit vorausgeeilt sind.

Die großen Massen der heutigen Armeen sind bis zum Aufmarsch fast ausschließlich auf die Eisenbahnen angewiesen, und von da an zum Theil. Das Eisenbahnwesen aller Staaten hat dem Rechnung tragen müssen. In die Aufmarschräume führen zahlreiche sogenannte strategische Eisenbahnen, die jedoch in Deutschland mit den Hauptrichtungen des kommerziellen Verkehrs zusammenfallen. Eigentlich sollte jede strategische Linie zunächst diesem Gesichtspunkte entsprechen. Wiederum muß das Bahnmaterial zur schnellen Beförderung der Armee an die Grenze ausreichen. Zur Erfüllung dieser Bedingungen waren sehr bedeutende staatliche Aufwendungen nothwendig: was der Krieg gebraucht, muß bereits im Frieden vorhanden sein. Das gilt namentlich für das gesammte technische Gebiet und die Verkehrseinrichtungen. Aus diesen Gründen sind auch seit dem Jahre 1871 die besonderen Eisenbahntruppen entstanden. Zu keinem Zeitalter hat die Technik so tief in das Kriegswesen eingegriffen und zu so unaufhörlichen Neuerungen geführt, wie in den letzten 25 Jahren. Dies bezieht sich nicht allein auf das Heerwesen, mehr noch auf das Marinewesen. Viele Milliarden sind in diesen 25 Jahren allein für Neubewaffnungen der Infanterie, der Heeres- und Marine-Artillerie verausgabt und Aufgaben gelöst worden, die noch kurz vorher von den ersten fachmännischen Autoritäten für unmöglich gehalten wurden. Dahin zählen die Kleinkalibergewehre verschiedensten Musters, die zahlreichen Konstruktionen der Schnellladekanonen, das rauchschwache Pulver, die Erfindung zahlreicher neuer Spreng- und Brysanzstoffe, deren Anwendung

im Geschütz- und Geschoßwesen bereits bedeutende Fortschritte gemacht hat. Fesselballon und Zweirad sowie das Brieftauben-wesen versprechen günstige Resultate im Kriege. Wohin wir blicken, ist eine technische Neuerung der anderen gefolgt, doch hat es kaum wieder einen Zeitpunkt gegeben, in welchem die großen Armeen sich völlig in ihrer Organisation, in ihrer Technik, Taktik und selbst in ihrem Geiste so glichen, wie in der Gegenwart. Insofern weht durch die nationalen Armeen wieder ein internationaler Geist, die unausbleibliche Folge der allgemeinen Wehrpflicht, des gesteigerten geistigen Verkehrs und der rapiden Entwickelung der Verkehrsmittel.

Das gesammte Festungsbauwesen wurde von den technischen Erfindungen der letzten 25 Jahre tief berührt und mußte in Konstruktion und Material sich den ungeheuer gesteigerten artilleristischen Kampfmitteln anbequemen. Eisen und Panzer traten mehr und mehr an die Stelle von Mauerwerk, die Erfindung der Brysanzgeschosse zwang zu einem vollständigen Umbau aller Gewölbekonstruktionen. Die heutigen Forts sind beinahe nur noch eine Verbindung von mächtigen Cement-Betons, Eisenkonstruktionen und Thürmen.

Noch bedeutender als die Fortschritte im Armeewesen sind diejenigen im Marinewesen. Die heutigen Marinen haben in Bezug auf die Wehrpflicht, mit Ausnahme Englands, auch den Gesetzen der Landheere folgen müssen. Wenn aber bei den Armeen auf den technischen Gebieten gewissermaßen nur große fortschreitende Veränderungen zu verzeichnen sind, so ist das Marinewesen technisch vollständig umgestaltet worden. Dampf, gesteigerte Artilleriewirkung und Elektrizität sind hier die Ursachen der Umwälzungen gewesen, deren Abschluß noch gar nicht zu übersehen ist. Das Dampfschiff wurde zum Panzerschiff, das Panzerschiff ist wieder ein Sammelraum der Maschinen verschiedenster Art für die Leitung und Steuerung, für Geschützbedienung, Munitionsheranschaffung, Geschützdrehung, Beleuchtung, Ventilation u. s. w., die mit genauester Kenntniß und Sorgfalt bedient sein wollen, wenn nicht das ganze Schiff mehr oder weniger gefährdet werden soll. Eine heutige Schiffsbesatzung muß daher nach ganz anderen Grundsätzen zusammengesetzt und ausgebildet werden, als zur Zeit der Segel- und Holzschiffe. Das Panzerschiff soll eine kräftige Armirung haben, eine starke Artillerie, vorzügliche Stabilität besitzen und entsprechenden Raum für Kohle und Munition. Allen diesen Anforderungen genügt kein Modell irgend eines Staates vollständig. So ist jedes Panzerschiff ein komplizirter Kompromiß verschiedener Eigenschaften, wobei namentlich die Anforderungen an die Artillerie und die Panzerung schwer in Einklang zu bringen sind. Das heutige Kriegsschiff, sei

es nun Panzerschiff irgend eines Typs oder Panzerkreuzer oder Torpedoboot, ist im Vergleich zu seinen Vorgängern etwas ganz Neues, und alles Neue hat den größten Feind in sich selber. Kriege zwischen etwa gleichartigen Flotten sind seit der Panzerzeit noch nicht dagewesen, doch ist, nachdem die Frage, ob ein großes oder kleineres Panzerschiff das geeignete Schlachtmittel sei, viele Jahre erörtert war, dies seit etwa 10 Jahren zu Gunsten des großen Schlachtschiffes entschieden worden. So ist man bereits zu einem Gehalt von 14,000 Tonnen und mehr gelangt. In staunenswerther Weise wurde die Manövrirfähigkeit und Schnelligkeit der, man könnte sagen, Hilfswaffen zur See gesteigert, d. h. der Schiffsarten, welche gewissermaßen die Kavallerie zu Lande ersetzen, und zugleich gelang es wieder, deren Konstruktion und Gefechtswerth zu heben. Die modernen Panzerkreuzer — ein anderer Name für die ehemaligen Fregatten, wie das Panzerschiff eine andere Bezeichnung für das frühere Linienschiff ist — laufen bereits bis zu 24 Knoten, die Torpedoboote bis zu 28 Knoten, Fahrtgeschwindigkeiten, die die eines Schnellzuges erreichen, und die noch vor zwei Jahrzehnten für unmöglich gehalten wurden. Vermöge ihrer bedeutenden Schnelligkeit und des großen Kohlenfassungsvermögens ist der Panzerkreuzer auch bestimmt, den feindlichen Handelsschiffen aufzulauern und die Handelsstraßen zur See zu gefährden, vielleicht zu schließen, während dem Torpedoboote hauptsächlich die Aufgabe des Angriffs auf die Schlachtflotte zufällt. Jedes Kriegsschiff besteht heute fast ausschließlich aus Metall. Seitdem das Schiff an sich einen völligen Wandel in Konstruktion, Einrichtung und Material durchmachte, mußte auch das gesammte Werftwesen in den Stand gesetzt werden, diesen Ansprüchen genügen zu können. Noch bis vor 25 Jahren war Deutschland hinsichtlich des Schiffsbaues u. s. w. fast völlig vom Auslande abhängig. In kurzer Zeit befreite es sich unter General v. Stosch aus dieser seine Existenz im Kriege bedrohenden Lage. Die deutsche Marine ist noch jung, und das gegenwärtige Geschlecht ist sich kaum dieses großen Fortschrittes bewußt. Infolge dieses Wandels entstand eine blühende deutsche Schiffsindustrie, die bereits mehrfach mit den Erzeugnissen alter seefahrender Nationen erfolgreich konkurrirt hat. Aber auch das gesammte Küsten und Hafenvertheidigungswesen unterlag einer analogen Umgestaltung, wie diejenige im Festungswesen, doch bleibt noch vieles zu thun, um es auf die Höhe des letzteren zu bringen. Die in den letzten beiden Jahrzehnten geförderte submarine Vertheidigung gestattet jedoch heute in hohem Grade eine Küsten- und Hafen-

vertheidigung mit verhältnißmäßig geringen finanziellen Mitteln, in sehr kurzer Zeit und außerhalb der eigentlichen Hafeneingänge. Aufgabe der örtlichen Küsten- und Hafenvertheidigung ist es nur, durch eine kräftige Artillerie die Annäherung des Feindes an die submarinen Abschlußmittel zu verhindern. Daher wird es bei den meisten Hafenvertheidigungen mehr auf eine leistungsfähige Artillerie als auf starke Wälle ankommen.

Die Massen zu Lande und zur See müssen erhalten werden können. Das ist mit frischen Lebensmitteln allein nicht mehr möglich. Daher werden bedeutende Vorräthe an Lebensmitteln in der Form der verschiedensten Konserven vorräthig gehalten; ebenfalls eine Errungenschaft der letzten 25 Jahre.

Dies ist selbstverständlich nur eine rohe Skizze der hauptsächlichsten Fortschritte in den letzten 25 Jahren. Viele Fortschritte, die sich aus diesen nothgedrungen ergaben, können nicht einmal dem Namen nach aufgeführt werden.

Von allen öffentlichen staatlichen Einrichtungen ist die Umwandlung der ehemaligen Berufsheere in Volksheere die größte und folgenschwerste Erscheinung des Jahrhunderts. Sie hat tiefer in alle politischen und finanziellen Gebiete eingegriffen, als irgend eine andere. Preußen ging, nachdem Napoleon I. den Gedanken Carnots wieder fallen gelassen hatte, mit diesem Schritt der Welt voraus. Es ist der erste Staat, der ihn in gesetzliche, nahezu vollkommene Formen zu bringen gewußt hat. Es verstand sich aber auch hierbei aller intellektuellen Kräfte des Volkes zu versichern: auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Technik. Es fand die bisher unübertroffenen Formen der Organisation für Frieden und Krieg; es ist der erste Staat, der einen Mobilmachungsplan einführte; der Schöpfer der modernen Generalstäbe, denn alle anderen Staaten haben mehr oder weniger treu die fundamentale Grundlage Grolmans, welche in Preußen von Steyher und namentlich von Moltke weiter geführt wurde, übernommen. Es ist in der Bewaffnung (Zündnadelgewehr, gezogenes Hinterladegeschütz) vorgeschritten; es warf die gesammte bisherige Taktik sozusagen um und setzte an die Stelle bloßer starrer Vorschriften das Gesetz der persönlichen Verantwortung und Entwickelung der Führerthätigkeit jeden Grades; es ist der erste (deutsche) Staat, der seine gesammte Wehrmacht auf einen Druck des Telegraphen auf den Kriegsfuß setzte und sie geordnet auf der Eisenbahn an die Grenze schaffte; es ist namentlich der Staat, der in stiller Arbeit die großen, auf zahllosen Schlachtfeldern und in Operationsentwürfen Napoleons I. liegenden Lehren in ein wissenschaftliches System brachte und dieses

System zum Allgemeingut des Heeres machte. Clausewitz war der rechtzeitige Interpret. Wer vermöchte die Namen Aller zu nennen, welche denselben Faden weitergesponnen haben? Dies ist vielleicht für die Kriegskunst die größte That seit ihrem Bestehen. In allen diesen und anderen Richtungen war Preußen der Bahnbrecher; es hat deshalb dem letzten Viertel des Jahrhunderts gewissermaßen seinen Charakter verliehen, den alles, was in dieser Zeit um uns her von den anderen Großstaaten geschah, verdankt Anregung und Gestalt dem preußischen Geiste, den preußischen Einrichtungen. Aber den Geist der Einrichtungen kann man nicht ohne Weiteres übernehmen. Ganz Deutschland hat sich in den letzten 25 Jahren in ihn hineingelebt; heute giebt es nirgends mehr einen Unterschied zwischen Nord und Süd. Was bis dahin Preußen allein besaß, ist in diesen Jahren nationales Gemeingut geworden.





Ein Vierteljahrhundert Medizin und öffentliche Gesundheitspflege.

Von

Dr. J. Kastan.

Unser Jahrhundert steht in dem Zeichen der Naturwissenschaft, wie das vorige in dem der großen gedanklichen und politischen Umwälzungen, wie das siebzehnte in dem des ungeheuren dreißigjährigen Ringens um die mitteleuropäische Vormachtstellung Frankreichs. In diesen Jahrhunderten hat es gleichfalls an naturwissenschaftlichen Entdeckungen ersten Ranges nicht gefehlt, allein den entscheidenden Einfluß auf die Entwickelung des öffentlichen Lebens der Völker, wie auf die Gestaltung des Einzeldaseins haben die Naturwissenschaften doch erst in unserem Jahrhundert erlangt. Nie zuvor ist das Streben der großen Forscher und Entdecker so folgerecht auf das Ziel gerichtet gewesen, die Errungenschaften der naturwissenschaftlichen Erkenntniß den Bedürfnissen des täglichen Lebens dienstbar zu machen, und in dieser immer innigeren Verbindung von vertiefter Einsicht in das Wesen der Naturgesetze und von umfassender Verwerthung der Naturkräfte liegt das eigentliche Merkmal unseres Jahrhunderts. In diesem Sinne muß man es das Jahrhundert der Naturwissenschaften nennen. Aber innerhalb dieses großartigen Entwickelungszuges lassen sich deutlich die einzelnen Stufen abgrenzen. Die mathematisch-physikalischen Wissensgebiete wurden zuerst und mit staunenerregenden Erfolgen angebaut. Es folgte sodann die Glanz- und Ruhmeszeit der chemischen Entdeckungen und die Einführung der wissenschaftlichen Ergebnisse in die Technik. Zuletzt begannen die For-

schungen auf dem Gebiete der biologischen Wissenschaften festere und gesicherte Formen anzunehmen. Die moderne Physiologie suchte die Räthsel in den verwickelten Erscheinungen der sogenannten „organischen" Natur zu lösen, indem sie die Gesetze der Physik und der Chemie auf das Gebiet der Organismen anwandte und auf solchem Grunde die Lebensprozesse zu erklären trachtete. Als jüngster Sproß unter den modernen biologischen Wissenschaften erschien nun aber die Medizin.

Nachdem während des zweiten Viertels unseres Jahrhunderts unsterbliche Männer der Wissenschaft, wie Johannes Müller, Magendie, Charles Bell, dann Ludwig, Brücke, Helmholtz die Grundlinien der Physiologie für alle Zeiten abgesteckt hatten, brach eine neue Epoche für die Medizin herein. Mehr und mehr wurde die moderne Heilkunde zu einer auf streng naturwissenschaftlicher Erkenntniß sich aufbauenden Disziplin, mehr und mehr wurde sie zu einer auf die Erforschung der krankhaften Vorgänge in dem menschlichen Organismus angewendeten Physik, Physiologie und Chemie. Krankheit heißt Leben unter veränderten Bedingungen. Die Aufgabe der modernen wissenschaftlichen Medizin besteht daher vornehmlich in dem Giltigkeitsnachweise der allgemeinen Naturgesetze auch auf die Lebenserscheinungen unter jenen veränderten Bedingungen. In der Lösung dieser gewaltigen Aufgabe ist die wissenschaftliche Medizin unserer Zeit begriffen. Forscher wie Virchow, Henle, Rokitansky, Kliniker wie Schönlein, Skoda, Traube gehören in die vordersten Reihen der die Richtung auf diesem Gebiete bestimmenden Männer. Wenngleich die klinische Forschung auch nach dem Ableben dieser bahnbrechenden Kliniker keinen Augenblick stillgestanden hat, wenngleich die Untersuchungsmethoden der einzelnen erkrankten Körpertheile unabläſſig erweitert und verschärft, die Erkennung der Erkrankungsformen bedeutend besser gesichert worden ist, so kann doch andererseits nicht in Abrede gestellt werden, daß die Einführung der sogenannten physikalischen Methode der Untersuchung am Krankenbette und die Ausbildung und Entwickelung derselben in einem gewissen Sinne zu einem Abschluß gelangt ist.

Es ist kein Zufall, sondern es liegt in der Gesammtentwickelung der modernen wissenschaftlichen Medizin, daß sich nunmehr die Richtung der Forschung in anderen Ebenen bewegte. Man wandte sich mit einem vielleicht nie zuvor in der Geschichte der Heilkunde beobachteten Eifer der Ergründung der **Krankheitsursachen** zu. Ganz besonders waren es gewisse eigenthümliche, mit Fiebererscheinungen verbundene Erkrankungen, welche von Neuem die Aufmerksamkeit der Forscher in hohem Maße auf sich lenkten. Seit uralten Zeiten

war wohl die Vorstellung unter den Aerzten geläufig, daß diesen fieberhaften Erkrankungen gewisse Organismen zu Grunde liegen müßten. Von flüchtigen und festen Ansteckungsstoffen, von gasförmigen Miasmen sprach man allerwärts, und man führte die kühnsten Systembauten aus. Das ungelöste Räthsel der echten Menschenpocken und ihre Bekämpfung durch Jenners Schutzimpfung, der Ausbruch der verschiedenartigen Epidemien, namentlich der Cholera, die Beobachtungen der Aerzte über die Uebertragbarkeit gewisser anderer Erkrankungen drängten immer und immer von Neuem die Forscher auf das Ziel hin, hinter das Geheimniß der Krankheitsursachen oder vielmehr der Erreger gewisser Krankheitsformen zu kommen. Alle aufgewendeten Mühen waren indessen vergebens. Es wollte sich kein erfolgverheißender Weg zeigen. Da erschien die verbesserte Technik in der Herstellung der Mikroskope, verbunden mit der vervollkommneten Untersuchungsmethode selbst, als die Retterin und Erlöserin in der Noth. Allmälig kam etwas Licht in die Vorgänge gewisser bei den Gährungsvorgängen beobachteten Erscheinungen. Chemiker, Physiologen, Botaniker halfen rüstig an dem Werke schaffen. Baustein auf Baustein wurde an einander gefügt. Die Morgenröthe einer neuen Erkenntniß leuchtete auf und kündete den Anbruch eines neuen Abschnittes in der wissenschaftlichen Forschung an. Die auf gesicherter naturwissenschaftlicher Grundlage ruhende Einsicht in den ursächlichen Zusammenhang gewisser Vorgänge innerhalb der kleinsten organisirten Lebewesen erwies sich als die mächtigste Helferin bei der Lösung der vielen Räthselfragen und bei der richtigen Beurtheilung vieler bedrohlicher Erscheinungen am Krankenbette. Indem die moderne wissenschaftliche Heilkunde sich immer unbedingter der Führung der modernen Naturwissenschaft und ihrer Untersuchungsmethode anvertraute, gewann sie an Sicherheit im Handeln, an Folgerichtigkeit in ihren Maßnahmen und Anordnungen, an Zuverlässigkeit in ihren Bestimmungen. Die im Wege der fortgeschrittenen Erkenntniß gewonnenen Anschauungen wurden denn auch zuversichtlich auf das Gebiet der praktischen Medizin, auf den Dienst am Krankenbette übertragen. Es war der erste Triumph, den die neue naturwissenschaftliche Forschung und Untersuchungsmethode, wie sie in der modernen Biologie mit so glänzenden Erfolgen zur Anwendung gelangte, über die mehr auf Erfahrung und Beobachtung der Krankheiten gestützte Thätigkeit des Arztes errang. An jenem für alle Zeiten denkwürdigen Tage, da der unsterbliche Schotte Lister auf Grund der neuerworbenen Erkenntniß von dem Wesen gewisser Wundkrankheiten seine neue Wundbehandlung einführte, die

auf die Verhinderung von Fäulnißvorgängen abzielte, da war die Probe auf die Richtigkeit der aufgestellten Rechnung gemacht. Damals hub eine neue Epoche in der Medizin, nicht blos in der Chirurgie und den ihr verwandten Sonderfächern, an. Es sind in der gesammten Geschichte der Menschheit nicht viele Tage von solch einer unermeßlichen Bedeutung zu verzeichnen, als jener war, an welchem Joseph Lister zum ersten Male seine antiseptische Wundbehandlung zur Anwendung brachte. Der grimmigste Feind der Chirurgen, das Wundfieber, war mit einem Schlage und endgiltig niedergestreckt. Millionen und Abermillionen Menschen, die sonst einem fast unentrinnbaren Geschick verfallen waren, sind durch diese wissenschaftliche Großthat am Leben erhalten, ihren verschiedenartigen Berufsthätigkeiten wiedergegeben worden. Nun erst war die Chirurgie in der Entfaltung ihrer Kräfte frei geworden, nun erst konnte sie es wagen, ihr Gebiet bis ins Unglaubliche auszudehnen und an die Lösung von Aufgaben heranzutreten, die noch ein oder zwei Jahrzehnte zuvor als unausführbar gelten mußten. Den wahrhaft blendenden Siegeszug, den die Chirurgie des letzten Vierteljahrhunderts auf dem gesammten Erdenrund feierte, sie hat ihn den Ergebnissen der modernen naturwissenschaftlichen Forschungsmethode zu danken. Ohne die Erkenntniß von dem Wesen jener Wundkrankheiten, ohne die Erforschung der Lebensvorgänge jener Kleinlebewesen, jener Mikroben, war an die staunenerregende Entwickelung der zeitgenössischen Chirurgie nicht zu denken.

Aber nicht blos auf die Erweiterung und Umgestaltung der operativen Technik war dieses Ergebniß der naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethode von dem denkbar größten Einflusse, — auch für die Entwickelung der öffentlichen Gesundheitspflege, insbesondere des Baues von Krankenhäusern, Hospitälern, Waisenhäusern, von Kasernen und Schulen ging ein gleich mächtiger Anstoß von jener wissenschaftlichen Errungenschaft aus. Man kann mit aller Entschiedenheit sogar behaupten, daß die moderne Wissenschaft der Hygiene — die Lehre von der Erhaltung der öffentlichen wie der persönlichen Gesundheit — als ein direkter Abkömmling jener naturwissenschaftlichen Erkenntniß von dem Wesen gewisser ansteckender Krankheiten anzusehen ist. Indem uns die fortschreitende wissenschaftliche Einsicht einen sicheren Einblick in die Lebensbedingungen jener den menschlichen und auch den thierischen Organismus bedrohenden, unendlich kleinen Eindringlinge gestattete, waren zugleich die wirksamsten Vertheidigungsmittel gegen die Angriffe des ehedem unaufhaltsamen Feindes geschaffen. Es galt, den Feind nicht blos von den durch den Arzt zu Heilungszwecken absichtlich herbeigeführten Wunden fern zu

halten, es kam vielmehr darauf an, seiner Verbreitung jede Möglichkeit zu benehmen. Dieser Gesichtspunkt wurde entscheidend für die grundsätzliche Umgestaltung des Krankenhausbaues, bei dem nicht mehr wie sonst der Architekt sein Wort in die Waagschale legte. Der Arzt und der Hygieniker wurden die allein ausschlaggebenden Leiter, der Architekt hatte lediglich für die sachgemäße Ausführung der vorgeschriebenen Anordnungen zu sorgen. Die alten, zwischen Palast- und Kasernenstil gehaltenen Krankenhäuser konnten dem von der modernen wissenschaftlichen Gesundheitslehre aus gegen sie unternommenen Ansturm nicht widerstehen. Eines dieser alten Krankenhäuser, die nur zu oft als wahre Brutstätten jenes Ansteckungsstoffes angesehen werden mußten, schwand nach dem anderen. Ueberall erhoben sich neue, großartige, nach den Grundsätzen der modernen Hygiene entworfene und durchgeführte Krankenheilstätten. Und wenn dereinst eine Kulturgeschichte unseres Jahrhunderts geschrieben wird, dann wird dieser Erscheinung die gebührende Würdigung nicht versagt werden dürfen.

Die civilisirte Welt hat thatsächlich in unmittelbarem Zusammenhange mit jener grundlegenden und zugleich grundstürzenden naturwissenschaftlichen Entdeckung ein verändertes Ansehen erhalten, äußerlich allerdings nicht so wahrnehmbar, wie etwa die Einführung der Dampfkraft und der Elektrizität in das Erwerbs- und Betriebsleben der Völker, aber deutlich nachweisbar an der aller Orten fast gleichzeitig begonnenen und vollendeten Umgestaltung gewisser, der öffentlichen Gesundheitspflege dienenden Verwaltungseinrichtungen. Und nicht blos die Technik des Krankenhausbaues erhielt die mächtigste Anregung zu neuen und ganz neuartigen Schöpfungen. Ganze Industrien entstanden infolge jener einen weittragenden naturwissenschaftlichen Entdeckung. Eine moderne, auf chemischen Grundlagen sich aufbauende Hygiene-Technik kam empor, und sie konnte nach einer sehr kurzen Dauer ihrer Wirksamkeit bereits auf die bewundernswerthesten Erfolge hinweisen. Diese ungemein rasche Entwickelung einer neuen, in den Dienst der praktischen Medizin und der öffentlichen Gesundheitspflege gestellten industriellen Technik bildet gleichfalls einen charakteristischen Zug unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters. Man kann unmöglich von den Fortschritten der Medizin während des abgelaufenen Vierteljahrhunderts reden, ohne dieser Hygiene-Technik gleichfalls zu gedenken, die ihre Entstehung den glänzenden Entdeckungen der Biologen verdankt, und die dann andererseits die Richtung in der Entwickelung einzelner rein medizinischer Fächer mitbestimmte.

Für die medizinisch-klinische Forschung war indessen durch die mehrfach genannte Entdeckung der Entstehungsursachen

der gefahrvollen Wundfiebererkrankungen eine Bahn gebrochen, deren Weiterverfolgung in höchstem Maße erfolgreich zu werden versprach. Aetiologie, Erforschung der Ursachen gewisser typisch verlaufender Krankheitserscheinungen war und blieb fortan das wissenschaftliche Losungswort. Die Lehre von den Lebensvorgängen der möglichst einfachen Organismen bildete die Vorstufe für die zu lösenden Aufgaben, die nunmehr sich der medizinischen Forschung förmlich aufdrängten. Auf dem Gebiete der ansteckenden Krankheiten, der Malariaerkrankungen, lagen anscheinend die Schlüssel zur Lösung der mannigfachen, allen bisher angestellten Versuchen spottenden Räthsel. Es galt, einen entscheidenden Schritt vorwärts zu wagen, um ins Innere der sogenannten organischen Natur einzudringen. Große naturwissenschaftliche Forscher und Denker auf scheinbar ziemlich weitab von einander getrennt gelegenen Gebieten, wie Chemiker, Botaniker, Zoologen, hatten gewisse Untersuchungsmethoden in ihren Grundanfängen bestimmt. Geniale Biologen und Mediziner setzten mit allen ihren durchdringenden Geisteskräften und ihrer unüberwindlichen Ausdauer ein, um Licht in das Dunkel zu bringen, das undurchdringlich über jenen übertragbaren Erkrankungen lag, über jenen Erkrankungen, die unausgesetzt alle Völker der Erde seit undenklichen Zeiten heimgesucht und nur zu oft wohlangebaute Länder in Wüsteneien verwandelt hatten. Pasteur in Paris und Robert Koch in Wollstein erschienen gewissermaßen als die Schildhalter in dem neuen medizinischen Wappen. Das so lange und so heiß erstrebte Ziel, bestimmt gekennzeichnete Ursachen für bestimmte typisch verlaufende und übertragbare Erkrankungen auszumitteln und den zwingenden wissenschaftlichen Nachweis im Wege des Thierversuches zu führen, daß in jenen bestimmt gekennzeichneten organisirten Lebewesen auch wirklich die Ursachen der betreffenden Erkrankungen gegeben seien, gelang, und mit dieser gesicherten Erkenntniß von dem Wesen der sogenannten Infektionskrankheiten, der ansteckenden, übertragbaren Krankheiten, hebt allerdings eine neue Epoche in der Entwickelungsgeschichte der wissenschaftlichen Heilkunde an.

Inmitten dieser Entwickelung befindet sich die moderne praktische Medizin und die moderne öffentliche Gesundheitspflege, und noch ist ihr Ende gar nicht abzusehen. Von den Ruhmesthaten dieser beiden genannten Forscher, denen ganze Schaaren hochbegabter Schüler sich anschlossen, wurde in des Wortes verwegenster Bedeutung der ganze Erdball erfüllt. Nach und nach wurden die Krankheitserreger der gefährlichsten Erkrankungen entdeckt, durch welche das Menschengeschlecht bedroht wird. Für ewige Zeiten mit goldenen Buchstaben in die Bücher der Geschichte eingegraben sind die Entdeckungen des Erregers

der Lungentuberkulose, der Nachweis der Gleichartigkeit dieser Erkrankung mit der Perlsucht des Rindviehs, die Auffindung des Cholerabazillus. Von ungemein einschneidender Bedeutung sind auch die Entdeckungen der Seuchenerreger bei unseren Hausthieren. Rastlos arbeiteten talentvolle Jünger der Wissenschaft an dem Ausbau dieses jüngsten Zweiges an dem uralten Stammbaum der Medizin, nämlich der Bakteriologie, der Lehre von den Lebenserscheinungen kleinster Lebewesen, durch deren Einfall in unseren Organismus jene entsetzlichen Massenerkrankungen hervorgerufen werden. Die großen grundlegenden Entdeckungen Kochs, deren jede einen neuen Triumph für seine bis ins Kleinste erwogene Untersuchungsmethode darstellte, folgten weitere Schlag auf Schlag. Die Erreger der unheimlichen Diphtherie, der Pest, des Aussatzes, der Malaria wurden in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen aufgefunden und als die wirklichen Krankheitsursachen wissenschaftlich glaubhaft gemacht. Von hier bis zu den weiteren Versuchen, bestimmte, sogenannte spezifische Heilmittel für die bestimmt gekennzeichneten Krankheiten aufzufinden, war sozusagen nur ein Schritt. Eine arge Enttäuschung erfuhr bekanntlich die ganze Welt bei dem ersten Versuche Kochs, das Tuberkulin als ein spezifisches Heilmittel der Lungenschwindsucht in die praktische Medizin einzuführen. Allein dieser mißlungene Versuch Kochs ist von dem allergrößten und nachhaltigsten Einfluß auf die Entwickelung der modernen Heilkunst und die moderne, wissenschaftlich begründete öffentliche Gesundheitspflege gewesen und geblieben.

Die Fragen der Immunität, der Unempfänglichkeit gegen die Einwirkungen gewisser Krankheitserreger, beschäftigen den Scharfsinn der Forscher, ja auch ihr Gemüth. Man versuchte die Lösung dieses ungemein schwierigen Räthsels mit den Mitteln in Angriff zu nehmen, welche die neue, namentlich von Koch ausgebildete und vervollkommnete Untersuchungsmethode an die Hand gegeben. Es gelingt den vereinten Bemühungen verschiedener Forscher wirklich, einen tüchtigen Schritt weiter in das Innere der Natur vorzudringen. Es gelingt, das tiefe Dunkel, das bisher über diesen Fragen schwebte, einigermaßen zu lichten. Pasteur in Paris mit seinen Schülern, Koch in Berlin mit seinem Stabe von Forschern sind unausgesetzt an der Arbeit, um im Wege des Thier- und Kulturversuches bestimmte Antworten auf bestimmte an die Natur gerichtete Fragen zu erhalten. An der Erforschung der Bedingungen, von denen die Immunität unseres Organismus abhängt, sind vornehmlich Forscher wie Brieger, Ehrlich, Kossel, Roux, Yersin, Behring betheiligt, die Japaner Kitasato, Schimagura nicht zu vergessen. Das fernste Ostasien tritt zum

ersten Male in die wissenschaftliche Bewegung Europas. Auch dieser Zug ist bedeutungsvoll für die medizinische Entwickelung im letzten Vierteljahrhundert. Studien dieser Art waren es, welche zu der Anwendung eines auf ganz abweichenden Anschauungen gegründeten Heilverfahrens bei gewissen übertragbaren Krankheiten führten. Behrings Serum-Therapie, über deren Bedeutung und Tragweite die wissenschaftlichen Akten ebenso wenig geschlossen sind, wie die klinischen Erfahrungen, bildet trotzdem einen Markstein in der medizinischen Entwickelung während der letzten fünfundzwanzig Jahre. Die zukünftige Forschung wird vollauf zu thun haben, um erst den begonnenen Anbau dieses Forschungsgebietes einigermaßen zu einem Abschlusse zu bringen. Wie immer man auch zu diesen jüngsten Errungenschaften einer neuen naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethode stehen mag, so viel muß unbedingt zugegeben werden, daß eine ungemein stark nach vorwärts drängende Bewegung sich in der wissenschaftlichen Medizin bemerkbar macht, wie es seit langer Zeit nicht der Fall gewesen. Neue befruchtende Ideen sind in die Wissenschaft und in die Praxis gedrungen, neue Perspektiven eröffnen sich der hilfesuchenden Menschheit und dem zur Hilfe berufenen Arzte, welche von den früheren Geschlechtern auch nicht einmal geahnt werden konnten.

Aber nicht blos die strenge, voraussetzungslose, unerbittlich nüchterne naturwissenschaftliche Forschung hat den Entwickelungsgang der modernen Medizin in entscheidendstem Maße beeinflußt; auch von einem ganz fernab liegenden Gebiete unserer modernen Civilisation sind der zeitgenössischen Heilkunde sehr mächtige Anregungen zugetragen worden. Die neuere sozialpolitische Gesetzgebung, wie eine solche zum ersten Male von unserem jungen, gewaltig aufstrebenden Deutschen Reiche ins Leben eingeführt wurde, hat ganz außerordentlich bestimmend darauf hingewirkt, daß die praktische Medizin einen „sozialen" Charakter annahm, der ihr früher ganz fremd war. Wir stehen erst am Anfange einer Entwickelung, deren Keime in der Krankenversicherung, in der Invaliditätsversicherung, in den Berufsgenossenschaften und den von ihnen geplanten Einrichtungen zur Förderung der allgemeinen und der individuellen Gesundheitspflege enthalten sind. Wir stehen an der Pforte zu einem gewaltigen neuen Hallenbau, in welchem die wissenschaftlichen Urkunden dieser neuen „sozialen" Medizin aufbewahrt, geordnet und für die wissenschaftliche Verwerthung bearbeitet werden sollen.



Die Geistes-Wissenschaften.

Von

Ferdinand Runkel.

Der tiefe Eindruck, den die Lehre Darwins und die Entdeckungen der Naturforschung auf die Kunst der siebziger Jahre gemacht hatte, mußte natürlich auch eine Umgestaltung der Geistes-Wissenschaften hervorrufen. Am tiefsten wurde davon die Philologie berührt, die bis zum Tode Franz Bopps und August Schleichers am Ende der sechziger Jahre doch kaum mehr als eine Hilfswissenschaft gewesen war, die all die große Mühe und Arbeit nicht lohnte, die ihre Adepten anwenden mußten, um ihr großes Gebiet zu beherrschen. Was aber aus einem Philologen werden kann, zeigt ein junger Mann, der auf den Rath von Friedrich Wilhelm Ritschl im Jahre 1869 an die Baseler Hochschule, die einen Gräcisten suchte, als ordentlicher Professor berufen wurde. Es war der Student Friedrich Nietzsche. Schon im Jahre 1872 erschien des jugendlichen Professors Schrift „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik", die den bekannten Streit Nietzsches und seines Freundes Erwin Rohde mit Willamowitz-Möllendorf hervorrief, des Gelehrten, der zur Zeit den Lehrstuhl des verstorbenen Curtius an der Berliner Hochschule inne hat.

Fast zur selben Zeit, wo der Philologe Friedrich Nietzsche den Muth gehabt hatte, über sein engbegrenztes Fach hinauszugehen und sich die Definition der Philologie im Sinne des alten Boeckh zu eigen zu machen, der ihr als Gegenstand der Forschung die gesammte menschliche Kultur zuweist — in der-

selben Zeit begann man sich auf verschiedenen Punkten unseres deutschen Vaterlandes von dem alten Schema loszumachen, und was August Schleicher zum ersten Male ernsthaft begonnen hatte: die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache, das wurde jetzt das Leitmotiv der jungen Philologenschule, deren Rufer im Streit Hermann Osthoff, Karl Brugmann, Johannes Schmidt, Mahlow, Hübschmann und Hermann Paul wurden.

Für sie alle war die Sprache ein lebendiger Organismus, in den man nicht mit todten grammatischen Werkzeugen Einschnitte machen durfte. Man mußte vielmehr sein Lebensprinzip beobachten, ihn bis zu seinem Jugendalter verfolgen und auf diesem Wege die anzuwendenden Grundsätze ermitteln. Leskien, eine Leuchte der junggrammatischen Schule, erklärte in seiner Preisschrift: „Die Deklination im Slavisch-Lithauischen und im Germanischen" (1876), daß man keine Ausnahme von den Lautgesetzen gestatten dürfe. Trotz der scharfen Opposition, die der kühne Forscher erfuhr, befleißigten sich selbst die Opponenten einer strengeren Konsequenz, was natürlich im Gefolge hatte, daß von dem Hilfsmittel der „falschen Analogie" ein viel zu weitgehender Gebrauch gemacht wurde. Da erschien im Jahre darauf die rettende Entdeckung. Karl Verner wies in einem Aufsatz: „Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung" nach, daß die verschiedene Behandlung der Laute durch den indogermanischen Accent bedingt sei. Dadurch wurde die Forschung nachdrücklich auf die Bedeutung des Accentes hingewiesen und die Ueberzeugung von der Regelmäßigkeit des Lautwandels gekräftigt. Kurz, das natürliche hatte über das künstliche Prinzip gesiegt.

Damit hatten sich weite Gesichtspunkte für die Philologie eröffnet, es galt ihr, nicht allein die Sprachdenkmäler zu erklären, die Grammatik aus ihnen zu analysiren, sondern es wurde vor ihr auch der Geist lebendig, sie dehnte sich auf die Kunstdenkmäler aus, auf die Rechtsgrundsätze und auf die politische Geschichte. So wurde die Philologie wirklich die Geisteswissenschaft im höchsten Sinne des Wortes; es bedienten sich ihrer sowohl Juristen wie Archäologen, Historiker und Philosophen.

Ich habe bisher nur von der Beschäftigung mit den indogermanischen Sprachen gesprochen, ihre Denkmäler lagen uns, den Blutsverwandten, natürlich näher, und es wurde uns leichter, ihre grammatischen Gesetze zu ergründen. Aber mit dem Wachsen der kolonialen Bestrebungen entwickelte sich allmälig ein starkes Interesse für die semitische Philologie. Das Arabische, die Hauptsprache des schwarzen Erdtheils, wurde erlernt, orientalische Märchenpracht hatte den Geist an-

geregt, man forschte weiter, entdeckte eine reiche Literatur, die mit ihren Anfängen in einer fernen, längst vergangenen Zeit wurzelte. Noch waren die mit Keilschrift und Hieroglyphen bedeckten Steine nicht alle entziffert, noch ruhten unterm Wüstensand und in mächtigen Steinbauten unschätzbare Aufschlüsse. Und je mehr die egyptische Philologie, voran Heinrich Brugsch, aus den Hieroglyphen herauslas, desto deutlicher wurde die Geschichte des gewaltigen Reiches am Nil, in dessen Entwickelung und Verfall uns heute wohl kaum eine Periode dunkel ist. Hand in Hand mit diesen Forschungen ging das Interesse für die Sprachen der Neger, es vereinigten sich Philologen und Reisende, sie sammelten Worte und Redensarten, und ganz langsam entstand die afrikanische und ozeanische Philologie, die jetzt neben der auch anderen Zielen zugewandten Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft bereits ein eigenes Organ besitzt. Im orientalischen Seminar in Berlin werden von Lektoren der betreffenden Nationalität die zukünftigen Forscher vorgebildet, selbstverständlich ist dort auch der Sinologie, dem Japanischen und Chinesischen, eine Stätte bereitet.

So hat die Philologie, während sie scheinbar ganz spezielle Forschungen trieb, sich über die Sprachen des gesammten Erdballes verbreitet, und überall sind es die aus der indogermanischen oder klassischen Schule hervorgegangenen Gelehrten, die mit ihrem methodisch gedrillten Können glänzende Erfolge erzielten. Wir konnten in den letzten fünfundzwanzig Jahren die Kulturen aller Völker übersehen, — selbst über die grönländischen Eskimos und die Kamtschadalen brachten die Nordpolexpeditionen Licht. Die Mythologien wurden verglichen, die Kunstwerke studirt, die Dichtungen durch Uebersetzungen zugänglich gemacht und dadurch neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der eigenen Künstler und Dichter gegeben. Dadurch wurde die Literaturforschung, die bereits durch tüchtige Textkritik wesentlich gefördert worden war, in modernere Bahnen gelenkt. Man lernte die Dichter vom rein menschlichen Standpunkt verstehen, und darin ist Wilhelm Scherer der Vater der neueren Richtung.

Verhältnißmäßig wenig hat die Philosophie von dem allgemeinen Fortschritt der Philologie profitirt. Der Geist, der tief in unsere letzte Periode hereinleuchtet, Schopenhauer, freilich war ganz durchsetzt mit der durch die Sanskritisten zugänglich gemachten indischen Philosophie. Ihm dankt auch Friedrich Nietzsche seine ersten starken Anregungen. „Ich gehöre,“ sagte er, „zu den Lesern Schopenhauers, welche, nachdem sie die erste Seite von ihm gelesen haben, mit Bestimmtheit wissen, daß sie alle Seiten lesen und auf jedes Wort hören werden, das

er überhaupt gesagt hat. Mein Vertrauen zu ihm war sofort da. Ich verstand ihn, als ob er für mich geschrieben hätte, um mich verständlich, aber unbescheiden und thöricht auszudrücken. — Schopenhauer will nur scheinen, denn er schreibt für sich, und Niemand will gern betrogen werden. Schopenhauer redet mit sich, oder wenn man sich durchaus einen Zuhörer denken will, so denke man sich den Sohn, den der Vater unterweist."

Diese Verehrung Schopenhauers muß man bei Nietzsche kennen, um seine schroffe Abkehr von Richard Wagner zu verstehen, die sich in den letzten siebziger Jahren vollzog. Man behauptet nämlich, Nietzsche habe sich in verletztem Ehrgeiz, weil Wagner ihm eine Oper abgelehnt habe, gegen ihn gewandt. Schopenhauer hat ihm gewiß keine Oper abgelehnt, und trotzdem verachtet er ihn nach seiner geistigen Wandlung ebenso glühend, wie er ihn geliebt hatte. Nietzsche sah in Wagner eine Krankheit seines geistigen Ich, eine Gefahr. „Die Gefahr in der neuen Musik," heißt es bei ihm, „liegt darin, daß sie uns den Becher des Wonnigen und Großartigen so hinreißend und mit einem Anschein von sittlicher Ekstase an die Lippen setzt, daß auch der Mäßige und Edle immer einige Tropfen zu viel trinkt. Diese Minimal-Ausschweifung fortwährend wiederholt, kann aber zuletzt eine tiefere Erschütterung und Untergrabung der geistigen Gesundheit zu Wege bringen, als irgend ein grober Exzeß es vermöchte." — — — „Mir war eine Selbstdisziplin von Nöthen: Partei zu nehmen gegen alles Kranke in mir, eingerechnet Wagner, eingerechnet Schopenhauer, eingerechnet die ganze moderne Menschlichkeit." — — — „Mein größtes Erlebniß war eine Genesung, Wagner gehörte blos zu meinen Krankheiten."

Jetzt ist Nietzsche frei, jetzt gehört er Niemand mehr an, und nun beginnt sein Geist den höchsten Flug, und mit Recht sagt er: „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra." — — — „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, daß die Deutschen kein Wort davon verstehen."

Im Jahre 1872 begann der Denker seine Laufbahn, schon im Jahre 1889 schlug ihn der voraussichtlich unheilbare Wahnsinn in Bande. Aber die Zeit, in der wir leben, ist von Nietzsches Geist durchtränkt. Alle Fortschritte, die wir errungen, tragen den Stempel Nietzsches. Er beeinflußte die Literatur, die Kunst und nicht zum Wenigsten die Musik. Dabei ist sein Wirken auch bedeutend in philologischer Beziehung geworden, insofern, als sein Stil geradezu als Muster deutscher Prosa hingestellt werden muß, sowohl in rein dichte-

rischer wie in wissenschaftlicher Beziehung. Er ist der Erste, der seine Lehre in faßlicher Form ohne den Bombast philosophischer Termini dem Volke bietet, und deshalb ist sein Eindruck so tief und nachhaltig. Das Gesetz von der Herrenmoral und der Sklavenmoral werden wir nicht mehr verbannen können, so sehr sich die Gegner Nietzsches auch bemühen. Er hat mit leuchtenden Gründen dargethan, daß die moralischen Vorschriften gegen das Individuum gerichtet sind und durchaus nicht sein Glück bezwecken, ebenso wenig das Glück und die Wohlfahrt der Menschheit. So ist Nietzsche nur das Menschliche, das Natürliche moralisch. Wie nimmt sich daneben Eduard von Hartmann aus, dessen Philosophie eine Darstellung der Geisteswissenschaften der vergangenen fünfundzwanzig Jahre nicht übergehen kann. Bei ihm in der Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins heißt es:

„Welcher Art auch die Gestalt sein mag, in der das Ethische im besonderen Fall sich geltend macht, es steht zu erwarten, daß es beim Auftauchen eines unsittlichen Begehrens in irgend einer Gestalt als Gegengewicht auftreten werde, oder auch in mehreren Gestalten zugleich, wenn der Fall dazu angethan ist. Man darf von einem normal organisirten Menschen unseres Jahrhunderts, der von civilisirten Eltern geboren und unter angemessener Erziehung aufgewachsen ist, mit Recht voraussetzen, daß sein Charakter ein hinlängliches Maß von moralischen Anlagen in sich birgt, um bei rechtzeitigem Eintritt der Selbstbeherrschung Versuchungen von nicht zu ungewöhnlicher Art und Stärke zu überwinden, und dies ist der Grund, weshalb der Mensch im Allgemeinen auch in moralischer Hinsicht für verantwortlich gelten muß, nicht blos vor dem strafgesetzlichen Forum."

Dagegen setzt Nietzsche die Phänomenologie des unsittlichen Bewußtseins, die Ethik des Bösewichtes, mit der wir für die Zukunft werden zu rechnen haben. Soviel ist sicher, der unglückliche Denker hat uns das Individuum wiedergegeben, das Individuum, das, stärker als die umgebende Welt, sich seine eigene Welt schafft. Gegen diese neugeborene Welt des Individuums macht eine andere Philosophenschule Front: die Jesuiten, die seit der Encyclica Leos XIII. vom 4. August 1879 — aeterni patris, die den Thomas von Aquino zur Grundlage alles wissenschaftlichen Unterrichts machen will — energisch und mit flammender Dialektik die Vergötterung des Individuums bekämpfen. Es ist freilich nicht zu verkennen, daß sich als Abwehr gegen diese Neuscholastiker eine Schule von Neumystikern gebildet hat, die von der klaren Weise Nietzsches abgeht und sich in Spekulationen verirrt, die nie zum Ziele führen.

Dagegen hat sich unter den anarchistischen Philosophen eine Persönlichkeit für Nietzsche in die Bresche gestürzt, die nicht zu unterschätzen ist, der Fürst Peter Krapotkin mit seinem Buche „la morale anarchiste". Er vertritt direkt Nietzsches Ideen und wirbt dadurch Anhänger in weiten Kreisen.

Nicht unerwähnt soll hier des Baseler Meisters Stellung zum Antisemitismus bleiben, den man ja schließlich auch — vom Politisch-Wirthschaftlichen entkleidet — als eine philosophische Weltanschauung betrachten kann. Es ist kaum allgemein bekannt, daß Nietzsche ein Gegner der antisemitischen Bewegung war. Die kritische Stelle lautet: „daß die Juden, wenn sie wollten, jetzt schon das Uebergewicht, ja ganz wörtlich, die Herrschaft in Europa haben könnten, steht fest; daß sie nicht darauf hinarbeiten und Pläne machen, ebenfalls. Einstweilen wollen und wünschen sie vielmehr, in Europa von Europa ein- und aufgesaugt zu werden. Man sollte diesen Zug und Drang wohl beachten und ihm entgegenkommen: wozu es vielleicht nützlich und billig wäre, die antisemitischen Schreihälse des Landes zu verweisen." Nietzsche sieht in der Vermischung der beiden Rassen die Lösung des Problems, die Züchtung einer neuen über Europa regierenden Kaste.

Die Neuauffassung der Moral, wie die ganze Lehre Nietzsches, ist, wie gesagt, nicht ohne Einfluß auf alle wissenschaftlichen Zweige unserer Gruppe geblieben; besonders mußte die Pädagogik stark davon berührt werden, und zahlreiche Lehrerdisziplinirungen sind darauf zurückzuführen. Der philosophische Unterricht hat eine ganz andere Bahn eingeschlagen. Trotzdem Nietzsche als der Lügengeist verschrieen wurde, haben sich Männer wie der geistreiche und scharfsinnige Eduard Zeller mit dem Baseler Philosophen abgefunden. Ein anderer Lehrer, Hermann Lotze († 1881), gewann keine entscheidende Position mehr zu Nietzsche. Sein unverkennbarer Einfluß gründete sich auf die eigenartige Vermischung von Idealismus und realer Kritik. Auch Kuno Fischer hat einen nicht unbedeutenden Anhang unter der jungen Philosophengeneration, die freilich mehr dem bedeutenden Historiker als dem Denker räuchert. Nietzsche ist auch von Fischer nicht unbeachtet geblieben.

Die Geschichte konnte von dem neuen Geiste auch nicht ganz unbetroffen bleiben, denn man lernte aus Nietzscheschen Gesichtspunkten manche That anders, freier beurtheilen als vordem. Gewaltmenschen wie Alkibiades, Cäsar, Cesare Borgia und Napoleon erschienen plötzlich in einem ganz anderen Lichte. Freilich konnten sich erste Historiker unserer Periode wie Treitschke und Sybel noch nicht zu der neuen Auffassung bekehren. — — — —

Die Geisteswissenschaften, sahen wir, haben in den letzten fünfundzwanzig Jahren einen energischen Schritt nach vorwärts gethan, fast ohne Reaktion. Denn es ist kaum Reaktion zu nennen, wenn einige alte Herren aus der Schleicherschen Schule noch gegen die Junggrammatiker und ihre Entdeckungen mit dem Muthe des Unverstandes kämpfen. Ebenso wenig, wenn Wilhelm Jordan in einer Bedichtung Nietzsches behauptet, dessen beste Ideen seien ihm gestohlen. Alle erleuchteten Geister haben sich dem Fortschritt angeschlossen. Der Kampf ist ausgekämpft, tiefer Frieden ruht auf den wissenschaftlichen Feldern. Allenthalben hat die erspießlichste Arbeit begonnen, eine junge Generation ist herangewachsen, die sich mit Begeisterung in die Hörsäle der Männer drängt, die im Vorkampf für die neuen Ideen gestanden haben, die nun in funkelnden Strahlen über die Menschheit hinfliegen, alles durchdringend und erleuchtend.

Dabei darf man aber nicht vergessen, daß die Geisteswissenschaften in der Periode ihres glanzvollen Aufschwunges den tiefsten Schmerz erlitten haben, der sie in diesem Jahrhundert treffen konnte. Sie sahen Männer von seltenen Gaben aus dem Leben scheiden, aber nach vollbrachter Arbeit. Den Besten, den sieghaftesten Denker seiner Zeit, den blendendsten Dialektiker überfiel zur Zeit seiner vollsten Reife, im Begriff, der Welt sein bedeutendstes Werk zu schenken, unheilbarer Wahnsinn. Es ist gar nicht auszudenken, was Nietzsche geworden wäre, wenn er gesund geblieben. Alle seine Arbeiten waren ja erst Vorstudien zu dem Hauptwerk, zu der Umwerthung aller Werthe. Vielleicht kommt in einer späteren Epoche, wie nach einem Stirner ein Nietzsche kam, der Mann, der die Funken zu hellen Flammen facht.





Die Technik
in den letzten fünfundzwanzig Jahren.

Von

Dr. v. Vietinghoff-Scheel.

Von all den Faktoren, welche auf den äußeren Zustand des Menschen wirken, ist der jeweilige Stand der Technik der mächtigste. Nicht Moral, nicht Staat und Gesellschaft, nicht Klima und Reichthum der uns umgebenden Natur kommen ihm gleich, das Gefühl der Moral im Volke wird stärker und schwächer, ihre Grundsätze stehen fest, aber wer wollte ihnen einen maßgebenden Einfluß auf die Entwickelung des Menschengeschlechtes zuschreiben, ohne die verblendete Behauptung nachzusprechen, daß die Menschen besser geworden seien als früher? Staat und Gesellschaft sind der Mode unterworfen. Niemand weiß, ob das heute Verworfene nicht morgen wieder für nützlich erachtet wird, Monarchie und Republik, Zölle und Freihandel ändern das Schicksal Einzelner, berühren aber die Gesammtheit in ihrer Lebensführung wenig. Und auch die so gern als allmächtig gepriesene Natur, was vermag sie gegenüber dem Menschen? Dieselbe Natur umgiebt den ostindischen Plantagenbesitzer und seine malayischen Kulis, dieselbe Natur den Eskimo und den Nordpolarreisenden in seinem Schiffe, und welcher ungeheure Unterschied in ihrem Leben, hervorgerufen dadurch, daß dem Einen die Vortheile der Technik zu Gebote stehen, dem Anderen nicht! Vor uns allen steht und wächst sichtbar die soziale Frage. Nichts hat sie so mächtig werden lassen, nichts hat soviel Massenelend geschaffen wie die Technik, und nichts kann sie lösen, nichts das

Elend beseitigen als die Technik! Wie wäre eine Volksbildung möglich ohne den Buchdruck, wie nur ein Zehntel unseres Handels ohne Eisenbahnen, was wüßten wir über Himmel und Erde ohne Fernrohr und Mikroskop, wie klein wäre des Europäers Reich außerhalb seines Erdtheils ohne die vernichtende Gewalt der Feuerwaffen! So ist die Technik die Schöpferin und Herrin des modernen Menschen zum Unterschiede von dem Naturmenschen, dem antiken und mittelalterlichen, und es mag daher angebracht sein, am Vierteljahrhundertschlusse des Bestehens einer großen Tageszeitung, die zuerst von allen der Technik den Raum gewährt hat, den sie beanspruchen muß, einen Blick zu werfen auf das, was in ihr geschehen ist während dieser Zeit.

Fortschritte sind naturgemäß auf allen Gebieten zu verzeichnen, sie sind verschieden groß, aber überall zu bemerken. Sogar das konservativste Gewerbe von allen, die Landwirthschaft, hat sich dem Eindringen maschineller Arbeitsmethoden nicht verschließen können, und zwar in erster Linie in Nordamerika, wo die hohen Arbeitslöhne und der häufig eintretende Arbeitermangel zu den Zeiten des stärksten Betriebes die Konstruktion und Anwendung landwirthschaftlicher Maschinen in weitem Umfange nothwendig und nützlich gemacht haben. Obgleich aber diese in Europa keineswegs unbekannt geblieben sind, ist heutzutage noch nicht annähernd soviel von ihrer Einführung oder Nachahmung zu merken. Wohl sind Säe-, Mäh- und namentlich Dreschmaschinen vielfach verbreitet, aber der Dampfpflug ist erst sehr vereinzelt aufgetreten und wird auch vielleicht schon durch den elektrischen Pflug überholt werden, ehe er noch rechten Fuß gefaßt hat. Im Bergbau, der Gewinnung mineralischer Rohstoffe, haben Verbesserungen erfahren namentlich Bohrmaschinen, um die Löcher für die Sprengpatronen zu bohren, und noch vereinzelt Schrämmaschinen, um die Arbeit des Loslösens großer Blöcke, die aber immer noch überwiegend mit der Hand gethan wird, zu beschleunigen; ferner wird das Sprengen in weit höherem Maße angewendet wie früher, auch sind statt des alten Schwarzpulvers das Dynamit und ihm ähnliche Sprengstoffe aufgetreten. Von Bohrern sind eine Menge verschiedener Formen für die sehr verschieden zu bearbeitenden Gesteine konstruirt worden, als besonders wirksam haben sich solche bewährt, deren Bohrkronen mit Diamanten besetzt sind. Als ein neues Verfahren, in stark wasserhaltigem, sogenanntem schwimmenden Gebirge mit Sicherheit Schächte abzuteufen, nennen wir das Gefrierverfahren, bei welchem ein kleines Stück Land durch hineingesenkte, von einer kalten Salzlösung durchflossene Rohre zum Gefrieren gebracht und dadurch gefestigt wird.

Wenden wir uns jetzt dem Hüttenwesen zu, so ist auf diesem zunächst eine kolossale Zunahme der Eisenproduktion zu verzeichnen, die zum Theil erst ermöglicht wurde durch zwei der wichtigsten Neuerungen dieses Jahrhunderts. Es ist erstens die Gewinnung von Stahl durch Schmelzen von Roheisen mit Eisenerz, wobei der Kohlenstoff des ersteren sich mit dem Sauerstoff des letzteren verbindet und als Kohlenoxyd entweicht, während ein kohlenstoffarmes Eisen, Stahl, zurückbleibt, der nach dem französischen Industriellen Martin und dem Deutschen Karl Wilhelm Siemens gewöhnlich Siemens-Martin-Stahl genannt wird, ein Name, der aus der Unentbehrlichkeit der Siemens'schen Regenerativ-Feuerung für diesen Stahl wohl gerechtfertigt ist. Eine noch größere Rolle spielt die Methode, das Eisen von dem schädlichen, Rothbruch erzeugenden Phosphor dadurch zu befreien, daß man die „Bessemerbirne", in welcher das flüssige Roheisen mit einem Luftstrom durchblasen wird und dabei seine Verunreinigungen größtentheils verbrennen läßt, mit gebrannter Magnesia ausfüttert, welche durch die kalkhaltige Schlacke nicht angegriffen wird. Sie wurde von dem früh verstorbenen Sidney Gilchrist Thomas in Gemeinschaft mit seinem Vetter Gilchrist eingeführt, und von ihrer Bedeutung vor allem für Deutschland kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß bei Weitem der meiste in Deutschland fabrizirte Stahl Thomasstahl ist.

Ein erst neuerdings in die Technik eingeführter Stoff, an den sich große, bis jetzt nur zum kleineren Theile erfüllte Hoffnungen knüpften, ist das Aluminium. Wenn auch die Mengen dieses Metalles ganz unerschöpflich auf der Erde vorhanden sind und seine physikalischen und chemischen Eigenschaften, seine Leichtigkeit, Festigkeit und Luftbeständigkeit sehr bestechend sind, so sind doch Diejenigen sehr enttäuscht worden, welche in ihm schon den Ersatz des Eisens erblicken wollten. Noch sind die Gestehungs-Kosten zu hoch, um es als Baumaterial verwenden zu können, und die größten Mengen von ihm scheinen in der Eisenverhüttung gebraucht zu werden, wo es zur Erzielung besonders dichter, blasenfreier Güsse gute Dienste leistet. Ebenfalls in Legirung mit Eisen hat ein anderes Metall, das Nickel, große Wichtigkeit erlangt. Es verleiht dem Stahl eine um beinahe ein Drittel größere Zähigkeit, ohne seine Härte zu beeinträchtigen, und man hat es daher mit erheblichen Kosten in allen Staaten zunächst für die Kriegstechnik nutzbar gemacht.

Werfen wir einen Blick auf den Maschinenbau, und zwar zunächst auf die Krafterzeuger mit ihrem nothwendigen Zubehör, so haben sich die Feuerungen und Dampfkessel

außerordentlich, weniger dagegen die schon vorher theoretisch genau erforschten und praktisch sehr vervollkommneten Kolben-Dampfmaschinen entwickelt. Zahllos sind die vorgeschlagenen Kesselsysteme der letzten Jahrzehnte, meist Wasserrohrkessel, durch die man bei verminderter Explosionsgefahr eine größere Verdampfung erreichen wollte, massenhaft auch die Feuerungssysteme, ohne daß der alte Planrost für gute Steinkohle sich hätte verdrängen lassen. Augenblicklich befinden wir uns in einer besonders bewegten Zeit; die Kohlenstaubfeuerung ringt um ihren Eintritt ins praktische Dasein, und da sie theoretisch das Ideal einer Feuerung ist, darf man keine Zweifel hegen, daß ihr die Zukunft gehört, zumal schon recht brauchbare Ausführungen erprobt worden sind. Eine langsam aber stetig wachsende Zunahme zeigt die Gasfeuerung, nicht die Leuchtgas-, sondern die Generatorgasfeuerung. Man leitet ein Gemenge von Luft und Wasserdampf durch einen mit glühenden Kohlen gefüllten Schachtofen und erhält so ein brennbares Gemenge von Wasserstoff, Kohlenoxyd und Stickstoff, das sich sowohl zum Betriebe von Schmelzöfen und Dampfkesseln als zum Speisen von Gasmotoren sehr gut eignet. Betreffs der Dampfmaschinen sind ganz besonders erwähnenswerth die sogenannten „Schnellläufer“; durch die Anstrengungen der Maschinenfabriken sind sie in den Stand gesetzt worden, zwar nicht ebenso ökonomisch zu arbeiten wie die langsamer laufenden, aber sie doch in gewissen Fällen, z. B. beim Antrieb von Dynamomaschinen, mit Vortheil zu ersetzen. Die wichtigste Neuerung an Dampfmaschinen liegt in der Ausbildung der Dampfturbine, wie wir sie dem genialen Schweden Gustaf de Laval verdanken, in der hin- und hergehende Theile gar nicht vorhanden sind, und die nur den Fehler einer allzu großen Umdrehungsgeschwindigkeit aufweist.

Einen ganz riesigen Aufschwung haben die Gasmotoren, zu denen ja auch Petroleum-, Benzin- und Spiritusmotoren gehören, genommen. Man baut sie in den verschiedensten Größen, und wenn früher schon eine Leistung von dreißig Pferdestärken als durch die Natur des Gasmotors ausgeschlossen galt, so schreckt man heute vor drei-, ja fünfhundert Pferdekräften nicht mehr zurück. Wichtig ist, daß, wie eben erwähnt, das Generatorgas, gewöhnlich zum Unterschiede vom Leuchtgas „Kraftgas“ genannt, für Gasmotoren sich ebenso gut gebrauchen läßt wie das Leuchtgas, obwohl es einen geringeren Heizwerth hat. Die Kraftgasmotoren sind die billigsten Wärmekraftquellen, welche wir bis jetzt besitzen, schon kleinere übertreffen die größten Dampfmaschinen mit mehrfacher Expansion um ein Beträchtliches in der Ausnutzung der Kohle, und nur der Umstand, daß eine große Anlage, die beständig in Betrieb

gehalten werden muß, für sie erforderlich ist, hat ihre Verbreitung bis jetzt aufgehalten.

Wo natürliche Wasserkräfte zu Gebote stehen, hat man in den letzten Jahren einen ausgedehnten Gebrauch von ihnen gemacht. Man bedient sich dazu überwiegend der Turbinen, die schon um die Mitte dieses Jahrhunderts ihre jetzige Gestalt erhalten hatten, es ist aber neben ihnen als eine ganz vorzügliche Maschine in jüngster Zeit das aus Amerika zu uns gekommene Pelton-Wasserrad erkannt worden. Turbinen und Pelton-Räder verdanken aber ihre jetzige Bedeutung eigentlich erst derjenigen Industrie, zu der sie uns hinüber leiten, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren aus dem Nichts entstanden ist, der Elektrotechnik.

Die Elektrotechnik war noch vor vierzig Jahren weiter nichts als Telegraphenbau und hatte als solcher zweifellos große Bedeutung, etwa wie sie sonst ein einzelnes Gewerbe, die Farbenfabrikation z. B., besitzt. Und was ist aus ihr geworden, seit im Jahre 1880 die erste Glühlampe sich bewährt hatte, seit einige Jahre später die erste Kraftübertragungsanlage ohne Riemen oder Drahtseile, ohne Dampfrohre und Druckwasser arbeitete, und was wird weiter aus ihr werden, wenn die chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes näher erforscht und in den Dienst der Menschen gezwungen sein werden? Im Jahre 1804 erzeugte Humphrey Davy zum ersten Male den elektrischen Lichtbogen, im Jahre 1846 konstruirte der Pariser Mechaniker Dubosq eine wirkliche Bogenlampe, mit der er die Sonne in einer Aufführung des „Propheten" in der großen Oper darstellte. Aber das waren nur einige Lerchen, die den Frühling verkündigten. Die plötzliche Entwickelung der Elektrotechnik setzt ein mit dem Aussprechen des dynamoelektrischen Prinzips von Werner Siemens Ende 1866 und der Konstruktion der ersten Maschine für kontinuirlichen Gleichstrom durch den Belgier Gramme 1870. Will man aber von der Gelegenheit sprechen, welche die Geburt einer neuen mächtigen Industrie anzeigte, so ist diese zweifellos in der Pariser Weltausstellung des Jahres 1880 zu sehen, die demnach von einer Folgenschwere gewesen ist, wie keine andere. Hier war es, wo Marcel Deprez seine ersten Kraftübertragungsversuche — es verdient bemerkt zu werden, mit unglücklichem Erfolge — vorführte, hier war es, wo Edisons Glühlampe, wo die Maschinen von Siemens u. Halske und von Gramme, wo die Differential-Bogenlampe von v. Hefner-Alteneck, dem genialen Oberingenieur des erstgenannten Hauses, die ganze Welt überraschten und entzückten, von hier aus datirt jene fieberhafte Thätigkeit, durch die allein die Schöpfung der gewaltigen Industrie erklärbar wird. Als besonders

wichtig muß noch die Elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt vom Jahre 1891 angeführt werden, sie lieferte den Beweis von der Durchführbarkeit einer elektrischen Kraftübertragung auf weite Entfernungen mit erheblichem Nutzeffekt, indem es gelang, von Lauffen aus nach dem 175 Kilometer entfernten Ort der Ausstellung 300 Pferdekräfte zu übertragen und zur Beleuchtung sowie zum Betreiben von Pumpen zu verwenden. Es kamen dabei zwei neue Errungenschaften in die Lage, ihre Leistungsfähigkeit beweisen zu müssen, nämlich der Drehstrom und die Transformatoren. Beide bewährten sich glänzend, und für die Zukunft scheint der Drehstrom, an den sich die Namen Ferraris, Tesla, Haselwander und v. Dolivo=Dobrowolsky knüpfen, sogar dem Gleichstrom und Wechselstrom den Rang abzulaufen. Die chemische Ausnutzung des elektrischen Stromes steht noch in ihren Anfängen. Man macht Aluminium, Aetzkali und Aetznatron, chlorsaures Kali und andere Produkte der chemischen Groß=industrie mit seiner Hilfe; wichtig ist ferner die Raffination unreiner Metalle, aber wir haben auf diesem Gebiete noch viel vor uns.

Von der sogenannten Schwachstromtechnik gehört die Telegraphie in ihrer Hauptausbildung schon einer etwas früheren Periode an, hat indessen große Verbesserungen aufzuweisen, wovon in erster Linie der Hughes'sche Druckertelegraph und die Mehrfachtelegraphie auf einer Linie zu nennen sind; ganz unserer Zeit entstammt aber die Telephonie, denn wenn auch schon im Jahre 1860 Philipp Reis in Friedrichsdorf ein Telephon gebaut hatte, welches diesen Namen verdiente, so gelang es doch erst im Jahre 1877 dem Amerikaner Graham Bell, ein wirklich brauchbares zu konstruiren, das sich von dem heute im Gebrauch befindlichen nur unwesentlich unterschied. Von hoher praktischer, im Publikum wenig gewürdigter Bedeutung ist noch das Eisenbahnsignalwesen, das auf unseren Bahnen so viel als möglich elektrisch und selbstthätig ausgestaltet werden soll. Es geht aus dem Gesagten hervor, daß die bisherige Geschichte der Elektrotechnik sich beinahe vollständig in den letzten zwanzig Jahren abgespielt hat, daß sie aber ununterbrochen weiter geht. Der Betrieb der Straßenbahnen geht unaufhaltsam in den elektrischen über, die Oberleitung, hie Unterleitung, hie Akkumulatoren, vor lauter Reichthum der Systeme können die Stadtverwaltungen sich kaum zu einer Wahl entschließen. Und was soll man weiter sagen zu jener unerhörten Entdeckung des Würzburger Professors Roentgen, die vielleicht wie keine andere geeignet ist, begreifen zu lehren, daß von dem verschleierten Bilde noch kaum ein Zipfel gehoben ist?

Doch wir müssen Abschied nehmen von der Elektrotechnik und wollen über das Transportwesen nur noch hinzufügen, daß auch für den Fernverkehr der elektrische Betrieb jetzt anfängt, Beachtung zu finden, den man in drastischer Weise durch die Veranstaltung eines Wettkampfes zwischen einer schweren Lokomotive aus den berühmten Baldwinschen Werkstätten in Philadelphia mit einer Heilmannschen elektrischen Lokomotive bekundet hat, wobei diese letztere den anderen Koloß mit einiger Mühe, aber sicher davonschleppte. Die Lokomotiven sind sowohl in Europa, ganz besonders aber in Amerika immer schwerer und schwerer geworden. Hatte man früher solche von vierzig bis höchstens fünfzig Tonnen Gewicht, so baut man jetzt welche von neunzig und hundert Tonnen. Das hat zwei Gründe. Erstens ist es zweckmäßig, das Prinzip der Compounddampfmaschinen auch für die Lokomotiven durchzuführen, das heißt die Ausdehnung des Dampfes sich in zwei Cylindern nach einander vollziehen zu lassen, und zweitens besitzt eine schwere Lokomotive mehr Adhäsion an die Schienen und damit mehr Zugkraft als eine leichte, was besonders für Güterzüge in gebirgigen Gegenden in Betracht kommt. Andererseits ist man mit dem Bau leichterer Bahnen, Kleinbahnen, Lokalbahnen energisch vorgegangen, und auch die Landwirthschaft wird mit der Zeit großen Nutzen aus der Verwendung der mechanisch, aber auch der von thierischen Kräften bewegten Schienenwagen ziehen, durch welche sie der schlechtesten Wege Herr werden kann.

Wenn wir in unserem zwanglosen Gange hieran die Betrachtung der Grundlage aller Maschinenindustrie, des Werkzeug- und Werkzeugmaschinenbaues, schließen, so bemerken wir hier eine unübersehbare Zahl von Verbesserungen im Kleinen und Großen. Die Massenfabrikation hat sich in den letzten Jahrzehnten überall einführen müssen, um der Konkurrenz nicht zu erliegen. Massenfabrikation aber ist nur bei sorgfältigster Präzisionsarbeit möglich und erfordert Werkzeuge und Werkzeugmaschinen, die die Geschicklichkeit und Kraft des Arbeiters zum größten Theil ersetzen. Für Deutschland erfreulich ist vor allem die vollständige Unabhängigkeit von England, die sich in unserer Zeit verwirklicht hat; wir haben viel von den Engländern gelernt, beinahe alle Werkzeugmaschinen sind uns von ihnen gekommen, aber — wir können es jetzt. Mit unseren nicht nur konstruktiv vollkommeneren, sondern auch in viel größeren Abmessungen ausgeführten Maschinen sind wir auch im Stande, viel größere Werkstücke zu bearbeiten als früher. Auch das Gießen des Eisens, der Hartguß, von Gruson kurz vor 1870 eingeführt, und der Stahlformguß, am höchsten von Krupp

ausgebildet, liefert heutzutage Erzeugnisse von ganz vorzüglichen Eigenschaften.

Von großem Einflusse auf die Schnelligkeit der Bearbeitung großer Werkstücke, beispielsweise einer Maschinenfundamentplatte, eines Dampfkessels, eines Dynamogestells, sind die Hebezeuge, deren Ausbildung mit der sonstigen Industrie völlig Schritt gehalten hat. Das Prinzip der Schwerkraft scheint wie das der Festigkeit ganz aufgehoben zu sein, wenn man sieht, wie eine stählerne, glühende Welle von einem halben oder dreiviertel Meter Durchmesser von einem Laufkrahn gefaßt und durch einen bloßen Fingerdruck hierhin und dorthin gedreht, gehoben und gesenkt wird, während gleichzeitig der Stempel einer ungeheuren Schmiedepresse, auch einer schon länger bekannten, aber erst in neuester Zeit verbreiteten Maschine, das eine Ende mit gleichmäßiger Geschwindigkeit, scheinbar ohne Widerstand zu erfahren, breitquetscht. Zu den Hebezeugen gehören die Aufzüge, Lifts, die von Amerika her auch zu uns gewandert sind und sich in vielen Geschäftshäusern und namentlich Hotels sehr beliebt gemacht haben. Man baut sie mit hydraulischem, gewöhnlich aber mit elektrischem Antrieb und hat weitgehende Sicherheitsmaßregeln gegen ein plötzliches Reißen des sehr stark gewählten Drahtseiles getroffen.

Die wichtigste Erscheinung auf dem Gebiete des Bauwesens ist der Eroberungszug, den Stahl und Eisen auf allen seinen Feldern durchgeführt haben. Erstlich wurde die Verwendung reinen Eisens durch die außerordentliche Verbilligung guter Stahlsorten in hohem Grade erweitert, und dann wurde für eine ganz moderne, von dem französischen Gärtner Monier erfundene Bauweise, eine Verbindung von Eisen und Cement, so daß das erstere die Zug-, der zweite die Druckspannungen aufnimmt, Raum geschaffen, und zwar in einem Maße, daß der neuere Hochbau zum großen Theile auf dem namentlich durch den schweizerischen Ingenieur Wayß eingeführten System Monier und seinen Nachahmungen und Abänderungen beruht. Sogar Kanalrohre und andere Gegenstände des Tiefbaues macht man danach. Der Tiefbau hat eine große Ausdehnung namentlich durch die Kanalisation großer Städte erfahren, sie bildet einen Theil der Industrie der Hygiene, die erst durch die Forschungen der letzten Jahrzehnte, namentlich Pettenkofers, größtentheils entstanden ist.

Heizung und Beleuchtung haben sich in sehr ungleicher Weise entwickelt. Während wir noch immer überwiegend bei dem alten Kachelofen, jenem schrecklichen Kohlenfresser, stehengeblieben sind — nebenbei bemerkt, existiren ganz vorzügliche eiserne Oefen in Gestalt der amerikanischen, die in Deutschland gebaut werden und ihren Namen Dauerbrandöfen verdienen,

auch sehr ökonomisch brennen — und die Centralheizung vorläufig noch mehr ein Luxus ist, hat die Beleuchtungsindustrie Gewaltiges geleistet. Das elektrische Licht haben wir schon erwähnt; während die Glühlampen ein ziemlich theures Licht geben, liefern die Bogenlampen das billigste überhaupt, aber gerade zur Zeit seiner Entwickelung ist ihm ein Kämpe in einer besonderen Art des Gaslichtes erstanden, der, mögen die Elektriker sagen was sie wollen, seine Ausbreitung stark schädigt. Die Zukunft des Gasglühlichts darf um so höher veranschlagt werden, als es nur eine Frage der Zeit ist, nicht das theuere Steinkohlengas, sondern das billige Kraftgas dafür in Anspruch zu nehmen. Die Kosten der Beleuchtung würden dann auf weniger als die Hälfte zurückgehen.

Diejenige Industrie, welche sich neben der elektrotechnischen am blühendsten entfaltet hat, ist die chemische, und innerhalb dieser wiederum sind es einige Zweige besonders, das ist die Industrie des Steinkohlentheers und die der Explosivstoffe. Selbst dem Laien ist es heute eine bekannte, mit Staunen vernommene Thatsache, daß alle die unendlich mannigfaltigen Farben, deren Grundstoffe das Benzol, Naphthalin und Anthracen bilden, aus dem Steinkohlentheer der Gasanstalten auf verschlungenen Wegen gewonnen werden, und daß es einer im großartigsten Maßstabe wissenschaftlich-praktischen Thätigkeit gelungen ist, diese Farben nunmehr ebenso echt und dabei schöner und vielseitiger herzustellen, als die natürlichen Farbstoffe. Im Anschluß an sie haben sich die künstlichen Arzneimittel dem Forscher dargeboten, und wenn auch wohl in dieser Beziehung etwas zu viel geschehen ist, so ist eine werthvolle Bereicherung unserer Therapie doch nicht in Abrede zu stellen. Auch hat sich die Elektrotechnik mit der Chemie befreundet, und trotz der bis jetzt noch wenig beträchtlichen praktischen Resultate steht außer Zweifel, daß sie in Kurzem schon eine ganz andere Rolle mit ihr spielen wird. Quantitativ am bedeutendsten ist bei Weitem die Veränderung, welche sich auf dem Gebiete der Sodafabrikation vollzogen hat, indem hier das seit beinahe hundert Jahren ausschließlich geübte Verfahren des Franzosen Leblanc durch dasjenige des Belgiers E. Solvay, eines der erfolgreichsten Industriellen aller Zeiten, allmälig zurückgedrängt wurde und ihm vielleicht noch einmal vollständig weichen muß. Ein anderer, nicht minder bedeutender Name ist der des kürzlich verstorbenen Schweden Alfr. Nobel, der die Welt gelehrt hat, das gefährliche Nitroglycerin in einen verhältnißmäßig harmlosen, aber beinahe ebenso explosiven Körper zu verwandeln, das Dynamit. Er ist es auch gewesen, der weiterschreitend auf seinem Wege das Nitroglycerin mit der Schießbaumwolle zur Sprenggelatine

vereinigte und damit hinleitete auf die modernen rauchschwachen Pulver, die eine Revolution in der Kriegstechnik hervorriefen.

Trotz einiger früherer Fortschritte gehört der Ersatz des alten Schwarzpulvers durch gewisse Nitroverbindungen ganz der neuesten Zeit an. Der französische Chemiker Vieille erfand 1884 das erste brauchbare rauchschwache Militärpulver, und nach ihm haben zahlreiche Andere sowohl bessere als auch schlechtere auf den Markt gebracht. Die Einführung des rauchschwachen Nitropulvers war wegen seiner bedeutend größeren Kraft von außerordentlichem Einfluß auf die Taktik, dann aber auch auf die Konstruktion der Angriffs- und Vertheidigungswaffen. Die Geschosse der Handfeuerwaffen wurden länger und schmaler und mit einem Nickel-, Stahl- oder Kupfermantel versehen, dies wirkte auf die Konstruktion der Waffen selbst; die Sprengladungen der Geschütze erhielten bei gleichem Gewicht eine mehrfach größere Wirkung, und da auch ihre Aufschlagskraft erhöht war, so mußten Festungsbauten und Panzerschiffe einer durchgreifenden Verstärkung unterworfen werden. Seit dem Jahre 1892 hat auf dem Gebiete der Schiffspanzerung der Nickelstahl eine herrschende Stellung erlangt. Wir kennen augenblicklich keinen anderen Stoff, der zu erschwingbarem Preise eine höhere Festigkeit aufweist, lernen wir aber einen kennen, so wird sich wiederum eine Umwälzung unter den Panzerschiffen vollziehen, und es müssen dann gemäß dem dauernden Wettkampfe, den die beiden ausfechten, die Geschütze und Geschosse wiederum nachfolgen.

Wir wollen unsern Rundgang jetzt beschließen, so kurz er auch gewesen ist. Es wäre unnütz, nach Vollständigkeit zu streben; wir haben uns nur bemüht, diejenigen Zweige des Gewerbefleißes zu berühren, auf denen sich ein besonderes Wachsen und Gedeihen gezeigt hat, wir haben beispielsweise die Textilindustrie, die größte von allen, nicht genannt, weil in ihr außer der massenhaften Vermehrung ihrer Erzeugnisse technisch verhältnißmäßig wenig geleistet worden ist. Die großen Erfindungen in ihr gehören bereits der Wende des vorigen Jahrhunderts und dem Anfange des jetzigen an. Aber wir wollen uns zum Schluß noch fragen: Welches sind die großen Probleme der Industrie, mit denen wir in das neue Säkulum treten? Und da können wir von dem Bau eines sicher unter der Meeresfläche schwimmenden Fahrzeuges oder von dem eines lenkbaren Luftschiffes sprechen, oder wir können träumen von der Gewinnung von Nahrungsmitteln aus Holz und Kohle, und der willkürlichen Leitung aller Gährungsvorgänge durch beliebig ausgewählte Mikroben, wie es zum Theil jetzt schon geschieht, und allen diesen Träumen kann man ihre Er-

füllung voraussagen. Indessen beziehen sie sich nur auf Einzelheiten, die bei all ihrer Bedeutung für einzelne Zweige der Technik, ja bei theilweise eminenter volkswirthschaftlicher Wichtigkeit auf die gesammte Industrie keinen umwälzenden Einfluß ausüben können, wie dies der Fall gewesen ist, als die Dampfmaschine ihren Eroberungszug um die Welt ausführte, und wie wir ihn augenblicklich erleben, wo die natürlichen Wasserkräfte auf dem Umwege über die Elektrizität nutzbar gemacht zu werden beginnen und dadurch eine Verschiebung der Industriecentren herbeiführen. Auf diesem Gebiete liegt auch das große Problem der Technik, das man mit dem Ausdruck „Umformung der Energie“ bezeichnet. Elektrizität direkt aus der chemischen Energie der Kohle und kaltes Licht zu gewinnen, Sonnenlicht und Sonnenwärme aufzuspeichern und nach Belieben hierhin und dorthin zu tragen, das sind die großen Aufgaben für die Technik des zwanzigsten Jahrhunderts.





Die Erdforschung 1872—1896.

Ein Rückblick.

Von

R. S.

Reich mit Erfolgen gekrönt waren die Bestrebungen so vieler Forschungsreisender, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren, Tod, Gefahren und Entbehrungen nicht scheuend, in die entlegensten Theile des Erdballs ausschwärmten, um unser Wissen von der Erde und ihren Völkern zu mehren.

Im Vordergrund des geographischen Interesses stand zu Beginn dieses Zeitraums Afrika. Dem rastlosen Eifer zahlreicher Forscher, zu denen Deutschland ein sehr beträchtliches Kontingent gestellt hatte, ist es gelungen, alle Hauptfragen, die sich noch an den dunklen Erdtheil knüpften, zu lösen und die weiten leeren Stellen der Karte von Aequatorial-Afrika auszufüllen, so vollständig, daß die zu diesem Zweck gegründete Afrikanische Gesellschaft schon vor vielen Jahren ihre Aufgabe als gelöst ansehen und sich selbst auflösen durfte. Es fielen nunmehr nur noch afrikanische Spezialfragen in den Gesichtskreis des Geographen. Die in dem zu übersehenden Zeitraum errungenen Forschungsergebnisse sind so zahlreich, daß in dieser kurzen Uebersicht kaum diejenigen alle vermerkt werden können, welche das größte Relief zeigen. Wer die ganze Entdeckungsgeschichte der hier hauptsächlich in Betracht kommenden Erdtheile vollständig kennen lernen will, dem empfehlen wir die beiden reich illustrirten Bände über Afrika und Asien von Sievers aus dem Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig, auf deren Angaben wir uns vielfach stützen durften.

Seit den ersten Jahren unseres siebenten Jahrzehnts war das Bemühen deutscher Afrikaforscher dahin gerichtet, unsere geringe Kenntniß von Centralafrika zu erweitern. Schweinfurth und Livingstone hatten schon früher gleiche Ziele verfolgt, Vogel war denselben zum Opfer gefallen. Im Jahre 1873 reiste Gerhard Rohlfs zu den Oasen der libyschen Wüste und suchte vergebens, nach Wadai durchzubrechen; nach einem Ueberfall in Kufra mußte er mit seinem Begleiter Stecker zurückkehren.

Seine Aufgabe ging auf Gustav Nachtigal über. Die größte Errungenschaft seiner 1872 nach Tibesti unternommenen Reise war, daß es ihm glückte, nach Wadai hineinzugelangen und, begünstigt durch den damals emporgekommenen neuen, einsichtigeren Sultan, zwar ausgeplündert, doch lebendig wieder herauszukommen. Nach längerem Aufenthalte in Wadai gelangte er im März 1874 nach Dar Fur und von dort nach Kordofan, von wo er Ende desselben Jahres wieder in Kairo eintraf. Auf dieser sechsjährigen Reise, die als würdiges Seitenstück zu derjenigen Barths gelten kann, erschloß er der geographischen Kenntniß den östlichen Sudan, wie Barth den westlichen bekannt gemacht hatte.

Ein anderes Problem war der Afrikaforschung hinsichtlich der Nilquellen und der Seen gestellt. Die Frage war durch Speke, Grant und Baker gelöst, doch bestanden noch Zweifel, ob der Victoria Njansa ein einziger See sei oder aus mehreren Wasserbecken bestehe. Diese Frage entschied Stanley 1875 durch die Umfahrung des Sees zu Gunsten der ersteren Auffassung. Eine Streitfrage blieb es noch, ob auch der 1876 von Stanley entdeckte Muta Nsige, ein im Südwesten des Albertsees sich erstreckendes Wasserbecken, zum Nilsystem gehöre oder etwa zum Kongo sich entwässere. Diese Zweifel sind durch die Rückreise Stanleys und Emin Paschas 1889 gelöst worden. Wir wissen seitdem, daß der Nil aus zwei großen Quellströmen zusammenfließt, von denen der östliche aus dem Viktoria Njansa heraustritt, der westliche, vom Ruwensori kommend, zunächst den Muta Nsige oder Albert-Edward-See, dann den Albertsee durchfließt, um sich am Nordostende dieses letzteren mit dem östlichen Quellflusse zu vereinigen.

Mit der Erforschung des Sambesi und Südafrikas beschäftigten sich Livingstone, Roscher — der ermordet wurde — und die Reisenden Capello, Ivens und Serpa Pinto. Die Expedition von Capello und Ivens welche 1884—1885 den Kabompo entlang reisten, ist von großem Werthe für die Geographie der großen südäquatorialen Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi gewesen, da westlich vom Sambesi ein sehr wasserreiches Gebiet südlich fließender

Flüsse entdeckt wurde, welche sich später an der Grenze der Kalahari in den zahlreichen Salzpfannen und Sandwüsten verlieren. Die Thatsache, daß die meisten südlichen Nebenflüsse des Sambesi aus dem Lande der Matabele im Norden des Limpopo kommen, wurde zuerst in weiteren Kreisen bekannt durch die Reisen von Mauch, welcher daselbst 1872 Gold entdeckte. Er war von der Transvaal-Republik, die mittlerweile von den Buren in Besitz genommen war, nach der Wasserscheide zwischen Limpopo und Sambesi gereist, 1871—1872 über den Limpopo nach dem Gebiete der Makalaka, den Tati- und Kaiser Wilhelms-Goldfeldern gezogen und schließlich bei Sena am Sambesi herausgekommen.

Dem Kongo und seinem Flußsystem wurde das höchste Interesse zugewendet. Cameron, der erste Durchquerer Afrikas, fand als Erster 1873 den Lukuga und den westlichen Abfluß des Tanganikasees auf. Livingstone erkannte, daß die von ihm entdeckten Flüsse Luapula und Lualaba nur dem Kongosystem angehören konnten. Nach seinem Tode war der große weiße Fleck im Inneren des südlichen und mittleren Afrika wesentlich auf das Gebiet des mittleren Kongo eingeschränkt, und dorthin richteten sich deshalb die nächsten Unternehmungen. Es galt, den Zusammenhang zwischen dem Lualaba bei Nyangwe und dem Unterlaufe des Kongo festzustellen.

Im Jahre 1875 traf Stanley im Februar am Südufer des Viktoria-Sees ein und umfuhr denselben in Kähnen während zweier Monate, wodurch er feststellte, daß der Viktoria-Nyansa ein einheitliches Wasserbecken sei. Vom Westufer des Sees aus zog er Ende 1875 in westlicher Richtung unter dem Aequator ins Innere. Er wendete sich aber von Neuem nach dem Viktoria-See, erforschte den größten Zufluß desselben, den Kitangule oder Kagera, entdeckte den Alexandra- oder Akenjaru-See und traf im Mai 1876 wieder in Udjidji ein. Hier beschloß er, den Zusammenhang von Lualaba und Kongo zu erforschen. Durch das Land der Manyema ziehend, erreichte er Nyangwe am Lualaba, verließ am 15. November 1876 mit achtzehn Kähnen Nyangwe und traf nach großen Fährlichkeiten, die theils durch den Widerstand der Bewohner, theils durch die zahlreichen Stromschnellen des Kongo verursacht wurden, am 8. August 1877 in Boma am Unterlaufe des Kongo ein.

Nun folgt eine Reihe von Einzelforschungen. Die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" hatte sich die Erforschung des südlichen Kongobeckens zum Ziele gesetzt. Der erste Sendling derselben, Otto Schütt, drang 1878—79 längs des Tschikapaflusses bis an den Kassai selbst vor. Ihm folgte Max Buchner, welcher von der Westküste die Mussumba, die Residenz des

Muata Jamwo, erreichte. Um dieselbe Zeit erforschte Major von Mechow den Kuango, den westlichsten großen Nebenfluß des Kongo, bis unter 5° südl. Br. Ebenfalls im Jahre 1880 brachen Pogge und Wissmann zu einer erfolgreichen Reise auf; sie gingen von Kimbundu im Westen des Tschikapaflusses nach den Poggefällen am Kassai in 6½° südl. Br. und von hier aus östlich nach dem Lulua; ja, es gelang ihnen sogar, Nyangwe von Westen aus zu erreichen. Pogge starb 1883 in Loanda, während Wissmann nach dem Tanganyika durchbrach und glücklich die Ostküste erreichte, also eine vollständige Durchkreuzung Afrikas ausführte. Durch diese Reise war die nordwestliche Laufrichtung des Lulua und Kassai sowie des oberen Sankuru und Lomami festgestellt.

Eine 1884 und 1885 von König Leopold II. ausgerüstete, aus fünf Deutschen bestehende Expedition unter der Leitung von Wissmann gab Klarheit über den Lauf des Kassai. Diese Expedition gelangte in der zweiten Hälfte 1884 nach Mukenge nahe dem Lulua, im Gebiete der Baschilange, wo Pogge eine Station errichtet hatte. Indem die Reisenden den Lulua, Sankuru, Kassai bis zum Kongo abwärts fuhren, zerstörten sie die Ansicht, daß die südlichen Zuflüsse des Kongo in paralleler Richtung nach Norden oder Nordwesten dem Kongo zuströmten, und stellten fest, daß alle Quellflüsse sich in eine große Wasserader ergießen, welche als Sankuru oder Kassai zu bezeichnen ist.

Bald darauf wurden auch die zwischen dem Sankuru und dem Kongo fließenden kleinen Zuflüsse des Kongo, der Lulongo, Tschuapa und Bussera, von v. François und Grenfell befahren und somit der Kenntniß erschlossen. Der Kuango kann erst seit Grenfells Karte 1886 und Menses Fahrt 1886 bis 1887 bis zu von Mechows fernstem Punkte als vollständig erforscht gelten, so daß auch von dem Kuango die Zugehörigkeit zum Kassaisystem feststeht.

Großartige Reisen hat Wilhelm Junker unternommen. Hauptsächlich bewegten sich dieselben in dem Gebiete der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo. Nach voraufgegangenen Afrikareisen begab er sich im Jahre 1879 auf die große Reise, von welcher er erst 1887 zurückkehren sollte. Er hielt sich Anfang der achtziger Jahre besonders im Gebiete der Niam-Niam auf, gelangte 1882 an den Nepoko, 1883 an den Uelle bei der kleinen Seriba Abdallah, dem westlichsten Punkte. Den Lauf des Uelle-Kibali verfolgte er zwischen 26 und 28° östl. Länge. Durch den Aufstand des Mahdi wurde er aber abgeschlossen, an der Rückkehr nach Norden verhindert und nach langem Harren endlich 1887 erlöst, indem er von Emin Paschas Hauptstadt Wadelai über den Albert- und

Viktoria-Njansa nach Tabora und der Ostküste von Afrika durchbrach.

Das bisher unklare Verhältniß des Nepoko zu dem unter 1° nördl. Breite in den Kongo mündenden Aruwimi oder Bijerre ist durch Stanley aufgeklärt worden. Am 28. Juni 1887 verließ er auf dem Wege zu Emin Pascha das Lager am Aruwimi, zog an diesem Strom aufwärts, entdeckte die Mündung des Nepoko in denselben und erreichte nach einem halbjährigen Marsche den Albertsee.

Auch in Ostafrika sind seit den sechziger Jahren nicht unbedeutende Erfolge erzielt worden. G. A. Fischer erreichte 1883 den Naiwaschasee zwischen Kenia und Victoria-Njansa, kam durch das Land der Massai ebenfalls an den Victoriasee, ohne nach Wadelai zu Emin Pascha durchbrechen zu können. 1884 bestieg Johnston den Kilimandscharo bis zum Schnee, 1887 Dr. Hans Meyer den Berg bis gegen 5500 m Höhe und 1889 abermals, wobei er bis zur höchsten Spitze (6010 m) und in den vergletscherten Krater des Hauptgipfels Kibo gelangte. Bei der 1887—88 vom Grafen Teleki und Ritter von Höhnel geführten Unternehmung, nach dem Gebiete zwischen dem Victoria-Njansa und der abessinischen Grenzlandschaft Kaffa wurde ein See von der halben Größe des Njassa, der Rudolfsee, sowie der kleinere Stefaniesee gefunden. Am oberen Nil hat Dr. Eduard Schnitzer, Emin Pascha genannt, in seiner Stellung als Gouverneur der Aequatorialprovinz seit 1879 durch zahlreiche Rundreisen die geographische Kenntniß außerordentlich gefördert. Die letzte Durchquerung Afrikas ist dem Grafen Götzen gelungen. Die Einzelforschungen und die Landesaufnahmen sind stetig fortgeschritten, und zwar besonders begünstigt durch die Auftheilung Afrikas unter die Kolonialmächte, welche in eifrigem Wetteifer die Hinterländer ihrer Besitzungen zu erschließen bestrebt sind.

Nur wenige der zahlreichen Forschungs-Expeditionen in Asien haben in demselben Grade Sensation erregt, als die in dem dunklen Erdtheil. Im Norden war vom besten Erfolg begleitet die österreichisch-ungarische Expedition von Szechenyi, Kreitner und Laczy 1877—1880, der es gelang, von Südwestchina nach Bhamo durchzubrechen. Im Osten sind verschiedene französische und darauf auch englische Expeditionen zur Erforschung thätig gewesen, und seit 1878 beschäftigten sich zahlreiche Reisende mit der geographischen Erschließung der Japanischen Inseln; dasselbe gilt auch für China. Am wenigsten erforscht war Tibet. In die Erforschung Centralasiens haben sich die dabei auch in materieller Hinsicht am stärksten interessirten Staaten Rußland und England getheilt.

Wesentlich handelt es sich hier um Tienschan, Ost-Turkestan, Pamir und Hanhai.

Ein gut Theil aller Forschungen in Centralasien ist an den Namen des verstorbenen russischen Generals Przewalskij geknüpft. In Begleitung des Russen Pylzow und nur zweier Kosaken hatte er die Mongolei, die Wüste Gobi und Nordtibet durchzogen, war in die Umgebung des Kuku-Nor (Sees) gekommen und 1873 zurückgekehrt. Seine zweite Reise im Jahre 1876 führte ihn nach dem bisher gänzlich unbekannten Tarimflusse, dem Tarimbecken, dem Lob-Nor, ja sogar bis zum Nordabhange des Kwenlun, zum Altyn-Taggebirge. Seine dritte große Reise 1879/80 hatte zum Ziel die Erreichung von Lhassa, der Hauptstadt von Tibet. Vom Saisan drang der Reisende zur Oase Chami vor, kreuzte die Gobi bis Ssatschon und kam über das Marco-Polo-Gebirge bis 250 km von Lhassa, wurde aber hier von den tibetanischen Behörden zum Rückzuge genöthigt. Noch eine vierte große Reise war ihm vergönnt. Sie kam in den Jahren 1884—85 zur Ausführung und richtete sich zunächst wieder nach Zaidam, das der Forscher dieses Mal unter 105° östl. Länge, die Gobi kreuzend, vom Kuku-Nor aus erreichte. Er entdeckte ein neues Gebirge im Süden des Kwenlun, das räthselhafte Sagodotschnigebirge, überstieg den Altyn-Tag unmittelbar südlich des Lob-Nor und kehrte, nachdem er noch die Oase Tschertschen bereist hatte, am Nordfuße des Altyn-Tag entlang über Khotan und Akßu nach Karakol, nahe dem Issykkul, zurück. Am 30. Oktober (11. November) 1888 ereilte ihn auf seiner fünften Reise in Karakol der Tod. Przewalskijs Verdienste bestehen in der Erforschung des Tarimbeckens und des nördlichen Tibet und sind ohne Zweifel größer und der Geographie förderlicher gewesen, als die von manchen der berühmtesten Afrikareisenden (Sievers).

Das anscheinend Unmögliche, was Engländer und Russen nur zum Theile hatten ausführen können, vollbrachten 1889/90 die Franzosen, indem sie die unbekanntesten Theile Tibets unter dem 90. Meridian durchkreuzten. Der Pamir-Reisende Bonvalot drang als Führer einer Expedition, welche der Prinz Henri d'Orleans, Sohn des Herzogs von Chartres, 1889 nach Centralasien unternahm, von Kuldscha über den Tienschan zum Bapatsch-Kul vor, erreichte im November den Lob-Nor und erstieg den Altyn-Tag. Ohne sich weiter auf Verhandlungen einzulassen, durchquerten von dort aus die beiden Reisenden das centrale Tibet im tiefsten Winter, gelangten im Februar 1890 in die Gegend des Sees Tengri-Nor, und suchten Einlaß in Lhassa. Dieser wurde zwar auch ihnen verwehrt, dafür aber kreuzten sie Tibet noch in östlicher Rich-

tung, am Tengri-Nor südlich von Lhassa vorbei bis Batang, und erreichten über Tatsienlu und Jünnan Ende September 1890 Hanoi in Tongking; sie führten also mitten im Winter die erste vollständige Durchkreuzung Tibets in neuerer Zeit aus. In die heilige Stadt Lhassa ist noch kein Europäer gedrungen. In Tibet liegen auch jetzt noch die zu lösenden Probleme der Geographie und vornehmlich der Hydrographie Asiens. Nur von einzelnen der großen Ströme, die sich aus Tibet nach Osten und Süden ergießen, vom Hoangho, Brahmaputra, Indus und Satledsch, kennen wir die Quellen.

In Amerika haben ebenfalls zahlreiche Einzelerforschungen sowohl im Norden wie im Süden stattgefunden. Von erheblichem Interesse war die Erforschung des Amazonenstromes und seiner Zuflüsse, die eine große Zahl von Geographen beschäftigte. Darunter befand sich als wissenschaftlich erfolgreichster Dr. Karl von den Steinen, der 1884 das Xingugebiet zum Gegenstand seiner Studien gemacht hat.

In Australien, wo seit 1872 vorzugsweise englische Reisende, wie Giles, Hodgkinson, Barclay, Winnecke, de Gray, Forrest, Leichhard und Lindsay wirkten, ist das Ziel aller Forschung die Auffindung der für Ackerbau und Viehzucht geeigneten Landstrecken oder die Entdeckung mineralischer Schätze, besonders der Goldlager, gewesen.

Was in Europa zur Ausfüllung geographischer Lücken, besonders betreffs Rußlands und des Orients, geschehen, kann in dieser knappen Uebersicht übergangen werden. Nicht so aber die Expeditionen, welche die Lösung von Problemen in Grönland, im nördlichen Eismeer und an den beiden Erdpolen bezweckten. Hier beansprucht die große That des Freiherrn von Nordenskjöld, seine Umschiffung der Nordküste Ostasiens in den Jahren 1878—1880, das höchste Interesse. Es gelang ihm und dem Kapitän Palander des Expeditionsdampfers Vega, bis zum September fast die ganze Nordküste zu befahren, gestützt auf das Vorhandensein eines schmalen Streifens offenen Wassers zwischen dem Festlande und dem Eise. Die Fahrt führte um Ost- und Südasien herum nach der Heimath. So wurde ohne große Schwierigkeit das Problem der nordöstlichen Durchfahrt, wohl in einem besonders günstigen Jahre, gelöst. Außer ihm sind als unerschrockene Polarforscher die Oesterreicher Payer und Weyprecht, die Amerikaner Greely und Peary und als treibende Kraft während der sechziger und siebziger Jahre der Gothaer Geograph Petermann zu nennen. Weiter sind zu verzeichnen die beiden Grönlands-Expeditionen, die Herr Dr. v. Drygalski in den Jahren 1891—1893 nach Grönland zum Studium der Bewegungserscheinungen des Inlandeises gemacht hat. In das Jahr 1888

fällt dann die erste Grönland-Durchquerung durch Frithjof Nansen von der Ostküste unter 65° nördlicher Breite über das 2000—2500 Meter hohe Plateau des Binneneises nach der Westküste. Seine dreijährige Expedition zur Erreichung des Nordpols auf dem Schiffe „Fram", die erst vor Kurzem beendet ist, steht noch so lebhaft in aller Zeitgenossen Erinnerung, daß wir uns schon an ihrer Erwähnung genügen lassen dürfen.

Das neueste, heiß ersehnte Ziel der Erdforschung ist der Südpol, welchem Payer entgegengehen will, wie er einst unerschrocken die Schrecken der Nacht und des Eises im höchsten Norden überwunden hat. Möge er dann zu seinem Wappenspruch die Worte wählen: Von Pol zu Pol.





Der neue Rip van Winkel.

Von

Friedrich Dernburg.

Rip van Winkel war, wie ein amerikanischer Humorist erzählt, ein ehrsamer Bürger im Staate New-York, — wohlbekannt und angesehen unter seinen Mitbürgern, der, als er eines Morgens erwachte und auf die Straße kam, alles verändert fand, er kannte Niemanden von den Vorübergehenden, und Niemand kannte ihn. Er hatte nämlich auf eine geheimnißvolle Weise fünfzig Jahre und länger geschlafen. In dieser Zeit war alles anders geworden, die Menschen und ihre Kleidung, die Straßen, die Häuser. Er fand sich fremd in einer fremden Welt. Hätte Rip van Winkel diese langen Jahre wie ein anderer Mensch gelebt, so wäre die Veränderung, die er an jenem Morgen in seiner Umgebung vorfand, die gleiche gewesen. Aber sie wäre ihm durchaus natürlich und in der Ordnung erschienen. Selbst wenn die Veränderung noch gründlicher gewesen wäre. Denn unabläßig vollzieht sich mit dem Abbau einer sozialen Gestaltung die Aufrichtung einer neuen, unabläßig, aber unmerkbar für die, welche inmitten dieser Vorgänge stehen.

Von unserer Zeit behauptet man, daß sie schnelllebiger dahineilt als irgend eine andere bekannte Periode. Jedenfalls sind diese letzten fünfundzwanzig Jahre soziale Kriegsjahre gewesen; sie zählen doppelt in der Geschichte unserer sozialen Entwickelung. Vielleicht waren andere Perioden reicher an ernster geistiger Arbeit. Aber eine Saat liegt lange verborgen, still keimend in der Erde, und rasch schießt sie im gegebenen Augenblick in die Halme.

Vor fünfundzwanzig Jahren, als die ersten Nummern des Berliner Tageblatts herausflatterten, war der große Krieg noch nicht so lange zu Ende gekommen, daß nicht die unmittelbaren Nachklänge desselben das deutsche Leben erfüllten und bestimmten. Das deutsche Volk war politisch einiger geworden wie jemals im Laufe einer tausendjährigen Geschichte. Ein Höhepunkt war erreicht. Wir frugen uns damals, was nun überhaupt noch kommen könne. Niemand hätte geahnt, daß auf die Besiegelung der äußeren Einheit eine Epoche sozialer Zerrissenheit folgen werde, wie sie die Nation kaum jemals zerklüftet hatte. Am fünfzigjährigen Jubiläum des Berliner Tageblattes wird man vielleicht die Antwort geben können, ob der Höhepunkt dieser sozialen Zerrissenheit heute erreicht und überwunden ist, oder ob wir nur die äußere Einheit gewonnen haben, um innerlich desto tiefer zu zerfallen. Auf den Partikularismus der Staaten ist jetzt der Partikularismus der Klassen und der Bekenntnisse gefolgt. Es giebt kein Blatt unter den Tausenden von Nummern, die das Berliner Tageblatt seit fünfundzwanzig Jahren ausgehen ließ, das nicht Zeugniß von diesem Zustand der Geister gäbe. Es giebt keinen Lebenskreis in Deutschland, in den er nicht seine tiefen Spuren eingegraben hat. Alle Bewegungen auf politischem, wirthschaftlichem und religiösem Gebiet haben ihren sozialen Gegenstoß gehabt, und die Tendenz war unweigerlich darauf gerichtet, die Gegensätze zu verschärfen und zu verbittern. Von dieser Anklage läßt sich keine Richtung, sie mag Namen haben wie sie möge, freisprechen. Und mit wenig Ausnahmen haben die leitenden Männer der Periode der Uebertragung der Gegensätze in das soziale Leben Vorschub geleistet. Das Wort, das diesen Zustand charakterisirt, ist eine Erfindung unserer Zeit; es ist scharf und schneidend — es ist ohne wenn und aber, eine trockene Guillotine — es nennt sich sozialer Boykott. Mit ihm ist unser soziales Leben abgestempelt worden.

Der erste Zusammenstoß nach Herstellung der politischen Einheit erfolgte ohne Beachtung der Warnungen unserer Geschichte auf dem konfessionellen Gebiet. Unnöthig, zu untersuchen, wer den ersten Angriff machte, — zu einem Krieg gehören bekanntlich immer Zwei: Einer, der angreift, und Einer, der den Angriff aufnimmt. Die Folge des Kampfes waren ein immer stärkeres Abschwenken des katholischen Theils der Bevölkerung in ein soziales Sonderlager — katholische Vereine aller Art, katholische Kasinos, katholische Literatur, Bekämpfung und Aechtung der Mischehen in früher nie gekannter Weise. Die Kampfstimmung drang dann auch in die evangelische Kirche ein und äußerte sich sofort durch die soziale

Boykottirung der liberalen Elemente, namentlich der aufgeklärten Pastoren durch die Orthodoxen. Aus einem seltsamen, unheimlichen Gemisch von Tendenzen, oft ganz widersprechender Art, zog der Antisemitismus seine Kraft. Man griff die Juden an, weil sie zu orthodox seien und nach dem Talmud Christenblut vergössen, und dann, weil sie sich als Stützen der Irreligiosität und Freigeisterei erwiesen, weil sie zu niedrig gesinnt und weil sie zu hochstrebend seien, weil sie Schacher treiben und weil sie Richter werden wollten, weil man sie schwach und schutzlos hielt und weil man ihre Macht bedrohlich fand. Gläubige und Ungläubige, Nationale und Kosmopoliten, idealistische Phraseure und geschlagene Konkurrenten fanden sich im Antisemitismus, vereinigt und gemeinsam war auch die Tendenz: sozialer Boykott.

Es wäre allerdings zu weit gegangen, wollte man das Wort sozialer Boykott auf das Verhältniß anwenden, in welches der Offizierstand mehr und mehr zur Civilbevölkerung getreten ist. Aber eine Reihe von Einrichtungen haben die gesellschaftlichen Schranken zwischen beiden Bevölkerungsklassen wesentlich erhöht. In erster Reihe die Ausbildung der Offizierskasinos, der dienstlich betriebene enge soziale Anschluß der Offiziersfamilien an einander; selbst der deutsche Offiziersverein mit seinen wirthschaftlichen Zwecken wirkte in dieser Richtung. Ein Symptom des so gezüchteten Geistes ist die immer stärkere Accentuirung einer besonderen militärischen Standesehre. Dieser exklusive Geist der Berufsoffiziere hat sich auf die tief in die Bevölkerungsmasse hineinragende Institution der Reserveoffiziere übertragen und wirkt bei ihnen fast noch mehr als bei den Berufsoffizieren als eine fortdauernde Quelle innerer und äußerer Konflikte. Gesetze und öffentliche Meinung spielen in diesen Kreisen keine Rolle, entscheidend ist das Urtheil der Standesgenossen.

Das flache Land wurde gegen die Städte mobil gemacht; die Agrarier ritten ihre Charge gegen die Kaufmannschaft und die Börse, allerdings zunächst noch mit großen Worten. Aber wenn ein feudaler Graf im Herrenhaus der Kaufmannschaft der zweiten Stadt des Landes kurzweg Unverschämtheit vorwarf, so geht das über den Interessenkonflikt weit hinaus, es ist die Kündigung des sozialen Verhältnisses.

Fünfundzwanzig Jahre lang hat die Sozialdemokratie mit immer steigendem Erfolg an der sozialen Vertiefung der Klassengegensätze gearbeitet. Das proletarische Klassengefühl soll — das ist das ausgesprochene Ziel — jedes andere Gefühl der Gemeinsamkeit verdrängen, alle staatlichen und sozialen Formen sollen durchbrochen werden; bleiben sollen nur die zum Kampf gegen die bestehende Gesellschaftsordnung auf Tod

und Leben verbundenen zielbewußten Proletarier. Alle bürgerlichen Elemente müssen vom Proletarier möglichst ferngehalten werden; seine Führer haben Sorge getragen, ihm durch sozialdemokratische Gesangvereine, Rauchvereine, Turnvereine eine abgetrennte soziale Existenz zu geben.

Katholisches Kasino, militärischer Klub, sozialdemokratisches Kränzchen — sie alle verfolgen den gleichen Zweck: die soziale Isolirung.

Der Bürgerstand ist geboykottet.

Was bedeuten gegen diese von mächtigen Organisationen, von leidenschaftlichen Ueberzeugungen getragenen wechselweisen sozialen Boykottirungen die Friedensresolutionen der sozialen Reformer und Ethiker, die wir hinter einander haben hervortreten sehen? Man lobt sie, man bewundert dieser humanen Männer Tapferkeit und Hingebung; aber in den Augen der Meisten erscheinen sie doch im Bilde von sozialen Don Quixotes, im Kampfe mit unüberwindlichen sozialen Mächten.

Der schwerste Schlag, der die Hoffnungen der sozialen Friedensfreunde traf, war der Tod Kaiser Friedrichs. Die Rolle, die er sich vorgezeichnet hatte, war die eines Friedensfürsten auf allen Kulturgebieten. Tief unter seiner edlen Natur lag alle konfessionelle Gehässigkeit, lag jede Standesexklusivität, jede soziale Bevorzugung einer Klasse. Nach allem, was man von seinen Plänen weiß, dachte er sich seinen kaiserlichen Hof als den Vereinigungspunkt aller erlauchten Geister auf den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur. Ein augusteisch Alter, so hoffte er, sollte unter seiner Herrschaft erblühen. An seinem Beispiel sollte die Nation ersehen, welch eine Fülle geistiger, künstlerischer und sittlicher Gewinne für ein Volk aus dem gemeinschaftlichen Wirken der Edelsten der Nation erwachsen können.

Es ist nicht möglich, festzustellen, wie weit der Einfluß dieser Bestrebungen die soziale Entwickelung hätte beeinflussen können. Im Wesentlichen lassen sich alle Erscheinungen im sozialen Leben auf mächtige geistige Strömungen zurückführen, die auch der Höchstgestellte nicht kommandiren kann. Schwere Enttäuschungen und bittere Kämpfe wären dem Kaiser und Denen, die an ihn glaubten, nicht erspart geblieben. Aber stets und überall verlangen die Massen nach einem Führer; nicht nur sein Rang, auch seine Popularität, seine ganze Persönlichkeit, der sympathische Reiz, der ihm anhaftete, bezeichneten Kaiser Friedrich nicht blos zu einem politischen Herrscher, sondern zu einem maßgebenden Faktor in dem sozialen Leben der Nation. Unzählige hätte er in die Bahnen seines Fühlens und Wollens gezogen, und wenn es ihm nie gelingen konnte, die widerstreitenden Interessen zu vereinigen,

so hätte er doch ihren Kampf gemildert, ihre schärfsten Spitzen umgebogen. Vor allem hätte die Bildungswelt in ihm ein geliebtes Haupt verehrt, seine Anregungen aufgenommen und in soziale Thaten übersetzt. Es bleibt ein schwarzer Tag für die Kulturentwickelung der Nation, jener 18. Juni 1888, an dem so herrliche Aussichten ein so schmerzvolles Ende fanden.

Die Gemeinsamkeit der Gesammtstimmung, die vor fünfundzwanzig Jahren herrschte, ist Stück für Stück abgetragen worden, und die Hoffnung auf das, was aus dieser Gesammtstimmung erwachsen sollte, mußte unerfüllt bleiben. So haben wir statt einer großen nationalen Kunst Kunstparteien erwachsen sehen, statt einer Dichtkunst Literatur und statt einer Gesellschaft Koterien und Kliquen. . . .

Man mag darüber streiten, ob in der Entwickelung der Menschheit in ethischer Beziehung das Gesetz des Fortschrittes herrsche, zweifellos herrscht dies Gesetz in Bezug auf den Fortschritt der Technik und des Komforts. Diese materiellen Mächte sind für die Gestaltung aller sozialen Verhältnisse von maßgebender Bedeutung. In keiner Periode der menschlichen Geschichte haben sie ihre Macht ähnlich erweisen können, wie in den fünfundzwanzig Jahren, durch die das Berliner Tageblatt nun durchpassirt ist.

Als es seine Chronik menschlicher Ereignisse begonnen, war der Milliardensegen gerade in das Rollen gekommen. Das ungeheuere finanzielle Ereigniß brachte die Phantasie, die Moral und schließlich auch die Finanzen der Nation in Verwirrung. In einer langen und harten Schule hat sich das alles wieder einigermaßen in Ordnung gesetzt. Wir haben auf die Adepten der Leichtfertigkeit und der Immoralität in der Gründerzeit die Bonzen der Moral in der Periode der Entgründungen am Werke gesehen, und die Wahl that wehe, welche Sorte die widerwärtigere Physiognomie trug. Ein gewisser puritanischer Hauch ist aus der sozialdemokratischen Bewegung in unsere Gesellschaft gedrungen und hat vielfach luftreinigend gewirkt. Aber wir sind auch mit jener Tugendhaftigkeit beglückt worden, die sich in der pharisäischen Kritik des Wandels der Männer der anderen Parteien und Richtungen kund giebt. Die Agrarier verdammen die Gewinnsucht — bei den Börseanern und die Kapitalisten die Anmaßung — bei den Agrariern. Die Sozialdemokraten eifern gegen die Vergewaltigung der Individualitäten — im Militarismus und die Ultramontanen gegen die Herrschsucht — in der Büreaukratie. Die politische und soziale Heuchelei ist ein arcanum regni aller Richtungen geworden. In diesem sozialen Chaos ist es die Presse, die die Zuchtruthe über die wildgewordenen Geister führt. Ihre Berichte und Kritiken predigen

jeden Tag die Lehre: Lebe so, wie Du, wenn es in die Zeitung kommt, wünschen wirst, gelebt zu haben . . .

An die Stelle der phantastischen Ausschreitungen der Milliardenzeit aber ist der weltumspannende Unternehmungsgeist unserer Kaufleute und der unerhörte Aufschwung der Industrie getreten. Der Reichthum, der in unausgesetztem Wachsen begriffen ist, hat die gesammte Lebensführung von dem untersten bis zu dem obersten Mitglied der Gesellschaft erhöht. Die Verfeinerung der Umgebung des Menschen hat verfeinernd wenigstens auf die äußeren Umgangsformen des täglichen Lebens eingewirkt.

Halten wir uns einen Augenblick bei dem Komfort unserer Tage auf. Hier erwarte ich den erwachenden Rip van Winkel aus dem Anfang der siebenziger Jahre und bereite mich vor, ihn triumphirend durch unsere Straßen und durch unsere Häuser vom untersten Geschoß bis in die Mansarde zu führen. Wie weide ich mich an seinem Staunen, wenn ich ihm die asphaltirten Straßen ohne Gossen, die breiten Trottoirs, die elektrischen Bahnen, die glänzenden Läden zeige. Dann bitte ich ihn, einzutreten in das erste beste Haus, und versuche, ihm vor allem das Telephon zu erklären. Der neue Rip van Winkel wird zunächst ungläubig den Kopf schütteln und an eine Mystifikation glauben. Wenn er aber verstanden hat und ein kluger Kopf ist, so wird sein Entzücken keine Grenzen haben: „Die ganze Erde in einen Sprechsaal verwandelt, die Entfernung für die Geister aufgehoben, eine neue Aera für den menschlichen Verkehr. Wie dankbar müßt ihr für diese köstliche Erfindung sein." Dann müßte ich ihm allerdings sagen, daß ein geringes Warten schon den Sprechenwollenden ungeduldig macht, und ist er ein „Hochgestellter", so fängt er vielleicht an, telephonisch zu schimpfen. Der Mensch bleibt unter allen Umständen derselbe. Die sittigende Kraft des Telephons steht noch dahin. Sie mußte wiederholt durch Strafurtheile der Gerichte gestützt werden.

Und nun nehme ich meinen Rip van Winkel und fahre ihn mit der Stadtbahn nach der Station zoologischer Garten — Kurfürstendamm. Sein Anzug, namentlich sein Cylinder, erregen die Heiterkeit der Wagengenossen: hat man je solche Ungeheuer gebaut? Er merkt natürlich nichts, denn er ist ganz benommen davon, durch eine Stadt zu fahren, dort, wo er vor seinem Einschlafen nur freies Feld gekannt hatte. Sein Erstaunen aber wächst in das Maßlose, wie er auf dem Kurfürstendamm die Trupps fahrradelnder Damen an sich vorüberziehen sieht. „Um Gotteswillen — was ist denn das?" — Und jetzt muß es sich entscheiden, ob Rip van Winkel noch in die neue Welt gewöhnt werden kann, oder ob

er ein hoffnungslos zurückgebliebener Philister ist. Schon fürchte ich das Letztere, da legt er los: „Ich sehe," ruft er, „Ihr Männer habt den sozialen Karren tief in den Sumpf verfahren, laßt jetzt Eure Frauen hervortreten, vielleicht wissen sie das Mittel, ihn wieder herauszuziehen. Ehe ich mich zu meinem großen Schlaf niederlegte, haben wir uns darum gestritten, ob Frauen Schlittschuhlaufen dürfen. War das nicht lächerlich? Ich sehe, darin seid Ihr wenigstens weiter gekommen. Ihr laßt Eure Frauen sich als volle Menschen fühlen, nicht als Geschöpfe zweiter Ordnung, und wie Ihr ihnen körperlich freie Bewegung gestattet, so gebt Ihr auch ihrem geistigen Leben freie Bahn. Heil Euch."

Ich bemerkte darauf, daß ich seine Komplimente nicht ganz entgegen nehmen könne, daß es auch heute noch Philister gebe wie vor fünfundzwanzig Jahren. Nur hätten sie nicht hindern können, daß die Welt doch um ein klein wenig weiter gerückt sei. . .





Das deutsche Drama.

Von

Fritz Mauthner.

Vernehmlicher als in aller anderen Poesie spricht der Geist eines Volkes aus seinem Drama, der gute wie der böse Geist. Das Theater ruft mit seinen starken Lockungen jeden Hunger und jeden Ehrgeiz, es ist das liebste Arbeitsfeld für den literarischen Wucherer wie für das dichterische Genie. Die Geschichte des deutschen Dramas ist ein Stück der Geschichte des deutschen Geistes.

Trostlos erscheint auf den ersten Blick, was die deutsche Poesie und die Bühne im Geburtsjahre des neuen Deutschen Reiches bieten. Wie Deutschlands tiefste Schmach zu Anfang des Jahrhunderts den großen Heinrich von Kleist sagen gelehrt hatte, was er litt, so hatten die besiegten Franzosen in den Jahren 1870/71 echte Töne für ihren Schmerz gefunden. Die Sieger aber schienen ihre Kraft im Kriege verbraucht zu haben. Was das alte und was das junge Geschlecht vom großen Kriege zu singen versuchte, war schmählich werthlos. Es klingt wie eine Satire, daß die Berliner Hoftheater im Jahre 1871 „Die Dienstboten" zum 100. Male, das Ballet „Flick und Flock" gar zum 300. Male aufführten, daß das Schauspielhaus für die patriotische Feier der Heimkehr nur eine Armseligkeit von Julius Rodenberg zu geben hatte. Doch in demselben Jahre wurde auch der „Tannhäuser" zum 100. Male aufgeführt; es war also Richard Wagners leidenschaftliches Streben nach ernster Kunst nicht verloren gegangen. Wohl konnte das Drama nicht an dem alternden Gutzkow

und an dem aufstrebenden Wilbrandt erstarken. Wer aber jene Zeit bewußt miterlebte, der konnte unter dieser glatten Oberfläche mächtige unterirdische Strömungen wahrnehmen.

Da standen vor unseren Augen zwei Männer, die nicht nur der Geschichte, sondern auch der Literatur angehören. Bismarck, der als Verkörperung des Kleist'schen Hermann die Jugend begeisterte, war der erste Redner der Zeit. Moltke schrieb unsere Sprache als ein Erbe Goethes. Beiden war die stolze Gegenständlichkeit der Goetheschen Prosa zu eiger, ein Realismus des Geistes.

Weniger sichtbar für alle Welt waren andere Erscheinungen der gleichen Zeit. Ein junger Philologe, er hieß Friedrich Nietzsche, schrieb sein Erstlingswerk, „die Geburt der Tragödie", und schon zwei Jahre später erschienen die ersten Flugschriften dieses alles aufwühlenden Mannes, der an der Aufklärung mitarbeiten sollte, ohne jemals selbst zur Klarheit sich durchzuringen. Er erschütterte durch seine Kritik das Ansehen des herrschenden pessimistischen und idealistischen Systems. Er sollte Schopenhauer ablösen. Er lehrte gegenüber der Einheit des Weltwillens das Recht der Persönlichkeit; er lehrte, selbst zusammenbrechend, den Optimismus, er predigte ein neues Heidenthum, also auch er ein Fortsetzer Goetheschen Strebens.

In dem gleichen Jahre 1871 erschienen, Anfangs wenig beachtet, die „Shakespeare-Studien" von Otto Ludwig, seit Lessings Zeiten zuerst wieder eine bahnbrechende Dramaturgie der Deutschen. Ludwig ist unser aller Lehrer geworden; auch die sind seine Schüler, die ihm in seiner Bekämpfung der Schillerschen Technik nicht zu folgen vermögen. Das Buch trug mehr als man glaubt dazu bei, die Alleinherrschaft Goethes in der Poesie zu begründen.

Der Geschichtsschreiber des Jahres 1871 braucht aber nicht die Unterströmungen allein zu beobachten. Die beiden glänzendsten Namen aus der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts tauchten auf. In Wien lebte als armer Schreiber der Polizeidirektion Ludwig Anzengruber; im Jahre 1870 wurde sein „Pfarrer von Kirchfeld" aufgeführt, im Jahre 1871 sein „Meineidbauer". Anzengruber war ein Genie ohne Schulbildung, ein Spinozist, ohne es zu wissen. Sein Einfluß ist bis zur Stunde im Wachsen begriffen. Und in Zürich lebte der Staatsschreiber Gottfried Keller, ein rechter Nachfahr Goethes, der 1871 an seinen sieghaftesten Werken schuf, am zweiten Bande seiner „Leute von Seldwyla" und seinen „Sieben Legenden".

Die Menge freilich kümmerte sich nicht um diese Reformatoren im Süden Deutschlands. Das Wort „Milliarden"

klang ganz anders in den Ohren als die Namen der Dichter und Denker. Adel und Bürgerthum vereinigten sich für einige Jahre zum Wirbeltanze um das goldene Kalb. Die Kunst sollte dem Vergnügen dienen, dem Vergnügen allein. Heitere Talente hatten unter dem dritten Napoleon für die Belustigung von Paris gesorgt. Ihre Werke beherrschten nach dem Kriege die deutschen Bühnen. Gerade die besten Lustspiele und Dramen der Franzosen behagten den Deutschen nicht recht. Die Sieger unterwarfen sich dem Abhub von Paris. Selbst vom geistreichen Offenbach verlangte man nicht seine anmuthigen Melodien, sondern seinen cynischen Cancan. In den großen Städten zumal entwickelte sich ein Blocksbergtreiben, wo Operetten und Hazardspiel, feile Weiber und Zotenpossen wild durcheinander gemischt waren. Und während in Frankreich schon die geistige Umkehr begonnen hatte, herrschte auf den deutschen Bühnen noch das Frankreich des dritten Napoleon. So sah es aus, als der Sündenbock Naturalismus noch nicht entdeckt war, als historische Romane und Butzenscheibenlyrik auf dem Weihnachtstische scheinbar noch für das Leben des alten deutschen Idealismus zeugte. Das beliebteste Weihnachtsbuch jener Jahre war der neueste Band von Freytags „Ahnen“; auf den Schlachtfeldern in Frankreich hatte der Dichter den Plan zu diesem Werke gefaßt; er ahnte wohl noch nicht, daß es der Plan zu einem Weihnachtsgeschenk war.

Die nationale Begeisterung forderte einen literarischen Freiheitskrieg. Die Herrschaft, welche die begabten Franzosen auf unseren Bühnen ausübten, war beschämend, die Herrschaft französischer Schundwaare war ein Skandal. Drei Wege führen in den letzten fünfundzwanzig Jahren zu der Gegenwart, in welcher wieder ein gegenseitiges Achtungsverhältniß zwischen der Dichtung Frankreichs und Deutschlands angebahnt ist. Den ersten Weg beschritt Paul Lindau als skrupelloser Nachahmer der Franzosen, den zweiten Ernst von Wildenbruch mit dem bewußten Ziel, ein deutsches Drama zu schaffen; der dritte Weg führte auf Umwegen, durch Morast und Dickicht, zu der schönsten Bewegung der Gegenwart, die ihre Hoffnungen vorläufig an den Namen Gerhart Hauptmann knüpft. Eine historische Betrachtungsweise wird uns gerechter sein lassen gegen eine Vergangenheit, der wir fast zu nahe stehen.

Wir haben gesehen, wie die großen Anregungen vom Süden herkamen. Inzwischen hatte sich Berlin stark gemacht, die führende deutsche Großstadt zu werden. Der große Markt wenigstens war die Reichshauptstadt auch für das geistige Leben geworden. Einen neuen Aufschwung nahm die Universität,

Museen wurden gegründet, Theater gab es die Menge. Alles vereinigte sich, um talentvolle Menschen nach Berlin zu ziehen. Paul Lindau, der in Paris ein halbfranzösischer Journalist geworden war, und der sich eben erst durch witzige sogenannte Rücksichtslosigkeiten bekannt gemacht hatte, schuf in Berlin 1871 seine Zeitschrift „Die Gegenwart". Ein Jahr darauf errang er mit „Maria und Magdalena" seinen ersten Theatererfolg. Damals wurde Paul Lindau, weil er „Leben in die Bude brachte", von aller Welt überschätzt; heute wird er mit kränkenden Worten für Zustände verantwortlich gemacht, die er vorgefunden hat. Wohl ist es wahr, daß er die Kunst niemals ernst genug genommen hat, nicht die Bekämpfung des Alten, nicht sein eigenes Schaffen. Bei alledem hatte er doch das seltene Verdienst der Persönlichkeit; er wollte die Franzosen nicht verdrängen, nur nachahmen; aber sein eigener Ton war doch so originell, sein Humor oft so übermüthig, daß er das Publikum daran gewöhnte, auch von einem deutschen Schriftsteller einen aufregenden Theaterabend zu erwarten. Man braucht Paul Lindau nur mit den Männern zu vergleichen, die ihn wiederum nachahmten, mit Oskar Blumenthal oder gar mit Lubliner, der eine zeitlang für einen tüchtigen Lieferanten der Marktwaare galt, um von Lindaus „Ein Erfolg", „Tante Therese", „Johannistrieb" und „Gräfin Lea" mit historischer Achtung zu sprechen. Blumenthal hielt sich nur etwa mit dem „Probepfeil" und dem „Tropfen Gift" neben Lindau; dann wurde er mit wechselndem Glücke ein Konkurrent der Moser, Schönthan und Kadelburg. Mit dieser Gruppe mag sich die Geschichte des Kunsthandwerks abfinden.

Paul Lindau hat also versucht, was schon einmal im Mittelalter und dann im vorigen Jahrhundert wieder bedeutungsvoll geworden war für die deutsche Literatur: in Anlehnung an die Franzosen deutsche Originale zu schreiben. Er wollte nichts Großes; ihm gelang nur, was er gewollt hat. Was Lindau sich im Anfang der siebziger Jahre wohl hätte als Ziel setzen dürfen, das erreichte am Ende der achtziger Jahre erst Hermann Sudermann. An Lindau erinnert die Nachahmung der Franzosen, die Wahl der Stoffe und auch das Lärmen einer beinahe hörigen Gefolgschaft. Doch ein ganz anderer Charakter ist es, der jetzt so rasch die Gunst des neuen Geschlechtes eroberte. Sudermann nimmt es ernster mit seiner Arbeit; französisch ist an ihm nur die kluge Berechnung, mit der er alle Mittel des Theaters anwendet, um den äußeren Erfolg zu erzwingen. Sein Wille geht weiter. Er hat die neue Weltanschauung so weit auf sich wirken lassen, daß er soziale Fragen in den Mittelpunkt seiner Stücke

stellt, und daß er energische Satiren zeichnet, wo Lindau nur gespielt hat. Sudermann ist nicht nur bei den Franzosen in die Schule gegangen, sondern auch bei den neuen deutschen Reformatoren. Er hat von Anzengruber und Ludwig so viel gelernt, daß man ihm gegenüber immer wieder schwankt, ob er nur der Theaterschriftsteller der „Heimath" ist, die im Ausland für das Musterstück des modernen deutschen Dramas gilt, oder ob der Dichter der „Ehre" und der „Schmetterlingsschlacht" tapferer als bisher den Theatraliker vergessen werde, um ein Dramatiker zu werden. Am Ausgang des Weges, den Paul Lindau zuerst beschritten hat, steht neben Sudermann Ludwig Fulda, dessen erstaunliches Formtalent nur einmal, im „Talisman", einen ganz zusagenden Stoff fand.

Auf dem zweiten Wege, im bewußten Gegensatz gegen die Franzosen, schritt Ernst von Wildenbruch natürlich nicht allein. Eine Legion wohlgesinnter Dichter machte sich an die deutsche Geschichte. Hans Herrig, Martin Greif, Arthur Fitger, Paul Heyse, Hans Hopfen hatten ein oder das andere Mal Glück; Adolf Wilbrandt wurde dem Lustspiel untreu und erregte mit dem „Grafen von Hammerstein" und „Kriemhild" große Erwartungen; an die gewaltige Aufgabe des „Meister von Palmyra" reichte seine Kraft nicht heran. Immerhin schufen die Genannten deutsche Schauspiele; ringsumher wuchs das Wasser der Jamben-Tragödien, die nicht werthvoller wurden, weil sie deutsch und patriotisch waren. Solchem Jambenkram wurde der Schillerpreis ertheilt — der übrigens 1869—1878 nicht an den Mann kam —, als wahllos Franz Nissel und Albert Lindner mit dem Preise gekrönt wurden. Nur Lindners „Bluthochzeit" (1871) verrieth theatralisches Leben.

Zehn Jahre später (1881) glaubten wir an einem denkwürdigen Theaterabend in Ernst von Wildenbruch den Befreier von der jambischen Langeweile zu begrüßen. So überwältigend war die dramatische Bewegung in den „Karolingern", daß man hoffen mußte, der Dichter werde noch erreichen, was ihm fehlte: die geistige Vertiefung. Doch Wildenbruch war damals kein Anfänger mehr. Er hatte ohne jede Anerkennung eine Reihe von Bühnenwerken geschaffen; als sie nun rasch nach einander ans Licht kamen, zeigten sie immer das gleiche Bild, das auch später durch den „König" und den „Kaiser Heinrich" nicht verändert wurde. Was sein mächtiges Temperament aus Shakespeare, aus Kleist und aus Ludwigs Shakespeare-Studien lernen konnte, das hat Wildenbruch redlich gelernt. Er gleicht mit seinem Theaterblut den Schauspielern, denen die Mitwelt die reichsten Kränze flicht. Wohlverdient sind seine Triumphe, weil ein heiliges Feuer

ihn beseelt; ein geistiger Führer ist er nicht, denn ihm sind fremd geblieben diejenigen Ideen der Gegenwart, denen die Zukunft gehört.

Wie ein Scherz mag es klingen und ist doch wahr, daß auf dem Wege Wildenbruchs auch L'Arronge zu schreiten versuchte. Das Aschenbrödel der Poesie, das deutsche Volksstück, schien in Berlin, wo man die herrlichen Komödien Anzengrubers noch nicht kannte, zu neuem Leben geweckt durch „Mein Leopold" (1873). L'Arronge hatte eine geschickte Hand bewiesen; sie blieb ihm nur wenige Jahre treu.

Dennoch wird der Name L'Arronge der Theatergeschichte angehören, weil er klug genug war, seine Zeit zu verstehen und (1883) in Berlin das deutsche Theater gründete. Es waren Bühnenereignisse eingetreten, die wichtig wurden für das deutsche Drama.

Der Typus des Theaterdirektors der Zeit vor 1871 war Heinrich Laube gewesen. Er hatte das Prestige des berühmten Wiener Burgtheaters aufrecht gehalten und (1872) das Wiener Stadttheater ins Leben gerufen, wo die Freiheit zum Worte kommen sollte. Aber Laube war nur als Politiker frei, nicht als Künstler. Wie er seine eigenen Theaterstücke klotzig zusammen schuf, so machte er auch die Klassiker ohne Pietät für das Theaterbedürfniß zurecht; und die Pariser Saisonstücke waren seine Lieblinge.

Nicht von einer deutschen Großstadt, sondern von dem stillen Meiningen ging die Reform der Bühne aus. Dort hatte Herzog Georg mit leidenschaftlicher Liebe sich sein eigenes Theater geschaffen. Im Gegensatz zu anderen Fürsten opferte er Oper und Ballet dem Schauspiel. Ein eigenthümlicher Naturalismus, ein Naturalismus der Echtheit, wurde auf englische Anregungen in den Dienst der Klassiker gezogen; wieder einmal war es die englische Komödie, die in Deutschland einen Umschwung vorbereitet hatte. Im Jahre 1874 begannen die Gastreisen der Meininger; heute sind die Uebertreibungen und Einseitigkeiten vergessen, jede bessere deutsche Bühne hat von diesen Lehrmeistern gelernt.

Auch das deutsche Theater in Berlin begann mit Nachahmungen der Meininger. Shakespeare und Schiller wurden mit ernster Liebe neu erobert. Doch unbewußt vollzog sich dabei ein Wandel. Als an die Stelle der alten Regisseurschablone der Versuch trat, die Klassiker neu zu begreifen, mußte klarer werden als bisher, was in der Sprache und der Weltanschauung der großen Dramatiker noch unser lebendiges Eigenthum war und was nicht. So gab es eine vielleicht unfreiwillige Verbindung zwischen dem unbewußten Bühnen-Naturalismus, an welchem eine neue Schauspielerschule sich bildete,

und dem bewußten Naturalismus, der zur selben Zeit eine Revolution in der Malerei und in der Poesie anbahnte.

Auch diese Revolution kam uns aus Frankreich. Ihre Wirkungen und ihre großen Absichten sind nicht mit einem einzelnen Schlagworte zu erschöpfen. Zola ist nur der stupende Pedant dieses Naturalismus. Es wird eine Zeit kommen, wo man in ihm historisch nicht mehr sehen wird, als den begriffstützigen, ehrlichen Gottsched, der in seiner Art auch ein ganzer Kerl war. In Deutschland war der Boden für die literarische Revolution gründlicher vorbereitet. Wohl waren es hier zunächst unreife Knaben, welche etwas geleistet zu haben glaubten, wenn sie Animirkellnerinnen und ihre eigenen Wenigkeiten zu Helden und Heldinnen ihrer Romane und Dramen machten. Aus dem Chaos entwickelte sich zunächst der Sturm und Drang einer Anklageliteratur. Wer aber Augen hatte, zu sehen, der mußte bald die neuen Ideale erblicken, welche in diesem oft jünglinghaften, oft auch gassenbübischen Kampfe gegen Prüderie und Lüge am Himmel erschienen. Nietzsche hat nur das Wort für die Umwerthung aller Werthe erfunden, nicht die Sache. Die politischen, die religiösen und die sozialen Gegensätze verhinderten, daß die neue Poesie in ihren Zielen verstanden wurde. Alle Parteien fühlten sich bedroht, weil alle neuen Führer alles Parteiwesen haßten. Das war der verhängnißvolle Irrthum in den Zornesausbrüchen gegen die neue Richtung, daß man sie für politisch radikal hielt. Sie war mehr: sie war antipolitisch. Sie führt einen Krieg mit zwei Fronten; sie will jede Reaktion durch jede Freiheit, sie will den utopistischen Sozialismus durch die Rechte des selbstherrlichen Individuums besiegen. Ihr letztes Wort in weltlichen Dingen ist Resignation, und auch sie tritt damit das Erbe Goethes an.

In Deutschland gab es viele Jahre kein Talent, das auch nur entfernt mit dem Naturalisten Zola, mit dem grüblerischen Skeptiker Ibsen oder mit dem tiefreligiösen Umstürzler Tolstoj hätte verglichen werden können. Und schon riefen die Tagesschreier in Paris, der Naturalismus sei überwunden, die Dichtung kehre zur mittelalterlichen Romantik zurück, zum Symbolismus, als in Berlin die Freie Bühne errichtet wurde — abermals in Nachahmung des Pariser Théâtre libre (1889). Die jungen Talente schienen zu fehlen. Das wüste Erstlingswerk Gerhart Hauptmanns erregte trotz all seiner Poesie nur Entrüstung. Der älteste und angesehenste Berliner Kritiker rief nach der Polizei.

Seitdem ist der Naturalismus eine Macht geworden, von der man zugleich behauptet, sie habe gesiegt und sie sei überwunden. Alle werdenden Talente sind durch ihn hindurch-

gegangen: Halbe, Schnitzler und Ernst Rosmer; Ernst von Wolzogen hat unter diesem Einfluß sein „Lumpengesindel" geschrieben, das beinahe an Anzengruber heranreicht. Geschickte junge Leute wie Hirschfeldt folgten, wie Blumenthal auf Lindau folgte. Gerhart Hauptmann aber blieb das Talent, dessen Entwickelung am freudigsten verfolgt werden kann. Studie folgte auf Studie, bis er im „Biberpelz" und in „Kollege Crampton" Lustspielgestalten schuf, denen nicht viel Aehnliches an die Seite zu stellen ist, bis er in den „Webern" mit neuer Technik tragische Wirkung erzwang, bis er in „Hannele" und der „versunkenen Glocke" Phantastik und Realismus zu Poesie verband. Und weil gleichzeitig auch andere Märchenstücke zur Mode wurden, darum glaubt man von einer Umkehr der Literatur sprechen zu dürfen. Nur ein unhistorischer Sinn kann das behaupten. „Hannele" ist so naturalistisch wie Zolas „Nana"; nur die Stoffe sind so verschieden, wie der Traum eines Kindes und das Leben einer Dirne. Und auch die naturalistischen Kobolde der „versunkenen Glocke" wären so, wie sie sind, zur Zeit der Romantik nicht möglich gewesen. Nicht durch das Alte und Veraltete konnte die literarische Revolution besiegt werden, nur durch ihre eigenen jungen Kämpfer; durch den Kampf hindurch mußten wir zu neuen Idealen und vielleicht bald wieder zu neuen geistigen Umwälzungen.

Was errungen ist im künstlerischen Schaffen sowohl wie im kritischen Genießen, das ist der heilige Ernst der Forderungen, die wir an die Kunst stellen, an die Tragödie und auch an die Komödie großen Stils. „Res severa verum gaudium" heißt es auf dem Giebel des vornehmen Konzerthauses von Leipzig, des Gewandhauses. Eine ernste Sache ist die wahre Freude. Wir wollen das Wort Schillers nicht umkehren; wir wollen nicht sagen, das Leben sei nicht ernst zu nehmen, ernst allein sei uns die Kunst. Das wäre zu viel gewagt. Eins aber haben wir gelernt, nicht zuletzt von dem Charakter Schillers selbst: eine ernste Sache ist die heitere Kunst der Bühne.





Die Musik im neuen Deutschen Reich.

Von

Heinrich Neumann.

Wie in der politischen Entwickelung Deutschlands während des letzten Vierteljahrhunderts überstrahlt auch in der musikalischen ein Name alle übrigen. Es war kaum ein Lustrum seit der Gründung des neuen deutschen Reiches vergangen, als die Krönung der neuen Deutschen Kunst erfolgte. Ihr Schöpfer ruht im Grabe, aber sein Einfluß ist lebendig bis auf den heutigen Tag. Richard Wagner hat Deutschland eine Art Weltherrschaft in der Musik verschafft, die, von langer Hand vorbereitet, mit der Eröffnung des Bühnenfestspielhauses in Bayreuth ihren Anfang nahm. Nicht daß, so oft dort Vorstellungen stattfinden, Tausende aus aller Herren Länder nach dem kleinen Städtchen am Main ziehen, ist das eigentlich Bedeutsame; diese erfreuliche Thatsache hat mehr symptomatischen Werth; sondern die immer deutlicher zu Tage tretende Beeinflussung der Musikproduktion. So gewaltig, so weit über alles andere hinausragend steht Wagner da, daß alles andere an ihm gemessen wird. Es wird nicht etwa die thörichte Frage aufgeworfen, ob einer oder der andere unter den Lebenden größer sei als der Bayreuther Meister; nein, bei Jedem, sei er groß oder gering im Reiche der Kunst, ist die erste Frage, wie er zu Wagner stehe. Und immer stellt sich heraus, daß auch Diejenigen, welche glauben, im Gegensatz zu ihm ihren Weg machen zu müssen, unter seinem Einflusse stehen. Er hat eben gewisse Wahrheiten gefunden, entwickelt und als Kunstprinzipien festgelegt, an denen Keiner vorübergehen kann.

Für eine Geschichte der Entwickelung der Musik würden neben ihm, als Sterne erster Größe, nur noch Franz Liszt und Hans v. Bülow in Betracht kommen; Jener wegen seiner propagandistischen Thätigkeit und wegen seines Einflusses auf die instrumentale Produktion, Dieser, weil er in unserem Konzertleben eine Revolution hervorgerufen hat.

Bei einer oberflächlichen Betrachtung dessen, was auf Wagners eigenstem Gebiete, auf dem des musikalischen Dramas, nach ihm geschaffen worden ist, könnte es beinahe erscheinen, als würden durch sein Genie alle Nachfolger erdrückt; aber die großen Erfolge, die hin und wieder doch neben und nach ihm auch Andere noch errungen, lehren das Gegentheil. Unsere Norddeutschen können nicht festen Fuß fassen, weil sie Epigonen sind, ohne eigentlich produktive Kraft des Meisters Spuren nachtreten, Aeußerlichkeiten für das Wesen nehmen und vor allem auch Stoffe wählen, die dem Empfinden der modernen Welt fern liegen. Sie moralisiren und philosophiren zu viel, oder sie sind lehrhaft, aber sie greifen nicht hinein ins volle Menschenleben. Deshalb hat sich ein Alexander Ritter vergeblich bemüht, die Gunst des Publikums zu erringen, deshalb ist mit ihren Opern den Mottl und Weingartner, den d'Alberts und Schillings, deshalb ist selbst einem Richard Strauß ein durchschlagender dauernder Erfolg versagt geblieben. Eine Ausnahme macht nur Engelbert Humperdinck, der mit seinem Märchenspiel „Hänsel und Grethel" einen Schuß ins Schwarze gethan, und allenfalls Wilhelm Kienzl mit seinem „Evangelimann".

Allein auch als Wagner im Zenith seines Ruhmes stand, nachdem einer seiner Gegner nach dem anderen zum Schweigen gebracht war und die Menge in Erkenntniß seines Werthes allgemein ihn auf den Schild erhob, blieben die Deutschen vor Einseitigkeit bewahrt. Man ehrte ihn als genialen schaffenden Künstler, aber nicht als Gott, neben dem man keine anderen Götter haben dürfte. Die Deutschthümler, die übrigens erst in der neuesten Zeit den Versuch energischer gemacht haben, ihren Chauvinismus in Sachen der Kunst zur Geltung zu bringen, haben nicht verhindern können, daß Jungitalien auf der ganzen Linie über Jungdeutschland siegte, und die verrückten Wagnerianer haben trotz aller Fanfaronaden nicht verhindern können, daß man auch das gute Alte weiter schätzte und gutes Neues, manchmal auch nur wirksames Neues, anerkannte, Mozart und Weber, Lortzing und Kreutzer, Nicolai, ja selbst Meyerbeer und Flotow sind nie von dem Repertoire der deutschen Bühne verschwunden, und die alten Italiener, vor allem auch der alte, d. h. von Wagners Einfluß noch unberührte, Verdi haben stets ihr Publikum gefunden, soviel

auch von manchen Seiten geschah, um ihre Reputation zu schädigen. Auch Gounods „Faust“, den sich groß dünkende Geister mit Lächeln und Achselzucken glaubten abthun zu können, gehört noch immer zu den Lieblingsopern des deutschen Publikums.

Hat somit Wagners Einfluß nicht durch Verdrängung dessen, was sonst werth ist, gehört zu werden, schädlich gewirkt, so war er nach einer anderen Richtung direkt förderlich, indem er die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf nicht so gewaltige, aber immerhin bedeutende gleichstrebende Komponisten lenkte und ihnen zu Erfolgen verhalf, die sie sonst nicht erreicht hätten. Durch die Kenntniß der Wagnerschen Werke wurde dem Verständniß für künstlerische Erscheinungen wie Hektor Berlioz und Peter Cornelius erst der Boden bereitet. Der „Barbier von Bagdad“ ist freilich noch lange nicht so anerkannt, wie er es verdient, aber seine Verbreitung nimmt doch zu. Wenn er an der Berliner königlichen Oper noch nicht zu seinem Rechte gekommen ist, so sind daran äußere Gründe schuld, wie wohl auch äußere Gründe es bewirken, wenn der zu früh verstorbene Hermann Götz mit seiner „Zähmung der Widerspenstigen“ nicht mehr zu seinem Rechte kommt, Hermann Götz, wohl der begabteste, wenn auch nicht der erfolgreichste deutsche Opernkomponist in der Zeit Wagners.

Den größten, dauernden, heute noch Vielen unbegreiflichen Erfolg hatte ein Komponist von weniger vornehmer Richtung, Viktor Neßler mit seinem „Trompeter von Säkkingen“. Die Sentimentalität, selbst wenn sie trivial auftritt, wirkt noch immer auf empfindsame deutsche Gemüther; die Sentimentalität hat das Glück des Trompeter gemacht, sie hat wesentlich dem „Evangelimann“ Kienzls zum Erfolge verholfen und nicht minder dem „Heimchen am Herd“ von Karl Goldmarck, der freilich auch früher schon einmal mit der „Königin von Saba“ auf den deutschen Bühnen festen Fuß fassen konnte. Mehr das, was wir mit dem deutschen Worte Gemüth, als das, was wir mit dem Fremdworte Sentimentalität bezeichnen, spricht zu uns aus Ignatz Brülls „Goldenem Kreuz“, das gleichfalls in den letzten fünfundzwanzig Jahren großen und berechtigten Erfolg gehabt hat.

Am sichersten aber behauptete sich in der Gunst des Publikums während der letzten Jahrzehnte George Bizet, dessen genial komponirte „Carmen“ ihm leider erst nach seinem Tode Namen und Ruhm in Deutschland verschaffte. Dies Stück wirkte so tief, daß man sich nicht auf seine Kenntniß beschränkte, sondern sich überhaupt mit dem Komponisten beschäftigte. Man fand, daß er auch auf dem Gebiete der reinen Instrumentalmusik der Aufführung Werthes ge-

schaffen, und das Interesse für ihn war groß genug, daß auch andere Opern von ihm, die an die Carmen nicht heranreichen, wie „Djamileh" und „Die Perlenfischer" auf die Bühne gebracht wurden.

Steigenden Ruhm gewann während der Zeit bei uns „Guiseppe Verdi", der Wundergreis, der es immer verstand, sich den künstlerischen Hauptströmungen anzuschließen, ohne seine Eigenart aufzugeben. Vom „Troubadour", „Traviata", „Rigoletto" über „Don Carlos" hinweg zu „Aida", dann zu „Othello" und zuletzt zum „Falstaff", welche Wandlungen und welche Verschiedenartigkeit des Stils! Aber mag er sich noch so sehr von Anderen beeinflussen lassen, mag er noch so sehr geneigt sein, sich das Gute anzueignen, auch wenn es von Anderen gefunden ist, er bleibt doch immer Verdi, und selbst im Alter, da ihm die früher schier unerschöpfliche Kraft, breite Melodien zu bilden, verloren gegangen ist, zwingt er uns durch die reizvolle Ursprünglichkeit seiner Erfindung zur Bewunderung. Er darf stolz darauf sein, daß selbst seine Werke aus einer früheren Periode, Opern in einer durch Wagner überwundenen Form, bei uns noch leben, während so manches andere, was auch in früherer Zeit gepriesen wurde und Anklang fand, längst der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Aber so sehr man in Deutschland Verdi liebt und bewundert, Einfluß auf die Entwickelung der Kunst hat er bei uns nie gewonnen; das glückte erst den Jungitalienern Pietro Mascagni und Ruggiero Leoncavallo. Ob sie Schule in dem Sinne machen werden, wie Wagner Schule gemacht hat, steht dahin, fast sieht es so aus, als würde es nicht der Fall sein. Es wird davon abhängen, ob sie sich selbst so fortentwickeln werden, wie sich Wagner von seinen Anfängen fortentwickelt hat; mutatis mutandis natürlich, denn es giebt wohl überhaupt keinen Künstler, der in Bezug auf die Stetigkeit des Fortschreitens mit Wagner verglichen werden könnte. Er war zu zielbewußt, zu sehr durchdrungen von seinem Kunstideal, als daß ein solcher Rückschritt bei ihm möglich gewesen wäre, wie bei Mascagni von der „Cavalleria rusticana" zu „Freund Fritz" oder bei Leoncavallo von den „Bajazzi" zu den „Medici". Doch für die Frage, ob die Beiden über das, was sie in ihren Erstlingswerken zu Stande gebracht, hinauswachsen werden oder nicht, ist hier kein Raum. Es kommt hier nur in Betracht, daß sie nicht allein bei ihren Landsleuten, sondern auch in Deutschland zahlreiche Nachahmer gefunden haben. Weil es aber nur Nachahmer waren, die wie die Epigonen Wagners gewisse Aeußerlichkeiten für das Wesentliche hielten, die congeniale Werke schaffen wollten, ohne selbst den Italienern

congenial zu sein, konnten sie deren Erfolge nicht erringen. Der Einzige, der überhaupt mit einem Werke dieses Genres eine gewisse Wirkung erzielte, war Ferdinand Hummel mit seiner „Mara".

Es giebt Leute, welche jammern, daß wir heute keinen Wagner haben; hätten wir einen, dann wäre er nicht gewesen, der er war. Deshalb braucht man noch nicht der pessimistischen Anschauung zu huldigen, als sei es mit der deutschen Opernproduktion zu Ende. Es werden andere Deutsche kommen, die wieder Bedeutendes schaffen, es mag auch unter den Epigonen Einer oder der Andere sein, dem es gelingen wird, wenn er sich zur Freiheit von dem übermächtigen Einfluß Wagners durchzuringen vermag. Aber so viel steht fest, wenn die Komponisten Erfolg haben wollen in dem Sinne, daß ihre Werke Gemeingut werden sollen, dann müssen sie in einer Richtung Halt machen, in die sie auch durch Wagner geführt worden sind. Auch das großartigste musikalische Drama wird sich als allgemein wirksam nur dann erweisen, wenn es ausführbar ist. Die große Rolle, die dem Orchester von Wagner zugewiesen wird, darf nicht noch vergrößert werden. Wagner ist hierin bis an die äußerste Grenze gegangen. Noch ein Schritt darüber hinaus, und die Lösung der den Sängern gestellten Aufgaben wird zur Unmöglichkeit. Unsere jungen Komponisten verstehen sich alle ausgezeichnet auf die Instrumentation, wozu auch gehört, daß man weiß, was jedem einzelnen Instrumente zugemuthet werden darf. Aber mit der menschlichen Stimme wissen sie nicht umzugehen. Wenn sie nicht erleben wollen, daß eines schönen Tages die Sänger streiken, werden sie auf die menschliche Stimme mindestens ebenso viel Rücksicht nehmen müssen, wie auf die Orchester-Instrumente. In dieser Beziehung hat die Entwickelung die Musik auf eine schiefe Ebene geführt, so daß Umkehr dringend geboten erscheint.

Mag man nun die Opernproduktion nach Wagner beurtheilen wie man will, mag man von allgemeinem Niedergange reden, in der Reproduktion gehört der Oper jedenfalls das allgemeine Interesse des Publikums in allerhöchstem Maße. Giebt es nichts gutes Neues, so freut man sich am guten Alten. Hingegen scheint es, als ob die Operette, die zur Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs in höchster Blüthe stand, seit wir wieder deutsche Kaiser mit ernsterer Lebenshaltung haben, unaufhaltsam dem Verfall entgegenginge. Offenbach und Lecocq haben so wenig gleichbedeutende Nachfolger gefunden, wie Johann Strauß und Suppé oder Genée. Millöcker konnte wohl noch eine Zeit lang mitreden, Sullivans „Mikado" hat einen Siegeszug durch die Welt unternehmen

können; aber damit hatte die Sache auch ein Ende, selbst Straußens hübscher und vergnüglicher „Waldmeister“ vermochte das Publikum nicht mehr dauernd zu fesseln.

Auf dem Gebiete der geistlichen Musik beherrschen die Alten bis auf Mendelssohn herab eine vorherrschende Stellung. Zu allgemeiner Anerkennung außerhalb der Kreise der Singakademie haben es weder Grell noch Blumner gebracht, noch weniger Max Bruch oder Hegar, ja nicht einmal der bedeutendere Friedrich Kiel. Einen guten Namen hat sich Albert Becker gemacht, aber was kennt man von ihm in weiteren Kreisen? Zum Theil steht natürlich weltlichen Erfolgen die Art dieser Musik entgegen. Aber Außergewöhnliches findet doch bei einem größeren Publikum Eingang. So hat Edgar Tienels „Franciskus“, der allerdings vielfach mit weltlichen Elementen durchsetzt ist, überall Anerkennung gefunden, und vor allem ist dem Deutschen das deutsche Requiem von Johannes Brahms lieb geworden.

Ueberhaupt hat nach und gegenüber Wagner Johannes Brahms die größte Gemeinde. Als Sinfoniker und Schöpfer von Kammermusik werden ihn wohl auch die, denen er nicht sympathisch ist, für den Bedeutendsten unter den Lebenden halten. Viele stößt er ab, viele begeistert er. Manche Leute finden alles, was er geschaffen hat, schön; manche seiner Werke finden alle Leute schön, aber vieles wird von Anderen als ergrübelt abgewiesen. Die Einen sehen in seinen herben Harmonien den Ausfluß eines männlichen Gemüthes, den Anderen erscheint diese Herbigkeit gesucht. Jedenfalls ist er ein Meister der Form. Den schärfsten Gegensatz zu ihm bildet Anton Bruckner, dem nicht wie Brahms in der Jugend ein Schumann die Pforten des Ruhmes geöffnet hat, und der erst an der Schwelle des Greisenalters die Anerkennung fand, die ihm gebührt, und zwar in höherem Maße, als in seinem österreichischen Vaterlande, in Deutschland. Er schuf bis in die letzten Jahre seines Lebens aus dem Vollen, von Grübeleien findet sich nichts bei ihm; im Gegentheil, die musikalischen Gedanken strömen ihm so reichlich zu, daß ihre Fülle den Hörer mitunter förmlich erdrückt. Er war der eigentliche Wagnerianer unter den Instrumentalkomponisten. Ein Kontrapunktiker, der kaum Seinesgleichen hatte, wahrte er doch die strenge Form im Allgemeinen nicht. Die beiden Antipoden haben das eine gemeinsam, daß sie ihre eigenen Wege gingen oder gehen, ohne einen weiter reichenden Einfluß auf die Produktion auszuüben.

Unter den jüngeren Sinfonikern, die wesentlich auf Lisztschen Wegen wandeln, dürfte Richard Strauß der Hervorragendste sein. Obwohl er von ganz anderen Kunstprinzipien ausgeht, bekommt er oft denselben Vorwurf zu hören wie

Brahms, nämlich den der Grübelei. Er steht heute im Anfang der dreißiger Jahre, über seine eigentliche Bedeutung wird erst die Zukunft entscheiden. Seine Kompositionsweise ist aber typisch für die neudeutschen Instrumentalkomponisten, die das Heil in der Programmmusik erblicken. Sie arbeiten mit einem kolossalen Apparat und schreiben eigentlich Opern ohne Text, die sie dann sinfonische Dichtungen nennen. Sie leben und weben nur im Orchester, und deshalb leiden sie meistentheils Schiffbruch, wenn sie Vokalkompositionen schaffen wollen.

Die Lieder dieser Modernsten kranken, obwohl manches schöne, namentlich bei Richard Strauß und Hugo Wolf, mit unterläuft, zumeist daran, daß sie keine Lieder sind. Schon die Texte sind meistentheils gar nicht lyrisch. Ein eigenthümliches Spiel des Zufalls ist es, daß wiederum Brahms, der in klassischem Boden wurzelt, sich mit den Modernsten in dieser Beziehung begegnet. Auch er neigt je länger, desto mehr dazu, unmögliche Texte zu komponiren. Seine wirklichen Lieder aber gehören größtentheils zu den schönsten und beliebtesten, die wir haben, und unter den Liederkomponisten der letzten fünfundzwanzig Jahre, die in Deutschland das Musikleben beherrschen, wird er neben Robert Franz und Adolf Jensen jedenfalls immer in erster Reihe genannt werden. In neuerer Zeit hat hauptsächlich noch August Bungert Verbreitung bekommen. Große Popularität erwarben durch einzelne Lieder auch Ferdinand Gumbert, Radecke und Reinhold Becker. Auch Anton Rubinstein glückte es mit einer Reihe von Liedern noch am meisten, das Publikum zu gewinnen, das sich seinen Kompositionen gegenüber sonst ziemlich kühl verhielt.

Es konnten an dieser Stelle natürlich nicht alle Komponisten aufgeführt werden, die eine größere Anzahl von Anhängern haben, sondern nur diejenigen, in denen man Spitzen einer Entwickelung zu erblicken hat oder deren Weise als typisch für unsere Zeit zu betrachten ist, oder in deren Werken Keime einer neuen Entwickelung gefunden werden können. Unter diesem Gesichtspunkt muß auch Eugen d'Albert genannt werden, der in seinem Es-dur-Streichquartett etwas ganz Eigenartiges, über die bisherige Kammermusik Hinausgehendes und doch Stilgemäßes geschaffen hat.

Ein Charakteristikum der letzten Musikperiode ist die immer weiter gehende Verbreitung, welche die russischen Kompositionen, die Tschaikowskys an der Spitze, erfahren. Auch Saint-Saens wird viel gespielt, die Skandinavier Gade, Grieg, Sinding, die Böhmen Smetana und Dvorak, aber am meisten Terrain haben die Russen erobert, deren musikalisches Leben neuerdings einen ungeheuren Aufschwung genommen hat.

Wenden wir uns nun von der Produktion der Reproduktion zu, so muß als hervorragendste Erscheinung Hans v. Bülow bezeichnet werden, der in unserem Konzertwesen eine wahre Revolution hervorgerufen hat. Selbst einer der bedeutendsten Klaviervirtuosen, hat er es durch sein öffentliches Wirken doch dahin gebracht, daß sich das Hauptinteresse des Publikums von den Virtuosen ab und den Kapellmeistern zuwandte. Vor ihm hat freilich schon Einer den Dirigentenstand zu Ehren gebracht, nämlich Bilse. Er hat auf den mit seinem Orchester unternommenen Konzertreisen vielleicht mehr als irgend ein Anderer für die Popularisirung guter Musik gethan, aber er war doch kein Künstler vom Range eines Bülow, deshalb konnte er nicht für die gesammte Entwickelung die Bedeutung erringen, wie Jener. Seit Bülow mit seiner Meininger Kapelle auf der Bildfläche erschien, seit er die Leitung der philharmonischen Kapelle in Berlin übernahm, lautet die erste Frage bei großen musikalischen Veranstaltungen nicht mehr „wer spielt", sondern „wer dirigirt". Hans Richter, Levi, Schuch, Nikisch, Weingartner, Mottl, Muck und Andere werden nach fremden Städten und Ländern berufen, um zu dirigiren, und von Westen und Osten kommen Kapellmeister wie Colonne und Safonow zu uns, um ihre Kunst zu zeigen.

Diese Wandlung schließt nicht aus, daß auch heute noch große Künstler, namentlich große Gesangskünstler, Zugkraft ausüben, eine Marcella Sembrich, eine Lilli Lehmann, ein Eugen Gura, aber typisch ist doch das Uebergewicht der Kapellmeister. Zum Theil werden auf die relative Zurückdrängung der Virtuosen aus dem Interesse des Publikums natürlich auch andere Gründe von Einfluß gewesen sein, in erster Reihe das Anwachsen der Zahl wirklich bedeutender Künstler. Einen Liszt, einen Rubinstein, der bis zu seinem Lebensende in Deutschland Begeisterung erregte, wo er sich zeigte, freilich haben wir zur Zeit nicht, und nur einen Joachim. Aber dutzendweise existiren die Pianisten und dutzendweise die Violinisten, die auf das Prädikat von Virtuosen oder Künstlern ersten Ranges Anspruch erheben dürfen. Da sind Eugen d'Albert, Moritz Rosenthal, Emil Sauer, Ferruccio Busoni, und aus der jüngsten Zeit Joseph Hofmann, Eduard Rißler, Ossip Gabrilowitsch, dann Theresa Carenno, Sophie Menter, Frau Blomfield-Zeisler und Clothilde Kleeberg, die am meisten die Wege der Clara Schumann wandelt. Da sind Sarasate, Sauret, Thomson, Auer, Gregorowitsch und aus neuester Zeit Burmester und Petschnikow, dann Marie Soldat und aus den jüngsten Tagen Sophie Jaffé. Es ist noch nicht ausgemacht, ob die frisch aufstrebenden jungen Kräfte alle vor der Geschichte bestehen werden, aber zur Zeit sind sie Größen, die mitzählen. Den

Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, den ausübenden Musikern auch nicht; aber die Mitwelt wird bei der Aufzählung der bedeutenden Erscheinungen aus den ersten fünfundzwanzig Jahren des neuen Deutschen Reiches auch den großen August Wilhelmi und die anmuthige Theresina Tua nicht vergessen, mögen sie sich gleich aus der Oeffentlichkeit zurückgezogen haben.

So bedeutend ist die Zahl der hervorragenden Virtuosen und Virtuosinnen, daß man geradeheraus sagen kann, das Virtuosenthum steht heute im Ganzen auf einem höheren Niveau als früher. Allein dies gilt nur für die Instrumentalisten, während die Gesangskunst leider zurückgegangen ist. Der italienische Gesang hat immer noch einige Vertreter, die große Wirkungen hervorrufen. Auf die Patti und Artôt folgte Etelka Gerster, später die Bellincioni und die Prevosti, auf Padilla folgte d'Andrade, Künstler, die ihre großen Wirkungen theilweise allerdings mehr durch ihre dramatische Kraft als durch ihre gesangliche Meisterschaft hervorrufen. Aber die großen Wagner-Sänger Niemann, Scaria, Betz, die Materna, Reicher-Kindermann, Mallinger, Marianne Brandt sind ohne völlig ebenbürtigen Nachwuchs geblieben, wie wir auch eine Pauline Lucca nicht wieder bekommen haben. Und ähnlich ist es mit dem Konzertgesang bestellt. Gewiß haben wir auch heute auf der Bühne sowohl als im Konzertsaal sehr bedeutende Künstler, die in einzelnen Dingen Großartiges leisten und hinreißend wirken, aber einer, dessen Name allein genügte, um die Häuser zu füllen, ist seit Emil Götze nicht mehr erstanden. Hoffentlich ist dieser Zustand nur vorübergehend. Der Wagnerkultus ist eine seiner Hauptursachen; weil gewisse Wagnerpartien von begabten Sängern mit frischen und großen Stimmen eine Zeit lang auch ohne gesangstechnische Meisterschaft wirksam durchgeführt werden können, glauben Viele, die Gesangstechnik sei nicht gar so wichtig. Der Irrthum wird überwunden werden wie mancher andere. Dann wird auch die deutsche Gesangskunst wieder blühen. Die Entwickelung der Musik im neuen Deutschen Reiche war seither auf den verschiedenen Gebieten verschieden; in der Hauptsache waren diese fünfundzwanzig Jahre eine große Zeit. Charakterisirt wird sie in erster Reihe dadurch, daß an ihrem Beginne um Wagner gekämpft wurde, während es heute einen ernsthaften Streit über die Bedeutung des genialen Dichterkomponisten nicht mehr giebt.





Die bildenden Künste.

Ein Rückblick.

Von

Reinhold Schlingmann.

Das Wort „Bewegung“ ist für die Vorgänge in den bildenden Künsten während des verflossenen Vierteljahrhunderts eine zu zahme Bezeichnung, die richtigere ist: Revolution. Diese vollzieht sich hauptsächlich in der Malerei. Alle Revolutionen begehen Ungerechtigkeiten, manchmal auch auf ästhetischem Gebiet. Wie hat z. B. die französische von 1789 das edle Rokoko über Bord geworfen, und mit welchem Eifer sucht man heute davon die dem fanatischen Eifer entgangenen Reste mit schwerem Golde aufzuwiegen! Mit gleichem Terrorismus ist man in unserer neuesten Zeit in der Malerei vorgegangen. Was nicht in die neue „Richtung“ hineinging, wurde verdammt. Es wäre eine schwierige Aufgabe, durch Schätzung annähernd die Ziffer zu bestimmen, um welche die in diesem Jahrhundert entstandenen Kunstwerke durch Veränderung der Kunstanschauung entwerthet wurden. Nur wenige giebt es unter den angeseheneren älteren Meistern, welche aus diesem „jüngsten Gericht“ als Gerechte hervorgegangen sind.

Die Wogen der Bewegung machen auch vor der Skulptur nicht halt, stoßen aber bei ihr auf größere Widerstandsfähigkeit. Wohl tritt auch hier die Trennung zwischen zwei Schulen ein, aber die Antike bleibt, ein eherner Fels, zu sehr die gemeinsame Basis für beide, als daß der Spalt so weit klaffen konnte wie in der Malerei. Ein gewaltiger Aufschwung ist im Kunstgewerbe zu verzeichnen. War auf diesem Gebiet in Deutsch-

land eine Erstarrung eingetreten, so wurde sie durch den von jenseits des Ozeans herübertönenden Kampfruf eines Landsmanns gelöst, und alle gewerblichen Kräfte regten sich, um an die alte ruhmreiche Vergangenheit des deutschen Kunstgewerbes wieder anzuknüpfen.

Auf die bisher durchlaufenen Phasen dieser Bewegung, die heute noch nicht abgeschlossen ist, mag hier ein Rückblick geworfen werden.

Die Malerei.

Das Licht kam von Frankreich her, dem Lande, das, wenn man von der Renaissance absieht, die Geburtsstätte aller neuen europäischen Kunststile geworden ist: der Gothik, des Barock, des Rokoko, des Empire u. s. w. In der Kunstrevolution der neuesten Zeit wurde wieder das Wort „Freiheit" zum Schlagwort, wie bei allen Revolutionen. Befreiung von den akademischen Fesseln! so hieß es. Fort mit den Traditionen alter Meister! Nieder mit dem veralteten Canon der Komposition! In den Orkus mit dem alten Galerieton, der „braunen Sauce" alter Museenbilder! Dafür aber Wahrheit der Natur, Unmittelbarkeit des Eindrucks! Frei Licht und Beobachtung seiner Einwirkung auf die Farben. In der Kunstsprache hieß das neue Gebot: Impressionismus und Plein-air.

Während in Frankreich die neue Heilslehre schon vor der Mitte der sechziger Jahre an allem Volk verkündet wurde und ihre Propheten sich mit den Akademikern wie mit den Besuchern des Salons herumbalgten, lebten wir in Deutschland bis zu Ende der siebziger Jahre fast unberührt von dem Wehen des neuen Geistes. Was damals in unseren akademischen Kunstausstellungen auf Anerkennung und Medaillen zu rechnen hatte, das war noch immer die würdige Historienmalerei französischer Herkunft, die, seit den vierziger Jahren auf dem Umwege über Belgien zu uns gekommen, bei uns weidlich gehegt und gepflegt wurde. Die bösen Buben spielten die wenigen Naturalisten, die, wie damals Carl Gussow und Goldmann, sich erkühnten, über die Stränge zu springen, wenn sie, über das Maß des erlaubten Realismus hinaus, Dorfdirnen mit grellbunten Kopftüchern und unrasirte Bauerngesichter malten. Auch Max Liebermann wurde zum enfant terrible gestempelt. Das war bei uns der einzige Widerschein des französischen Realismus, in welchem zu jener Zeit Courbet die letzten Konsequenzen zog. Unser modernes Kunstgefühl beschränkte sich damals auf die Ablehnung der unbequemen Gedankenmalerei Wilhelm von Kaulbachs, der bis zum Ende der fünfziger Jahre die unbestrittenste Herrschaft geübt hatte.

Unbekümmert und unberührt von künstlerischen und politischen Strömungen, hatte Adolf Menzel seiner stockpreußischen Geschichtsmalerei obgelegen; an das Ansehen, das der geistreiche Monumentalmaler Wilhelm von Kaulbach genoß, reichte das seinige aber damals nicht hinan. Aber seine friederizianischen Zeitschilderungen rückten ihn doch in die erste Reihe der Historienmaler.

Nun aber fand der Geschützdonner von den Schlachtfeldern des deutsch-französischen Krieges in unserer Kunst dröhnenden Widerhall; eine wahre Hochfluth von Schlachtbildern, unter deren Urhebern Bleibtreu, Hünten und Adam die fruchtbarsten und hervorragendsten Meister blieben, drang alljährlich in unsere Kunstausstellungen ein, und außerdem bot zu derartigen Kampfschilderungen und Geschichtsszenen die Ausschmückung unseres von Hitzig umgebauten Zeughauses ähnlicher Aufgaben genug. In München herrschte noch die historische Schule unter Ferdinand von Piloty, in Düsseldorf lag die Romantik, die unter Wilhelm von Schadow und Karl Friedrich Lessing lange ein Scheinleben gefristet hatte, im Verscheiden; in Karlsruhe wendete sich derselbe Lessing, um die Zeit von 1872, von dem Historienbilde der intimen Landschaft zu. Das Genrebild erfreute sich noch der höchsten Beliebtheit; noch hatte ihm Niemand die Existenzberechtigung abgesprochen, noch Niemand den Muth gehabt, Meistern wie Ludwig Knaus und Benjamin Vautier zu nahe zu treten: im Gegentheil erhielt die Bauernmalerei durch Defregger neues Ansehen, und die schon schüchtern auftretende Armeleute-Malerei schien das Genre um ein neues Stoffgebiet zu bereichern. Von Wien aus aber verkündete Hans Makart seine neuen Offenbarungen mit Bildern rauschender Farbenpracht und üppigster Formenphantasie.

Das war der Boden, auf welchem das heranziehende Gewitter niedergehen und reinigende und fruchtbare Wirkungen erzeugen sollte. Hatte die Entwickelung von den vierziger bis zu den siebziger Jahren das Ziel gehabt, uns die Herrschaft über die Maltechnik — freilich im Stil der alten Meister — wieder gewinnen zu lassen, so war jetzt die Schulzeit dafür zu Ende. Jeder deutsche Maler war zu einem längeren Kursus nach Frankreich gegangen und hatte es da so weit gebracht, daß es schien, mit Makarts Farbenrausch hätte sich unsere Malerei zur höchsten Potenz erhoben: — und nun kam dasselbe Frankreich, diese erste Hochschule der Malerei, und sagte unseren Künstlern: Alles, was ihr mit heißem Bemühen erstrebt, ist hohle Lüge, die Wahrheit der Kunst habt ihr erst noch zu suchen.

Zum Losungswort wurde: die Malerei um der Malerei willen!

Ja, war man denn wirklich bisher auf dem Holzwege gewesen? Die Meisten trauten kaum ihren Ohren. Vornehmlich galt der Vorwurf der Historien- und der Genremalerei! In ihren Bildern überwiegt das Stoffliche — behaupteten die Anhänger der neuen Richtung. „Ihr Historienmaler wollt mit Euren Geschichtsbildern Geschichte lehren. Dazu ist aber die Malerei nicht berufen. Auch seid Ihr nicht im Stande, die Vorgänge, die Ihr darstellt, voll in Eurer Phantasie aufgehen zu lassen; Ihr steckt Euer Modell in ein altes Kostüm, gebt diesem eine für den Zweck passende Pose, und das giebt dann nur eine Theaterszene. Am besten, Ihr laßt ganz die Hand davon; wenn Ihr aber nicht anders könnt, so malt wenigstens nichts, was Ihr nicht gesehen habt." Man hätte am liebsten die ganze moderne Geschichtsmalerei über Bord geworfen, allein da gab es doch noch einen Adolf Menzel, der hatte Friedrich den Großen und Ziethen und Blücher und so viele andere Helden auch nicht gesehen und sie doch zu Kompositionen benutzt, welche durch das höchste Maß intimer Erfassung allgemeinste Bewunderung erregten; da galt es denn, die Forderung dahin einzuschränken: Ja, wenn es mit einem großen Temperament und mit mächtiger historischer Phantasie geschieht, dann mag es ausnahmsweise gestattet sein.

Nicht besser kam die Genre-Malerei bei den Modernen davon. „Ihr erzählt Anekdoten" — sagte man hier, — „Ihr jagt nach interessanten Motiven, Ihr macht in Humor und Witz! Das mögt Ihr getrost den Schriftstellern überlassen, die Malerei aber soll in ihrer eigenen Sprache reden, der Witz muß in der Farbe liegen. Setzt statt des interessanten Motivs das Intime, das Einfache, das aber muß aus unmittelbarster Anschauung hervorgegangen sein." Zola hatte den Stoff für den Maler mit den Worten präzisirt: „ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament". Als Vorbilder für stoffliche und malerische Behandlung stellte man Diez, Fortuny und Leibl hin. Der Farbenreiz der Bilder der beiden Ersteren ersetzte wahrlich allen Motivwitz, in Leibls Bildern von einfachen Dorfexistenzen lebte die Wahrhaftigkeit und Einfachheit — das war, wie der Kunstausdruck lautet: der „Verismus". Auf die Landschaftsmalerei fand dasselbe Gebot Anwendung: die realistische Forderung ging hier auf eine naturwissenschaftliche Strenge, auf den heiligen Respekt vor der Natur. Alle konventionelle Schönheit, wie sie bisher in der Mannigfaltigkeit der Formen und reizvollen Farbenstimmungen der italienischen Natur gefunden wurde, alles das, was der Berliner „schöne Gegend" nannte, war ein- für allemal in Acht und Bann gethan, — die einfachste Flachlandschaft kam wieder zu Ansehen.

Der „Verismus" hatte zur ersten Folge die Befreiung vom alten Kodex der Komposition. In Gruppenbildern aus dem einfachen Leben durfte nicht mehr die ordnende Hand bemerkbar sein, alles mußte natürlich aussehen. Die allgemeinen Regeln verloren ihre Geltung, das Gesetz des Vortrages wurde von Fall zu Fall ein anderes. Nun sprach man nicht mehr von Linienschwung und Linienrhythmus, sondern von „persönlicher Note", von Charme u. s. w. Die zweite Folge war eine veränderte Farbenanschauung. Man machte den Malern der alten Schule den Vorwurf, daß ihre Bilder mit der „braunen Sauce" — wie der Galerieton spöttisch genannt wurde — so aussehen, als wären sie im Keller gemalt. Man wollte nicht mehr die Farbenanschauung aus zweiter Hand, das heißt von den alten Meistern, sondern aus erster Quelle, der Natur selbst, beziehen. Nun mußte man das freie Licht studiren, in dem Wechsel seiner verschiedenen hellen oder verschleierten Stimmungen, in seiner Einwirkung auf die Farben der Umgebung. Und es galt, fortan die Farben nach ihren harmonischen Werthen zu toniger Gesammtheit zu ordnen. Auch in Bezug auf die Farbengebung wurde die Rückkehr zur Einfachheit geboten. Einen Meister freilich gab es, der diesem neuen Gebot Trotz bot: unbeirrt malte Lenbach in seinem braunen Rembrandtton weiter.

Aber in unseren Künstlerkreisen begann allmälig die Gährung. Der von Frankreich her erschallte Ruf: „Es werde Licht" tönte auch zu ihnen herüber. Dort hatte die japanische Malerei, vorzüglich die ihres großen Meisters Hokusai, mit ihren einfachen, graziösen Linien, mit ihren delikaten und sanften Tönen oder ihren lebhaften gegen einander gesetzten und doch harmonischen Akkorden sowie ihren raffinirten Lichteffekten eine neue Art von Naturanschauung bewirkt, und nun riß die neue Pariser Schule unsere jungen Kräfte in den Strudel der neuen Bewegung hinein. Wer die Physiognomie unserer heutigen Kunst-Ausstellungen mit jenen in den siebziger Jahren vergleicht, der erkennt erst voll die im Laufe der Zeit allmälig vollzogene Wandlung in unserer Farbenanschauung. Das Freilicht (Plein-air) hat sich vollständig Bahn gebrochen.

Aber mit der Forderung, die Natur nicht ferner mehr durch das Medium alter Meister anzusehen, war das Maß der Forderungen noch nicht erreicht. Der Plein-air-Malerei folgte der Impressionismus. In Berlin machten wir erst zu Anfang der achtziger Jahre in Gurlitts Salon mit Werken dieser neuen Schule, deren Haupt Manet war, Bekanntschaft. Der erste Eindruck dieser Bilder veranlaßte umsomehr Kopfschütteln, als dieselben nach dem Grundsatz der neuen Sekte

in der Skizze belassen waren. Von dem Prinzip ausgehend, daß die Atmosphäre die Farbe der Dinge verändere, sah man Bilder, in denen die Gegenständlichkeit unter der Einwirkung des Lichtes, unter dem Zittern der Luft auf ein Minimum zurückgeführt war; die bewegende Kraft des Lichtes, die Farbenstimmung des Naturmomentes in ihrem ersten, lebhaftesten und unmittelbarsten Eindruck festzuhalten, war zur Hauptsache gemacht worden. Damit war im Gegensatz zur alten Malerei eine nervöse Malerei entstanden; mit Hast wurde der erste Eindruck — die Impression — eingehäscht und die so entstandene Skizze als fertiges Kunstwerk hingestellt; jeder weitere Pinselstrich daran wurde zurückgehalten, in der heiligen Angst, daß die Impression verdunste, was denn oft bei den nicht für diese Lehre Eingeschworenen die Empfindung hervorrief, die Farben wären mit der Pistole auf das Bild geschossen. Bei allem Eifer übersah man, daß der vollständigen Lösung der Lichtprobleme eine Grenze gesetzt war: man hätte der physischen, der Spektrumfarben dazu bedurft, und man mußte mit schweren chemischen Farben arbeiten.

In einseitiger Auffassung hat der Impressionismus nur ein enges Verbreitungsfeld gefunden, wohl aber hat er manchen Künstler und besonders Landschafter aus seinem Phlegma gerissen. Die Theorie ist nicht unangefochten geblieben. Kein Geringerer trat ihr entgegen, als der große Physiker Helmholtz, der sich darüber folgendermaßen aussprach: „Der Künstler kommt mit der momentanen Beobachtung nicht aus. Er braucht Vergangenheitsbilder, die in seinem Anschauungsvermögen gesammelt und in seiner Erfahrung befestigt worden sind. Die Erfahrung ist das von den Beobachtungen Abgezogene, das stetig Wiederkehrende, das Gesetzmäßige, kurz das Typische. Absolute Naturtreue, d. h. getreue Wiedergabe der einzelnen Fälle, ist keineswegs Aufgabe der Kunst, sondern die Darstellung des Typischen. Das letztere ist kein Produkt der reinen Anschauung, sondern des Urtheils, also eines Denkprozesses, in welchem die gemeinsamen Wurzeln von Kunst und Wissenschaft zu erkennen sind."

Und der mit gelegentlichen kunstästhetischen Publikationen das Wort ergreifende Akademiker Professor Knille führt in einem Artikel über Impressionismus Folgendes aus:

„Jedes Kunstwerk bedingt ein krystallinisches Zusammenschießen von Beobachtungen, Vorstellungen und Empfindungen, auch einen Läuterungsprozeß, der sich aus weiser Arbeitstheilung von Kopf und Hand ergeben muß. Ferner: künstlerisch sehen heißt Theile, Grenzen und Formen sehen, welches ein mehr oder weniger klares Erkennen des Organischen in sich schließt. Nirgends um uns her gewahren wir eine aus bloßen

Flecken bestehende Totalerscheinung. In der Landschaft z. B. machen der blaue Aether, das dunkle Gebirge, der grüne Wald, die saftige Wiese eine Summe von Natureigenschaften aus, welche in ihren Bestandtheilen lange von uns erkannt und empfunden waren, ehe sich dem Auge die Gelegenheit bot, sie in zufälliger Verbindung aufs Neue zu erblicken. Wenn also schon das bloße Sehen eine kombinirte Geistesthätigkeit ist, um wieviel mehr muß es das malerische Schaffen sein, während dessen die Konzeption durch Verstand, Vergleichung und Gedächtniß ununterbrochen mit Zuthaten ausgestattet wird! So geschah es zu allen Zeiten, und der Versuch, dies uralte Gesetz mit prinzipieller Momentsflunkerei zu umgehen, muß als Verirrung gelten."

Die Lichtmalerei blieb nicht lediglich auf das Helle beschränkt, sie fand Ausdehnung auf Lichtprobleme aller Art, auf verschleierte Tagesstimmungen, auf das Zwielicht, sowohl in der freien Natur wie im Interieur, auf sogenanntes differenzirtes Licht, wie Lichtmischungen, künstliche Lichtfärbungen und dergleichen mehr. Naturgemäß mußte damit die Landschaftsmalerei in den Vordergrund des Interesses gerückt werden, und diese wurde darum mit Vorliebe gepflegt. War das Darstellungsfeld der Malerei auf der einen Seite insofern eingeengt, als unter dem Terrorismus der neuen Schule gar Mancher von dem historischen und Genregebiet abgeschreckt wurde, so fand es doch auf der anderen Seite dadurch Erweiterung, daß gesellschaftliche Szenen und das Dasein der einfachen Leute — schlicht und groß, wie es unter Anderen überzeugend Max Liebermann darstellte — in den Kreis der Schilderung gezogen wurden, fast stets unter dem Gesichtspunkte der Beleuchtung. Auch in dem Bildnißfach kamen neue Grundsätze zur Geltung: das bisher übliche Posiren verfiel dem Spott, intim wurden kleine charakteristische Züge erlauscht und das Porträt mit Lichteffekten in Szene gesetzt, bald belebt durch helles Licht, bald durch Dämmerlicht in „Stimmung" getaucht.

Wohl dehnt sich die Herrschaft dieses aus dem derben Courbetstil zur malerischen Verfeinerung geführten Realismus bis in die Gegenwart hinein aus, aber naturgemäß rief sie auch eine Gegenströmung hervor. Man hatte bisher nur Eindrücke der Wirklichkeit gegeben, in der Künstlerseele aber wirkt der Drang, innere Eindrücke zu gestalten, Vorstellungen und Stimmungen in die Form umzusetzen. Vielfach ist das unter Anlehnung an die Meister der Frührenaissance, namentlich an Botticelli, geschehen. Jeder Zoll ein Original war aber der Meister, der dem neuen Idealismus die Signatur gab: Arnold Böcklin. Nicht im Sturm hat er sich die

Gunst gewonnen, die ihm heute allgemein zu Theil wird; nur allmälig ist der Prozeß von der Abneigung zum Kultus vor sich gegangen.

Die Versinnlichung von Vorstellungen fand auch in der fremdländischen Kunst fruchtbaren Boden. In England greifen die Präraphaeliten zu dieser Ausdrucksform; Rosetti, Burne Jones, Watts und Walter Crane werden darin die Häupter der Schule. In beiden Ländern geht diese Richtung zum Mystizismus über; dieser wird eingeläutet im Jahre 1892 durch die Pariser Gesellschaft der „Rosenkreuzer" und gewinnt auch bei uns exzentrische Anhänger, wie überhaupt sich in dieser Periode der Gährung der Most oft allzu absurd geberdet. Es ist eben die Zeit des entfesselten Individualismus, und in dieser wird das Gewebe der Malerei so reich durchwirkt von Richtungen und Schulen mit allerlei nationalcharakteristischen Zügen sowie mit den verschiedensten, sich gegenüberstehenden Spielarten alten und neuen Stils, daß es eine unmögliche Aufgabe wäre, alles in einen Rahmen zu spannen. Eine einflußreiche Schule mit neuem koloristischen Stil entsteht unter den Schotten, die Amerikaner greifen kraftvoll in die Bewegung ein, die Holländer behaupten fest ihre wohlgegründete Stellung im Landschaftsfach. Whistler mit seinen exquisit feinen Farbenharmonien, Besnard mit seinen interessanten Lichtproblemen, Boldini mit seiner temperamentvollen und geistreichen Bildnißmalerei und Puvis de Chavannes mit seinem großen dekorativen Stil tragen vereinzelte Hauptzüge in dies Bild. Der Amerikaner Harrison schien in der Darstellung des Lichtes die Schranken überschritten zu haben, welche die chemischen Farben der Malerei setzen; und ebenso erreichte der Schwede Andreas Zorn Lichttöne, bei denen man mehr an die physischen Farben des Spektrums erinnert wird. Sein Landesgenosse Liljefors wurde hervorragend in Naturstimmungen von unmittelbarer Wirkung und in Thierszenen; und in Dänemark erstand in Kröyer ein großer Meister sowohl in der Charakteristik wie im Lichtproblem. In Deutschland begründete Fritz von Uhde einen neuen, auf evangelische Einfachheit und Innigkeit der Empfindung ausgehenden Stil der religiösen Malerei, abgewendet von der traditionellen Behandlung. Lenbach bleibt der unbestrittenste Meister im Bildniß, in Italien ersteht in Corelli ein ebenso bedeutender Kolorist wie Stimmungsmaler und in Segantini ein Landschafter, welcher durch höchste naturalistische Kraft Triumphe feiert.

Das in knappen Umrissen gezeichnete Bild der Entfaltung der Malerei würde eine Lücke enthalten, wollten wir nicht die überraschenden Fortschritte verzeichnen, welche die Panoramen-

malerei aufzuweisen hatte. Zugleich ist von hohem Interesse die Erweckung der Radirung zu neuem Leben; vorzugsweise wird sie zum Ausdrucksmittel für innere Vorstellungen, Eingebungen, Phantasien und Stimmungsbilder. In Summa weist die Malerei zwischen 1872—1896 eine ungeahnte Blüthe, ein Erwachen der Geister und innere Einkehr in ihr eigenstes Wesen auf.

Die Plastik.

Das goldene Zeitalter schien mit dem Anfang der siebziger Jahre für die deutschen Bildhauer angebrochen zu sein. Jeder Ort, groß oder klein, fühlte das Bedürfniß, das Gedächtniß der im deutsch-französischen Kriege gefallenen Söhne in einem Kriegerdenkmal wach zu erhalten und der Stadt damit zugleich eine monumentale Zierde zu verschaffen. Für die Reichshauptstadt wurde das Siegesdenkmal auf dem Königsplatz, für das Rheinland das Niederwalddenkmal in Aussicht genommen. Ersteres nach dem Entwurf des Bauraths Strack in Form einer mit Kanonen bespickten Säule, auf welcher die von Drake modellirte Viktoria ihren Platz fand, hat sich bekanntlich so geringer Werthschätzung zu erfreuen gehabt, daß sein aus Künstlerkreisen hervorgegangener Spitzname „Siegesschornstein" in das Volk überging.

So wurde denn frohgemuth an allerlei Kriegerdenkmälern in obligaten Obelisken- und Säulenformen mit eisernen Kreuzen, Trophäen, Adlern und Löwen gearbeitet, bis das Jahr 1888 eine Fülle neuer Aufgaben stellte. Kaiser Wilhelm starb, und die erste Aufgabe seines Sohnes, seines Enkels und des deutschen Volkes bestand in der Errichtung eines Nationaldenkmals für den Begründer des neuen Deutschen Reiches. Dem Beispiel zu folgen, hielten jede Provinz des preußischen Staates, jeder einzelne deutsche Bundesstaat — mit Ausnahme von Reuß-Greiz —, ferner jede Stadt und jedes Städtchen für eine Ehrenpflicht. Wettbewerb folgte nun auf Wettbewerb.

Es fragte sich nun, welche Kräfte waren für diese Aufgaben vorhanden? In Berlin stand die alte Rauchschule der jüngeren Begasschule gegenüber. Man kann den Gegensatz der beiden Gruppen nicht, wie es so oft geschieht, einfach damit kennzeichnen, daß man sagt, die Rauchschule wurzele auf dem Boden der Antike und die andere nicht, denn in der aufrichtigen Bewunderung der Antike steht Reinhold Begas sicherlich hinter keinem seiner Kollegen zurück. Der Unterschied zwischen den beiden Schulen liegt in der größeren Gemessenheit des Ausdrucks und der Bewegtheit, an der die Rauch-Anhänger festhalten, und in dem gesteigerten Lebensgefühl

sowie in dem Zug zum Malerischen, die durch die Werke von Begas und seiner Anhänger gehen. Die Jüngeren sprechen von der „erstarrten" Rauchschule. Das Reiterstandbild Friedrich Wilhelm III. in dem Lustgarten von Albert Wolff konnte dabei mit Recht als abschreckendes Beispiel ins Feld geführt werden; andererseits verdanken wir Klassizisten, wie Siemering und Herter, hervorragende Monumentalwerke. Zwischen beiden Gruppen steht Schaper, der Bildner des herrlichen Goethe-Denkmals, und zu hohem Ansehen hat sich in neuester Zeit eine Gruppe von Bildhauern durch den in ihren Werken zu Tage tretenden edlen und strengen Naturalismus durchgerungen; ihr sind Brütt, Manzel und Maison zuzurechnen. In Wien wies der jüngst verstorbene Victor Tilgner verwandtschaftliche Züge mit Begas auf und hatte in Zumbusch und Kundmann die hervorragendsten Genossen. Auch in der französischen Bildhauerkunst, die weniger Gelegenheit zur Bethätigung im Monumentalen als in der großen Dekoration gefunden, ist der Gegensatz zwischen den Akademikern und den Naturalisten zu Tage getreten; Führer der letzteren war Carpeaux.

Der Ausgang des Wettbewerbes um das National-Denkmal für Kaiser Wilhelm I. ist bekannt. Es sind erste und zweite Preise zuerkannt, auch ein engerer Wettbewerb veranstaltet worden, bei welchem allen daran betheiligten vier Künstlern die Geldpreise vom Kaiser zugesandt wurden, und den Auftrag hat Reinhold Begas erhalten.

Die Vorgänge in der Plastik zeichnen sich in Deutschland in den Denkmalsenthüllungen ab. Es erstanden die Reiterstandbilder der Könige Friedrich Wilhelm III. von Albert Wolff und Friedrich Wilhelm IV. von Calandrelli, das Herrmannsdenkmal im Teutoburger Walde von Bandel, das Niederwalddenkmal von Schilling, die Goethe-Statue von Schaper, die Lessing-Statue von O. Lessing, das Siegesdenkmal in Leipzig von Siemering, das Kyffhäuser-Denkmal von Bruno Schmitz und Nicolaus Geiger, das Kaiser Friedrich-Reiterstandbild auf dem Schlachtfelde von Wörth von Baumbach, das Monument an der Porta Westfalica und ferner Kaiser Wilhelm-Denkmäler an allen Orten.

Ein Seitenblick muß hierbei auf die Architektur geworfen werden, aber nur insofern, als die bildenden Künste an den großen Monumentalbauten Antheil haben. Das Hauptereigniß in den letzten 25 Jahren war der Bau des neuen Reichstagsgebäudes von Wallot. Dieser setzte auch eine Reihe von Bildhauern in Thätigkeit; so hat daran Reinh. Begas die Germaniagruppe über dem Giebel und Maison die Reiterfiguren an der Ostseite geschaffen. Auch die Bauwerke der Börse und

Reichsbank, des Museums für Völkerkunde, der Umbau des Zeughauses und viele andere Monumentalbauten, in Leipzig der des Reichsgerichts sowie der endlich nach zweifachen Konkurrenzen im Laufe von vier Jahrzehnten zur Ausführung gelangende Bau des Berliner Doms konnten nicht ohne Betheiligung der Plastik und des Kunstgewerbes ausgeführt werden und auch nicht ohne Einfluß auf deren Entwickelung bleiben.

Das Kunstgewerbe.

Ein ungeahnter Aufschwung des deutschen Kunstgewerbes fällt in dieses letzte Vierteljahrhundert. Das Verdikt des deutschen Reichs-Kommissars Geh. Rath Professor Reuleaux über die deutsche Industrie auf der Ausstellung in Philadelphia 1876, sein Schlagwort: „billig und schlecht!" wirkte als Weckruf. Man sah bald ein, daß es müßig sei, in dem Gefühl der Beschämung und des Verdrusses zu verharren, klüglich erkannte man, daß damit die Wahrheit gesprochen und diese zu fruchtbarer That führen müsse. Die Wiederbelebung des deutschen Kunstgewerbes und der mächtige Aufschwung unseres Exports, der Deutschland bereits zu der höchsten Exportziffer hinter England verholfen, beginnen mit dem unerschrockenen Bekenntniß unseres Reuleaux.

Wie aber sollte die Wiedererweckung geschehen? Die alten Verbindungsfäden waren seit dem dreißigjährigen Kriege abgerissen. Da besann man sich auf die einstige Blüthe des deutschen Kunstgewerbes bis zur Reformationsepoche. Eine Reihe von Kunstfreunden, Kunstgelehrten und Industriellen, unter welchen die Führung Reuleaux und Julius Lessing übernahmen, beschäftigten sich mit der Frage, und das Ergebniß war: „Anknüpfung an die Renaissance".

Das Wort wurde mit rastlosem Eifer in die That umgesetzt. Vornehmlich legte man den Hebel an dem Möbel an, es entstand so das schwere massive Hausgeräth mit reicher Holzschnitzerei; die alten Muster kramte man hervor, das Büffet alias der Kredenztisch erfreute sich vorzugsweise der liebevollen Pflege. Ein volles Jahrzehnt ist man dabei in rechtschaffener Arbeit geblieben. Aber es war doch alles nur Nachahmung! Der hohe schöpferische Geist, der unseren Vorfahren in früheren Jahrhunderten originale Eingebungen eingehaucht, er blieb aus. Man hatte gehofft, er werde sich so nach und nach bei der Arbeit einstellen, wie der Appetit beim Essen, — das war nun eine Täuschung gewesen. Warum also immer an der Renaissance kleben bleiben? so fragte man sich. Und da unsere Wohnräume mit dem braunen Möbelton in Einklang gesetzt worden waren, — der Deutsche nennt das Harmonie, und

über die geht ihm nichts — besonders nicht der deutschen Hausfrau —, so bemerkte man spöttisch, daß unsere Einrichtungen so aussähen, wie Pappe und Chokolade. Die Fachleute aber hatten die Erfahrung gemacht, daß die Schwere der massiven Möbel im Gegensatz zu der leichteren französischen und italienischen Form ihrer Exportfähigkeit Abbruch thue.

Ein neuer Wandel vollzog sich, — die Welt liebt einmal die Veränderung, — man machte nun auch in dem gefälligen Rokoko, auch ein wenig im Empire- und Louis seize-Stil. Auch hierfür haben unsere Führer im Kunstgewerbe Vorbildliches in genügendem Maße hervorgesucht. Der kunstgewerbliche Eifer fand auch auf alle anderen Industriezweige Ausdehnung, auf die Kunstschlosserei, Eisenschmiedearbeit, Bronzefabrikation, die Glasindustrie und die Glasmalerei, die Majolika, die Kunstweberei, die Tapisseriearbeit u. a. m. Wahrlich, an Eifer haben wir es nicht fehlen lassen, nur die Originalität, der schöpferische Zug will uns noch immer nicht kommen.

Am meisten macht uns das Ornament Kopfzerbrechen. Mit Mühe und Fleiß haben wir uns in den reichen Ornamentenschatz, nicht allein der Renaissance, sondern in alle anderen nationalen Verzierungsstile, vertieft, so sehr vertieft, daß wir den Weg daraus nicht mehr zurückfinden; wir haben ihn uns so sehr zum Eigenthum gemacht, daß uns nichts Neues dabei einfallen will. Einige Hoffnung, daß wir das Erlernte vergessen und etwas Neues darin erfinden könnten, geben uns noch die Bestrebungen des Professor Meurer, die dahin gehen, aus der Struktur und der Naturform der Pflanze neue Ornamentformen zu gewinnen.

Als Stützpunkte für alle kunstgewerblichen Bestrebungen haben in Berlin das Kunstgewerbe-Museum und der „Verein für deutsches Kunstgewerbe" gedient. Von München her ist uns seit 1896 mancher Impuls gekommen, und die kunstgewerblichen Ausstellungen in diesen beiden deutschen Kunstcentren haben in nicht geringem Maße Einfluß auf unsere Fortschritte geübt.

Das Berliner Kunstleben.

Der so reichen und bewegten Kunstentwickelung, wie sie hier in den Hauptzügen gezeichnet wurde, entsprach das gesteigerte Interesse des Publikums an den Schaustellungen der Werke. Früher hatte die akademische Kunstausstellung nur alle zwei Jahre stattgefunden, im achten Jahrzehnt wurde daraus eine Jahresausstellung. Dreimal haben wir internationale Kunst-Ausstellungen veranstaltet: 1886, 1891 und 1896. Eine kleinere permanente Ausstellung veranstaltete in den siebziger Jahren

Sachses Salon, zuerst in der Jägerstraße, sodann in dem Neubau in der Taubenstraße, die später von Philipp Meyer übernommen wurde. In den achtziger Jahren errichtete der verstorbene Hofkunsthändler Fritz Gurlitt in der Behrenstraße einen Salon und erwarb sich ein bedeutendes Verdienst damit, die Kunstfreunde mit den Werken der modernen Kunst, besonders mit den fremdländischen, vertraut zu machen. Bald darauf eröffnete dann Ed. Schulte unter den Linden seinen Salon, und seinem regen Eifer ist es zu verdanken, daß derselbe zum Sammelpunkt der kunstliebenden Berliner Gesellschaft geworden ist.

Aber je schroffer der Gegensatz der Modernen zu den Alten sich ausbildete, umsomehr übertrug sich derselbe auch auf den geselligen Verkehr der Künstler. Die alte gemüthliche Gemeinschaft ging in die Brüche, und es entstanden in den Kunststädten Sezessionen und freie Vereinigungen von Künstlern, die sich im Streben einander verwandt fühlten.

Auch für unsere Kunstsammlungen sind die letzten 25 Jahre reich an Ereignissen gewesen. Im Jahre 1875 wurde die National-Galerie eröffnet, dann fand der Umbau des Zeughauses statt und gab die Veranlassung zu reicher Ausschmückung durch Wandgemälde, an welcher Geselschap mit Monumental-Kompositionen in der Herrscherhalle hervorragenden Antheil gewann. Dann wurde der Umbau der königlichen Gemäldegalerie im Alten Museum ausgeführt und zugleich eine Sichtung und Umstellung der Bilderschätze unternommen. Es folgte die Eröffnung des Kunstgewerbe-Museums in der Prinz Albrechtstraße, später trat auch das Museum für Völkerkunde in die Reihe unserer Kunstsammlungen. Von großer Bedeutung für unsere Alterthums-Sammlungen wurden die Funde bei den Ausgrabungen in Olympia, der Gewinn des Altars von Pergamon durch Karl Humann und zuletzt Schliemanns Schenkung seiner Trojanischen Ausgrabungen.

Nicht lückenfrei und nur in großen Umrissen gezeichnet, drängt diese Uebersicht über unser Kunstleben doch Jedem die Ueberzeugung auf, daß in den verflossenen fündundzwanzig Jahren eine reiche Saat ausgestreut worden und daß auch schon manche Frucht herangereift ist.





Der Einfluß Deutschlands auf England.

Von

Otto Brandes-London.

Am 10. Januar 1871 schreibt der zum Besuch bei seinen Kindern in London weilende Freiligrath an seinen Freund Elze: „John Bull in seiner Sympathie für Frankreich ist augenblicklich nicht eben erbaulich anzusehen. Es ist nicht zu sagen, welchen Blödsinn man pariren muß. Gottlob, daß der Friede endlich dämmert!" Der Ausgang des Krieges war für England eine Enttäuschung. So lange die Engländer die Rolle des Beobachters spielten — und sie spielten sie nicht lange —, versagten sie Deutschland nicht ihre Sympathien und entrüsteten sich auch wohl ob des Deutschland aufgedrungenen Krieges. Als es sich aber darum handelte, die Rechnung zwischen Frankreich und Deutschland zu ordnen, da empörte sich der englische Krämergeist. Namentlich schlug ihnen der an Frankreich geübte Aderlaß von fünf Milliarden auf die Nerven. Bedeutete ihnen doch das die Einschränkung des französischen Konsums in England und wohl gar die Abänderung des Handelsvertrages mit Frankreich. Die natürlichste und selbstverständlichste Sache, die Entsendung eines Abgesandten, welcher den der englischen Königsfamilie so nahe stehenden Kaiser Wilhelm zu seinen beispiellosen Erfolgen beglückwünschen sollte, wurde der Königin von der Volksvertretung versagt. Die Sympathien für Frankreich sind in England wohl nicht ganz dieselben geblieben, wohl aber ist es die Abneigung gegen Deutschland. Unter solchen Verhält-

wissen ist es begreiflich, daß der Einfluß Deutschlands auf England ein nicht eben wirksamer gewesen ist, und daß, wenn auch unser verehrter Vetter gewissen Einflüssen nicht widerstehen konnte, die sich mächtig ihm von selbst aufdrängten, er doch alles gethan hat, diese mehr formaliter als dem innersten Wesen nach auf sich wirken zu lassen.

Wir wollen es nicht verschweigen, daß nach der Kommune in Frankreich die konservativen Elemente auf das staatserhaltende Deutschland, als auf einen sicheren Eckstein von Sitte und Recht, blickten. Ja, wir haben im Jahre 1872 beim Beginn unseres Kulturkampfes sogar einen englischen Sympathieausbruch zu konstatiren, den wir aber doch mindestens ebenso sehr als einen inneren Protest gegen die zahlreichen Uebertritte aus dem hohen Adel des protestantischen Englands zur katholischen Kirche wie als Ausdruck inniger Gedankengemeinschaft und des Abscheues gegen die Anmaßungen der Kurie auffassen müssen. Das Jahr 1875 schlug dem Faß wieder den Boden aus. Der Krieg-in-Sicht-Artikel der „Post" erregte in England einen Schrei der Entrüstung. Fürchtete man doch, daß Deutschland über Frankreich herfallen und ihm abermals einen finanziellen Aderlaß appliziren möchte. Die kategorische Ablehnung der englischen Vermittelungsanerbietungen seitens unseres leitenden Politikers rief erst recht eine Wucherung der englischen Antipathien gegen Deutschland hervor. Und so ist es geblieben.

Zwei grundlegende politische Ereignisse sind es gewesen, in welchen Deutschland dennoch auf die Geschichte Englands in den letzten 25 Jahren einen entschiedenen Einfluß ausgeübt hat.

Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der orientalischen Wirren in den siebziger Jahren liest, der wird mit Bewunderung anerkennen müssen, wie der große Diplomat Deutschlands mit unermüdlicher Konsequenz und seltenem Geschick es bewirkte, daß England von einem Kriege gegen Rußland, dessen Folgen nicht abzusehen waren, zurückgehalten wurde. Noch ehe es zur Beschickung des Kongresses kam, hatte „der ehrliche Makler" alle Hände voll zu thun, die Unebenheiten auszugleichen, welche zwischen England und Rußland bestanden. Er war es, welcher die Forderungen der moskowitischen Kriegspartei durch die Vermittelung des friedlichen Schuwalow, dessen Wege zwischen London und Petersburg stets über Friedrichsruh führten, auf das richtige Maß zurückzuführen suchte. Daß die deutsche Politik damals über den geheimen Vertrag hinsichtlich Cyperns dicht hielt, und von diesem Erwerb Englands weder gegen Frankreich noch Italien etwas verlautbarte, hat jedenfalls England die ungestörte Besitzergreifung dieser neuen Mittelmeerstation ermöglicht. Wer

weiß, welchen anderen Lauf die Weltgeschichte genommen, wenn Deutschland nicht des Rades Speiche „England" ergriffen und ihm, wenn auch zuweilen widerwillig angenommen, nützliche Dienste geleistet hätte. Es ist kaum anzunehmen, daß England diesen segensreichen Einfluß Deutschlands auf die englische Politik in Abrede stellen wird.

Das andere Mal hat sich der Einfluß Deutschlands auf England in der egyptischen Frage fühlbar gemacht. Wäre Deutschland nicht gewesen, so säße England heute nicht in Egypten. Es ist hier nicht der Ort, auf die egyptische Frage von ihrer in dem westmächtlichen Bunde Gambettas wurzelnden Entstehung bis zur definitiven Besitzergreifung durch England näher einzugehen. Es möge genügen, festzustellen, daß Deutschland, als es sah, daß die Pforte nicht selbst die Intervention in Egypten übernehmen wollte, sich entschieden auf die Seite Englands stellte und Frankreich wie Italien von einer Mitbesetzung Egyptens abhielt. Die Bedenken dieser beiden Mächte, ob England sich nicht im Pharaonen-Lande festsetzen würde, wußte der Fürst Bismarck durch die Versicherung zu beschwichtigen: „England hat sein Wort gegeben, aus Egypten wieder heraus zu gehen, und wir haben keinen Anlaß, dieses Wort in Zweifel zu ziehen." Man wird gestehen müssen, daß mit der Okkupation Egyptens durch die Engländer mit Hilfe Deutschlands ein neues Blatt in die Geschichte Großbritanniens eingelegt worden, das bereits voll von denkwürdigen Ereignissen und Daten, und das noch lange nicht zu Ende beschrieben ist. In den beiden angeführten Fällen hat sich der Einfluß Deutschlands als ein wohlwollender für England erwiesen. Und wenn man heute die Sache so darstellen will, als ob Deutschland dadurch, daß es England veranlaßte, Egypten zu besetzen, sich selber damit den größten Dienst geleistet, indem es einen ständigen Zankapfel zwischen Frankreich und England geschaffen hat, so sei dieser Ansicht die dem Schreiber neulich gewordene Aeußerung eines hohen englischen Offiziers gegenübergestellt, der unumwunden erklärte: „Es ist Thorheit, daran zu denken, daß England, nach allem, was sich ereignet hat, aus Egypten herausgehen wird. Daß wir aber dort sitzen, das danken wir ausschließlich Deutschland."

Für diese Dienste, die Deutschland England in den letzten 25 Jahren erwiesen, für diesen glücklichen Einfluß, den wir auf seine Geschichte ausgeübt haben, hätten wir erwarten dürfen, daß sich John Bull uns auf einem anderen Gebiete entgegenkommender zeigen würde. Wir meinen auf dem Gebiete der Kolonialpolitik. Unser berechtigter Wunsch nach kolonialem Besitz hat in England nur den Einfluß gehabt, eine größere Thätigkeit in „land-grabbing" — das

Wort ist nicht von uns erfunden — hervorzurufen und alle unsere kolonialen Unternehmungen nach Kräften zu kreuzen. In Neu-Guinea, in Samoa, in West- und Ostafrika, überall sind wir auf ein Uebelwollen, ja auf eine Hinterhaltigkeit gestoßen, welche unsere Sympathien für England, auch in den der deutschen Kolonialpolitik nicht gewogenen Kreisen, merklich erkaltet hat. Doch es ist hier nicht der Ort, über Sympathien und Antipathien zu reden. Wir haben es hier mit konkreten Einflüssen auf die Kolonialpolitik Englands zu thun. „Imperium et libertas" heißt seit Beaconsfield der Wahlspruch Englands, wobei das Wort „libertas" freilich einen anderen Sinn hat als den üblichen. Wer dem Imperium Englands in die Quere kommt, der gilt als Feind. Das haben wir verschiedene Male an uns erlebt und erst jüngst noch nach der Kaiser-Depesche an Präsident Krüger, dem man die Freundschaft mit seinen deutschen Stammesbrüdern verdenkt, nachdem sein Vaterland die niederträchtigste, wenn auch wohlgerächte Vergewaltigung von England erfahren hat. Fürchtet man doch im englischen Kolonialamt das Vorwiegen des deutschen Einflusses in Ost- und Südafrika.

Die durch unsere Kolonialpolitik in England hervorgerufene, noch immer im Steigen begriffene Reaktion auf diese hat denn auch natürlich auf das Tempo in der Vermehrung der Flotte in England ihren Einfluß ausgeübt, wenn wir uns auch darüber klar sind, daß hierzu das russisch-französische Bündniß in erster Linie der Anlaß war.

Ganz besonders aber hat sich der Einfluß Deutschlands auf die Umgestaltung des englischen Heeres geltend gemacht. Die gewaltigen Erfolge, welche die deutschen Truppen im Jahre 1870/71 erfochten, sie mußten auch in England zum Nachdenken über die Verfassung der Armee anregen. Nach dem Jahre 1866 sagte man sich hier, die Siege habe der deutsche Schulmeister erworben, und dabei blieb es. Man wagte um so weniger, an der Armee als solcher zu rühren, als die Offizierstellen durch Kauf in den Händen des hohen Adels waren. Das Jahr 1870/71 belehrte England, daß die Siege der deutschen Truppen im Wesentlichen der glänzenden Gesammt- wie D e t a i l führung, der trefflichen Organisation zuzuschreiben waren. Von den Franzosen nahmen die Briten die Lehre, daß ein modernes Gewehr einen wichtigen Faktor in der Kriegsführung bildet, und so erstreckte sich denn die Reorganisation der englischen Armee auf die Aufhebung des Offizierstellenverkaufs, auf die Bildung der Miliz, welche die Reserve des stehenden Heeres bildet, wie auf die Einführung eines neuen Gewehres. Im Jahre 1879 erschienen die „Army and Regulation Acts", durch die die Neuregelung des Heeres-

wesens festgelegt wurde. Inzwischen sind wir schon ein ganz Theil weiter gekommen. Aus dem Munde Lord Salisburys wie des Oberstkommandirenden Lord Wolseley ist bereits das Wort „Allgemeine Dienstpflicht“ gefallen, und im Kriegsministerium trägt man sich mit dem Gedanken der Vermehrung der Infanterie und der Artillerie.

Flotte und Armee sind jedoch für England das Rückgrat des englischen überseeischen Handels und seiner Industrie. Auf diese aber hat die Fabrikation in Deutschland einen entscheidenden Einfluß ausgeübt, der sich zu gewissen Zeiten als Panik dokumentirte. Der erste klatschende Peitschenhieb kam, als aus dem Wettbewerb um die Lieferung von Säbeln für die englische Armee die Remscheider Klingen siegreich hervorgingen. Das war im Jahre 1885. Doch dabei blieb es nicht. Ganze Fabrikationsgebiete, wie die Anilinfarbenfertigung, entrangen wir den Engländern. Von Seiten der englischen Konsularbeamten liefen allerhand Warnungen ein, England möge sich vor der deutschen Konkurrenz im Exportgeschäft in Acht nehmen; man wies auf die in rasender Schnelle erfolgte Wandlung Deutschlands aus einem Ackerbaustaat in einen Industriestaat hin. Plötzlich sah man sich im Inlande selber von Waaren aus Deutschland überschwemmt, deren Anfertigung man bis dahin als Monopol Englands betrachtet hatte. Um dem Ansturm zu wehren, verfiel man auf die Einführung der Warnmarke „Made in Germany.“ Auch das half nichts; im Gegentheil, es machte die Konsumenten nur darauf aufmerksam, wo sie, wenn nicht bessere, doch mindestens ebenso gute und billigere Waare erhalten konnten. Der Grimm Englands gegen Deutschland wuchs. Man tröstete sich damit, daß die sozialistischen Arbeiter in Deutschland nicht lange mehr für „Schleuderlöhne“ arbeiten würden, aber der ersehnte Tag kam nicht. Da entsandte man Kommissionen zur Prüfung der Ursachen dieses merkwürdigen Zustandes, und man mußte entdecken, daß die deutschen Arbeiter mindestens so gut bezahlt waren wie die englischen, und daß wenigstens bezüglich der so ernst konkurrirenden Eisen- und Stahlfabrikation der Grund für die Superiorität Deutschlands in den besseren Fabrikationsmethoden und in der größeren technischen Ausbildung der Arbeiter lag. Auch dem englischen Freihandelssystem gab man die Schuld, und nun ertönte neben dem Ruf nach besserer technischer Erziehung der Arbeiter aus Herrn Chamberlains Munde der Ruf nach einem Zollverein unter den Kolonien gegen die fremden Mächte und in erster Linie gegen Deutschland. Man braucht das bekannte Buch „Made in Germany“ nicht für baare Münze und als absolut sichere Unterlage für die Beurtheilung

der Industrie in England anzunehmen, um diesen Ruf nach Schutzzöllen dennoch zu verstehen.

Die Forderung eines besseren technischen Unterrichts mag ja ganz berechtigt sein, aber er wird wenig nützen, so lange der Volksunterricht — in London und den großen Städten ausgenommen — nicht ein größeres Quantum an Vorbildung gewährt. Vielfach haben sich wohl in den letzten 25 Jahren deutsche Einflüsse auf die Organisation der englischen Schulen geltend gemacht. So ist das Kindergartensystem, dem Namen und der Sache nach, ausschließlich auf deutsche Einflüsse zurückzuführen. Es sei aber hier unterschrieben, was ein genauer Kenner der englischen Verhältnisse uns gegenüber neulich äußerte: „Die englische Erziehung führt, wie sehr sie auch äußerlich der deutschen nachgeahmt werden mag, nicht zu den sittlichen Resultaten wie diese." Trunksucht, Wetten, und wie die englischen nationalen Laster heißen mögen, haben infolge der modernen Erziehung nicht abgenommen. Einer Umgestaltung sieht der sekundäre Unterricht nach der technischen Seite der Ausbildung auf deutscher Grundlage entgegen. Auch macht sich für England das Bedürfniß nach einer unterrichtenden Universität, wie wir sie in Deutschland haben, geltend.

Der literarische Einfluß Deutschlands auf England ist in dem letzten Vierteljahrhundert kein nennenswerther gewesen. Selbst die Anstrengungen eines Carlyle sind in dieser Hinsicht ohne Wirkung geblieben. Frankreich ist vielmehr den schreibenden Engländern das ihnen nachahmenswerth dünkende Vorbild geworden.

Ebenso ist die bildende Kunst von deutschen Einflüssen unberührt geblieben. Wohl aber hat die deutsche Musik, wie sie in Wagner zum Ausdruck gekommen ist, ganz England in Banden geschlagen, und wir sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß es sich hier nicht mehr um eine bloße Modesache handelt, welche es chic ist mitzumachen, sondern um ein aufrichtiges Bemühen, in den Geist dieser Musik einzudringen und sie sich anzueignen. Ob sich auf dem Boden dieser musikalischen Grammatik eine nationale Musik entwickeln wird, bleibt abzuwarten.

So ist denn, immerhin trotz aller Abneigung Englands gegen Deutschland, eine Menge deutscher Saat hier in England ausgestreut worden. Wir sahen sie auch wohl in die Aehren schießen, aber noch keine Früchte tragen. Und doch erst an den Früchten läßt sich erkennen, ob sie den deutschen Erdgeschmack behalten haben.

In wissenschaftlicher Beziehung war der Einfluß Deutschlands auf England nicht unbedeutend. Fast alle großen

Gelehrten Englands haben zu den Füßen deutscher Professoren gesessen, und in medizinischen Kreisen findet man durchweg eine Bekanntschaft mit den deutschen Standard-Werken der Heilkunde. Helmholtz war der Inhaber der vielbegehrten Copley-Medaille, Virchows Name wird in Verehrung genannt; derjenige Werner Siemens' ist mit allem verknüpft, was zur Elektrizität in Verbindung steht, und die hiesige Zweiganstalt der Firma steht im größten Ansehen. Max Müller endlich, der Sohn des Dichters der Griechenlieder, sucht deutscher Gründlichkeit und deutscher Methode von seinem Oxforder Lehrstuhle in England Geltung zu verschaffen.





Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich.

Von

Theodor Wolff=Paris.

Im Jahre 1832 schrieb in der „Revue des deux Mondes“ der Philosoph und Historiker Edgar Quinet: „Deutschland stellen wir uns noch immer vor, wie es uns Frau von Staël geschildert hat: als ein Land der Extase, immerwährenden Träumens, eine Wissenschaft, die unaufhörlich sucht, ein Rausch von Theorien; der ganze Volksgeist in die Idee des Unendlichen versenkt; in der Jugend eine romanhafte Sympathie, eine allen Einflüssen zugängliche Begeisterung; dann die Hinneigung zum Pietismus, die Gleichgiltigkeit in der Politik, die Zufriedenheit eines mythischen Wohlstandes, patriarchalisches Dasein, geräuschlos verlaufende Lebensschicksale.“

Dieser Vorstellung, welche die Franzosen von 1830 sich vom deutschen Volk, seinem Charakter und seinen Neigungen gemacht hatten, widerspricht Quinet. Aber sein Widerspruch verhinderte nicht, daß noch eine ganze Weile diese Ideen die allein giltigen blieben. Bis nach 1840 galt der Deutsche als ein Träumer, als ein dem Mystischen zuneigender Romantiker, als ein Philosoph und darum als ein unpraktischer Kopf. Aber dann erklang Nikolaus Beckers Rheinlied von Deutschland herüber, und auf das „Sie sollen ihn nicht haben“ antwortete Musset mit seinem „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand“. Nach 1859 gar, nach Magenta und Solferino, begannen in Frankreich Viele zu begreifen, daß der Deutsche jener mystische Träumer nicht mehr sei. Und dann kam der deutsche Einheitskampf, kam Sadowa, kam Bismarck, kam das Jahr 1870.

Man konnte nicht mehr zweifeln, daß wir praktische Leute geworden seien.

Aber neben Denjenigen, welche sich den Deutschen als den blonden schwärmerischen Jüngling vorstellten, den Schwind und Overbeck gemalt, und dem Eichendorff so schöne Lieder gedichtet, neben diesen Romantikern und Mystikern, die von unserer Romantik und Mystik sich angezogen fühlten, hatte Deutschland noch anderer Freunde in Frankreich sich rühmen können. Die französischen Gelehrten, von denen viele Heidelberg und Jena kannten, schwärmten von der Organisation und dem Geist unserer Universitäten. Die Viktor Cousin, die Michelet, die Taine, die Renan waren vertraut mit den Schätzen der deutschen Bildung, beeinflußt von dieser deutschen Bildung. Man lese Renan, man lese Michelet, und man wird auf vielen hundert Seiten den Einfluß deutschen Geistes verspüren.

Es kam noch etwas Anderes hinzu, und etwas, das, wie ich glaube, von außerordentlicher Wichtigkeit für diese geistigen Wechselbeziehungen zwischen Frankreich und Deutschland war. Sehr viele unter den französischen Gelehrten waren Protestanten; andere, die zur katholischen Religion gehörten, empfanden protestantisch; die meisten waren dem in Frankreich allezeit mächtigen Jesuitenthum entschieden abgeneigt. Alle diese Gelehrten fühlten sich dem protestantischen Deutschland verwandt. Michelet fand niemals höhere Töne der Begeisterung als dort, wo er im achten Bande seiner Geschichte Frankreichs die deutsche Reformation preist. Und Renan erklärte, bei Sadowa hätten „die deutsche Wissenschaft, die deutsche Tüchtigkeit, der deutsche Prosteſtantismus und die deutsche Philosophie" gesiegt.

Zwei sehr verschiedene Klassen von Bewunderern also hatte Deutschland vor dem Kriege in Frankreich: die mystischen Seelen und die romantischen Naturen beteten mit Novalis zu Maria und mit Tieck zu Sancta Genoveva; von Goethe acceptirten sie den Werther. Die Gelehrten aber rühmten grade die Klarheit und Gründlichkeit der deutschen Bildung.

Das alles hörte — wenigstens scheinbar — auf mit dem Augenblick, als Frankreich sich von Deutschland besiegt sah. Nun wurden wir die „Barbaren" und „Sauerkrautfresser". Der blinde Haß konnte selbst einen Renan nun zu ungerechten, harten Urtheilen verführen. Einige aufgeklärte Männer fuhren im Stillen fort, die deutsche Wissenschaft zu lieben. Offen wagte sich die Anerkennung lange Zeit nicht hervor. Dort, wo sie sich gleichwohl zu äußern wagte — in einer kleinen Schrift von Gabriel Monod, die gleich nach dem Kriege erschien, und in dem Buche des Abbé Didon —, verhallte sie ungehört. Auf den Schlachtfeldern des Krieges durch „List

und Gewalt" besiegt, wollte Frankreich mit dem Gedanken sich trösten, daß es auf den Schlachtfeldern des Geistes unbesiegbar sei. Es gab eine Armee, welche die französische Armee geschlagen hatte, aber es gab keine Kultur, welche an die französische heranreichte. Die französische Wissenschaft, die französische Kunst, die französische Literatur waren die erste Wissenschaft, die erste Kunst und die erste Literatur der Welt. Zärtlich, ängstlich fast überwachte man seine Berühmtheiten, päppelte man Größen zweiten und dritten Ranges zu Helden auf. Die Folge war, daß jenes glatte, formgewandte, aber oberflächliche und unendlich dünkelhafte homme de lettres-thum heranwuchs, das heute mit so großer Selbstgefälligkeit und so kleinem Können auf dem Markte Frankreichs sich brüstet.

Unser deutscher Geistesschatz war vergessen, oder wenn er nicht vergessen war, so war man stillschweigend übereingekommen, nicht mehr von ihm zu sprechen. Wie die „Versunkene Glocke", von der Gerhart Hauptmanns Märchenspiel spricht, lag der vergessene Schatz tief unten auf dem Grunde des Sees.



Die geistvolle Judith Gauthier hat neulich einem meiner Freunde erzählt, daß sie in den Tagen der Belagerung, während draußen vor den Wällen von Paris die preußischen Kanonen donnerten, ihrem Vater, Théophile Gauthier, Richard Wagners Opern vorspielen mußte.

Das Genie, dem wir und dem die Franzosen es verdanken, daß man auch nach dem Kriege die „Versunkene Glocke" der deutschen Kunst in Frankreich wieder erklingen hörte, hieß Richard Wagner. Wie im Hause Théophile Gauthiers hatte man in vielen anderen französischen Häusern am Wagner-Kultus und am Kultus der deutschen Musik festgehalten. Lamoureux war der Erste, der es wagte, deutsche Musik wieder im öffentlichen Konzertsaal zu dirigiren. Unter dem Einfluß der Boulanger-Bewegung erhob sich noch einmal ein chauvinistischer Sturm gegen diese deutsche Kunst. — Bei der Lohengrin-Aufführung in der großen Oper kam es zu den bekannten Skandalen, dann, allmälig, kam der laute Chauvinismus — ich sage, der laute — in Verruf. Die Große Oper konnte die „Walküre", „Lohengrin", „Tannhäuser" spielen, Lamoureux konnte, im vorigen Winter, Wagners „Kaisermarsch" dirigiren.

Die Zahl der französischen Komponisten, welche sich wirklicher Erfolge rühmen können, ist heute ziemlich klein. Die Besten unter ihnen fanden es gut, bei Wagner in die Schule zu gehen. Das thaten Massenet und Alfred Bruneau.

Und man schwärmte für Wagner nicht nur in den Pariser Salons und in der Großen Oper, man ging auch nach Bayreuth. Man sah den Parsifal. Und im Vorbeifahren sah man — sahen wenigstens Einige — die kleinen Städte Süddeutschlands mit ihren alten Kirchen und stillen Straßen. Das wirkte höchst merkwürdig.

Es war damals — etwa im Jahre 1890 — in Frankreich der Anfang jener literarischen und künstlerischen „Reaktion" zu beobachten, welche sich gegen den harten, kalten und traumlosen Naturalismus richtete. 1892 gründete der „Sâr" Peladan den „Salon der Rosenkreutzer". Er führte eine Anzahl Maler zu einer Vereinigung zusammen, die sogenannten „Estheten". Sie malten Bilder, wie die alten Klostermaler sie gemalt hatten, Bilder mit frommen Rittern, blassen Jungfrauen, gothischen Hallen. Sie fühlten sich als Söhne Parsifals, und es sollte Parsifal-Musik in ihren Bildern sein. Der „Sâr" Peladan, ein großer Bewunderer Wagners, hatte durch seine Schriften diese mystische Malerei ermuthigt. Es lag hier der sonderbare Fall vor, daß die Musik durch das Medium eines Schriftstellers die Malerei beeinflußte. Peladan schrieb auch eine „Wagnerie Kaldéenne": „Les Fils des étoiles", die 1892 aufgeführt wurde.

Etwas früher, 1891, war Huysmans Roman „Là-bas" erschienen, auf dessen ersten Seiten gegenüber dem Zolaschen Naturalismus ein „naturalisme spiritualiste" gepredigt wurde. Die „révélation de ce naturalisme" hatte Durtal, der Held des Romans, vor dem Bilde eines alten deutschen Meisters, vor der „Kreuzigung" des Mathäus Grünwald, gehabt. Die „Jungen", deren Führer Huysmans war, sehnten sich nach Innigkeit, nach Zartheit, nach Träumen. Sie fanden das alles bei den alten deutschen Primitiven, in Köln, in Basel. Sie fanden es wieder bei Novalis und Tieck. Sie sehnten sich nach Phantastik und Romantik; und ihre Revuen sprachen von E. T. A. Hoffmann.

Diese mystisch-romantische Reaktion, die 1892 den Realismus bedrohte, ist bereits über ihren Höhepunkt hinaus. Sie äußert sich heute eigentlich nur noch in einigen verborgenen Zeitschriften. Sie ist schnell an der Talentlosigkeit ihrer Jünger und am Skeptizismus der Zeitgenossen gestorben. Im Grunde hat sie nur einigen Modeschriftstellern, wie Bourget, Vortheil gebracht, welche die „neue Note" aufnahmen und verwertheten. Und nur ein wirklich Gutes ist von ihr zurückgeblieben: die Direktion des Louvre hat die Bilder der deutschen Meister, welche bis dahin in der großen Galerie regellos zerstreut zwischen Italienern, Holländern, Engländern hingen, zu einem „deutschen Saal" vereinigt.

Weder Gerhart Hauptmanns „Weber", welche Antoine mit gewaltigem Erfolge im „Théâtre libre" aufführte, noch Sudermanns „Heimath", welche Sarah Bernhardt in der „Rénaissance" spielte, noch die Romane Sudermanns, Schnitzlers und der Ebner-Eschenbach, die in den letzten zwei Jahren in Pariser Revuen erschienen, konnten einen Einfluß auf das französische Geistesleben ausüben. Die „Weber" wurden stürmisch bejubelt; aber obgleich man den Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Realismus wohl erkannte — die Kunstart hatte man, annähernd ähnlich, im eigenen Hause auch. Man hatte Zolas „Germinal" gehabt, ehe man Hauptmanns „Weber" kennen lernte. Es fehlte der erotische Reiz.

Es war nicht gerade nackter Realismus, was man von uns wollte. Das „Hannele" kam dem Ideal, das man bei uns suchte, schon näher. Wie jedes Volk aus den Vorrathskammern und Fabriken der anderen Völker ganz bestimmte Verbrauchsartikel bezieht, die es selber nicht herstellen kann, aber auch nur solche Artikel, so entnimmt jede Nation aus den geistigen Vorrathskammern der anderen gern das, was ihr selber fehlt. Wir beziehen von den Franzosen die Eleganz; die Franzosen suchen bei uns einige Einfachheit, tiefe Musik, romantisches Träumen. Einem möchte ich in Paris Erfolge prophezeien: Böcklin. Und wenn Diejenigen, welche die deutsche Kunstabtheilung auf der großen Pariser Weltausstellung von 1900 einzurichten haben, ihre Sache nur einigermaßen verstehen, so stellen sie in den Mittelpunkt dieser Abtheilung einen Böcklin-Saal.

Aber man sieht — der deutsche Einfluß auf die französische Literatur und Kunst (wenn von einem wirklichen „Einfluß" überhaupt die Rede sein kann) bewegt sich in ganz ähnlicher Richtung wie vor siebzig Jahren. Das Naive, Träumerische und Tiefe im germanischen Geist zog wiederum an. Doch nicht minder auch die Klarheit, die Gründlichkeit, die Tüchtigkeit, welche die Michelet und Renan bewunderten.

Vom Gedankenaustausch der deutschen und französischen Wissenschaften zu sprechen, mag ich nicht unternehmen. Was die deutsche Wissenschaft der französischen, was die französische der deutschen verdankt, kann ich nicht sagen. Hier aber ist die Hauptsache schließlich das Faktum, daß ein Austausch und oft ein reger Verkehr stattgefunden hat, daß die Mehrzahl der französischen Gelehrten freidenkend genug war, die Wissenschaft über das nationale Vorurtheil zu stellen. Vielleicht der schönste Beweis dafür ist das Zusammenarbeiten des Dr. Roux und Behrings. Mit welcher Bewunderung, welcher Verehrung spricht Roux von seinem deutschen Fachgenossen! Drei deutsche Gelehrte, Koch, Leflehr und Behring, hat man

mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekorirt; viele andere hat man zu Mitgliedern gelehrter Körperschaften ernannt. Pasteur noch glaubte den Orden, den ihm Kaiser Wilhelm sandte, ablehnen zu sollen; Roux aber hat jüngst den Kronenorden angenommen mit dem bescheidenen Lächeln eines Mannes, der im Besitz eines Ordens gewiß nicht das höchste irdische Glück sieht, der aber keinen Grund hat, eine Artigkeit mit einer Unartigkeit zu vergelten.

Schon Ende der siebziger Jahre war man auch außerhalb der streng wissenschaftlichen Kreise der deutschen Philosophie wieder näher getreten. Der verstorbene Kammerpräsident Burdeau gab 1879 eine französische Schopenhauer-Ausgabe heraus, und die Beschäftigung mit Schopenhauer wurde — etwa zehn Jahre später — Mode in den literarischen Salons. Schopenhauer wurde dann von Nietzsche abgelöst, ohne daß man freilich geradezu von einer „Nietzsche-Mode" in Frankreich sprechen könnte.

Doch der Einfluß, welchen die Schopenhauer und Nietzsche auf einen immerhin beschränkten Kreis von Gelehrten, Literaten und „Schöngeistern" ausübten, bedeutete wenig gegenüber der Bewunderung, die noch immer, wie vor vierzig Jahren, die gebildeten Franzosen der Organisation und dem Geist unserer deutschen Universitäten zollten. In einem kürzlich veröffentlichten, aus Deutschland datirten Reisebericht erinnert der französische Historiker Gabriel Monod an die Zeiten vor dem Kriege: „Wie Michelet, wie Renan, wie Taine sah ich in Deutschland den vornehmsten Herd der Wissenschaft und der Philosophie, in seinen Universitäten die Erbinnen unserer alten französischen Universitäten und die Vorbilder unserer zukünftigen Universitäten." Und wie Monod dachten, noch nach dem Kriege, Andere.

Seit der großen Revolution besaß Frankreich nicht Universitäten in unserem Sinne. Das Wort „Universität" existirte nicht. Die Fakultäten waren gewissermaßen selbstständig, standen mit einander in keiner Berührung. Montpellier beispielsweise hatte eine einzige Fakultät, die Medizin. In Paris, wo alle vier Fakultäten bestanden, gingen sie neben einander her, ohne einigendes Band. Die Franzosen verglichen diesen Zustand der Dinge mit der Lage der Universitäten in Deutschland und waren einig darin, den „Universitäten" den Vorzug vor den „Fakultäten" zuzusprechen. Am 23. Mai 1890 erklärte der Minister des Unterrichts, Bourgeois, in der Kammer, daß „l'idée exprimée par ce vieux mot d'Universités est dans l'esprit de tous ceux qui ont travaillé ou assisté avec intérêd au merveilleux essor de notre enseignement supérieur." Fünf Jahre später brachte der Unterrichtsminister Poincaré

einen Gesetzentwurf ein, welcher die Zusammenziehung der Fakultäten in Universitäten aussprach, und der von der Kammer votirt wurde. Vor wenig Wochen hat man die neue Universität in Paris feierlich eingeweiht. . . .

Es wäre noch von allerlei zu sprechen, von allerlei Erscheinungen, welche von einem Einfluß des deutschen Geistes in Frankreich während dieser fünfundzwanzig Jahre zu erzählen scheinen. Ich habe nichts von Ed. Rod gesagt, der über Goethe geschrieben, ebenso, wie ich bei dem kurzen Rückblick auf die Zeit vor dem Kriege nichts vom Einfluß Goethes auf Benjamin Constant, nichts vom Einfluß Schillers auf Victor Hugo gesagt habe. Ich habe ebensowenig von der nach wie vor eifrigen Antheilnahme, welche die „Revue des deux mondes“ an deutscher Literatur nimmt, sprechen können. In einem Briefe des Baseler Privatdozenten Dr. Fritz Meißner, „Der Einfluß des deutschen Geistes auf die französische Literatur bis 1870“, findet man, soweit die Zeit bis zum Kriege in Frage kommt, hierüber alles Wissenswerthe.

Aber eine so knappe Skizze kann auch nur die markanteste Linie wiedergeben. Sie hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie die großen Züge, wenn sie das Bemerkenswertheste festgehalten hat.

Und das Bemerkenswertheste ist, um es noch einmal zu sagen: der prinzipielle Widerstand, den man in der ersten Zeit nach dem Kriege in Frankreich allem Deutschen entgegenstellte, ist allmälig immmer schwächer geworden. Die deutsche Musik und die deutsche Wissenschaft haben vollständig triumphirt, die deutsche Kunst und die deutsche Literatur werden nicht mehr prinzipiell (und darauf allein kommt es an) abgelehnt. Eine „Beeinflussung“ der französischen geistigen und künstlerischen Produktion durch die deutsche kann man, wenn man will, während der kurzen Periode der englisch-romantischen Reaktion von 1892 konstatiren. Die Umwandlung der französischen Fakultäten in Universitäten ist durch den Ruhm von Bonn, Jena, Heidelberg, Berlin und Leipzig veranlaßt worden.

Ich möchte nur noch ein Wort sagen über den Einfluß Ibsens in Frankreich. Das scheint eigentlich nicht hierher zu gehören und gehört doch hierher, denn das Deutsche und Nordische, Hauptmann und Ibsen, werden hier gewöhnlich in einen Topf geworfen.

Und da möchte ich konstatiren, daß diese ungerechtfertigte, von den Franzosen vorgenommene Eingliederung Ibsens in den deutschen Bund uns — so ehrenvoll sie scheint — in Frankreich eher geschadet als genützt hat. Den Franzosen geht es mit Ibsen, wie es manchem Anderen mit den präraphaelitischen Malern geht: man findet ihn sehr interessant,

aber man findet ihn sehr langweilig. Und man findet den alten Ibsen, bei allem Respekt, eigentlich unsympathisch. Sein etwas verbissenes Grüblerthum behagt dem französischen Temperament, dem „esprit gaulois“, nur wenig. Und man macht uns den Vorwurf, daß wir Grübler seien, und daß unsere Sprache unfrei und „touffu“ sei. Wir leiden gewissermaßen unter einem Ruhme, den wir durch nichts verdient haben.



Dem Einfluß der französischen Kunst und Literatur auf unsere deutsche Kunst und Literatur in diesen letzten fünfundzwanzig Jahren nachgehen, heißt ungefähr, die Geschichte der deutschen Kunst und Literatur der letzten fünfundzwanzig Jahre schreiben. Man verstehe mich recht — der französische Einfluß hat nicht allem, was in diesem Vierteljahrhundert in Deutschland auf künstlerischem und literarischem Gebiet geschaffen wurde, die Farbe gegeben. Aber alles oder doch das Meiste ist mit ihm oder gegen ihn entstanden. Man kann sagen: während der ersten zwei Drittel dieser fünfundzwanzig Jahre suchen die Deutschen von den Franzosen zu lernen, sie nachzuahmen, ihnen gleichzukommen, — im letzten Drittel suchen sie sich von ihnen frei zu machen, den französischen Einfluß zu überwinden.

Als nach dem Kriege Berlin sich als Weltstadt fühlte, wollte es auch eine Weltstadtskunst haben. Eine neue Gesellschaft war da, und diese Gesellschaft verlangte nach dem, was man „Gesellschaftsstück“ genannt hat. Dieses Gesellschaftsstück besaß seit langem die alte Weltstadt Paris, wo Augier und Dumas das Theater beherrschten. Paul Lindaus Mission in der Entwickelung des deutschen Theaters war es, der neuen Weltstadt Berlin eine weltstädtische Kunst, der neuen Gesellschaft das Gesellschaftsstück zu geben. Er that es nach dem Vorbilde der Franzosen.

Es ist wahr, daß wir auch Gustav Freytag hatten; aber Freytag ist eine aparte, alleinstehende Erscheinung, und die Mehrzahl seiner erfolgreichsten Schöpfungen ist vor dem Kriege entstanden. Im Allgemeinen kann man sagen, daß unsere Literatur bis Mitte oder bis Ende der achtziger Jahre vollständig unter dem französischen Einfluß stand. Und das hat uns auch gar nicht so sehr viel geschadet, denn wir haben gewiß etwas dabei gelernt.

Dann kommen zuerst diese „Revolutionäre“, Bleibtreu, Kretzer, Conrad, Conradi, welche dem französischen glatten Geschmack ihre oft geschmacklose Ungeberdigkeit entgegenstellten.

Die Norweger stiegen nach Deutschland hinab, und Ibsen begann, Dumas in den Hintergrund zu drängen. Aber die eigentliche „Ueberwindung" des französischen Einflusses begann erst, als, nach Gründung der „Freien Bühne", Hauptmann auf dem Kampfplatz erschien.

Nicht ganz so klar liegen die Dinge auf dem Nachbargebiet, in der Malerei. Neben dem Franzosen Millet hat hier der Holländer Israels als Vorbild gedient. Aber vornehmlich war es doch die französische Malerei, welche anregend bei uns wirkte. Die Münchener Landschafterschule lernte von der Schule von Bartijon. Unsere Impressionisten lernten von Manet. Tausend Wunder der Technik kamen aus Frankreich, und unsere Maler, die bis dahin nur hübsche Einfälle gehabt, lernten malen.

Die Franzosen sind den Deutschen in allem Technischen zu weit voraus, als daß so schnell von einer Ueberwindung des französischen Einflusses in der deutschen Kunst die Rede sein könnte. Ein Einfluß der deutschen Kunst nun gar auf die französische ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Nur ein Beispiel eines solchen Einflusses sehe ich: der Zeichner Caran d'Ache lernte von dem Zeichner Oberländer.

Aber wenn unsere Malerei noch eine gute Spanne Zeit technische Künste von den Franzosen wird lernen müssen — abseits von der großen Menge bildete sich eine deutsche Kunst, die von den Franzosen nichts lernen kann. Böcklin schuf seine märchenschönen Bilder, in denen er germanisches und griechisches Heidenthum vermählte, malte seine deutschen Landschaften. Diese Kunst bedurfte der technischen Vollendung nicht — wie in den Werken Dürers schien hier jeder Fehler beinahe ein Reiz, eine „deutsche Naivetät" mehr.



Saint-Beuve hat von Chateaubriand gesagt: „Chaque année au printemps, il faisait ses remontes d'idées en Allemagne". Es hat Chateaubriand nichts geschadet, daß er sich in Deutschland Anregung holte, wie es Goethe nichts geschadet hat, daß er von Diderot lernte, Victor Hugo nichts geschadet hat, daß er an Schillers „Don Carlos" sich inspirirte. Goethe ist dadurch nicht weniger deutsch geworden, Chateaubriand und Hugo verloren nichts von ihrer Rassenreinheit. — Es ist unbestreitbar, daß die höchste und größte Kunst eines Landes fast immer zugleich diejenige ist, die etwas von dieser Rassenreinheit hat. Frankreichs größter Poet in den letzten zwei Jahrzehnten, Guy de Maupassant, war durch und durch Franzose, französischer Geist, französisches Temperament.

Diejenigen, auf die wir heute in Deutschland als auf die „junge Hoffnung unserer Dichtung“ blicken, sind deutsch, im Gefühl wie im Ausdruck. Wie jener Riese in der Sage zieht auch die Dichtkunst ihre wahre Kraft nur aus dem Boden, auf dem sie steht.

Aber das sagt nicht, daß man nicht vom Nachbarn lernen soll. Das sagt nicht, daß die Franzosen nicht viel bei uns zu lernen haben, daß unsere deutschen Maler, unsere deutschen Literaten nicht nach Paris gehen sollen, wo ihnen das Leben so viel pittoresker, dramatischer, ich möchte sagen, fühlbarer entgegentritt als in der glatten Ordnung unserer Straßen und Plätze. Freilich dürfen diese Franzosen in Deutschland nicht als eitle Besserwisser herumreisen, freilich dürfen diese Deutschen es nicht machen wie die jungen Philologen, die schaarenweise nach Paris kommen, Tags über in der National-Bibliothek hocken und am Leben mit einer unbeschreiblichen Blindheit und Ahnungslosigkeit vorübergehen. Freilich auch dürfen weder die Franzosen noch die Deutschen auf diesen Reisen oder in diesen Studien das Beste verlieren, was sie haben: ihr Selbst, ihre Originalität, ihr Franzosenthum oder ihr Deutschthum.

Gerade weil diese beiden Völker, Franzosen und Deutsche, so wenig einander gleichen, ergänzen sie sich, können sie viel von einander lernen. Mögen die Diplomaten ihnen Zeit gönnen, sich auszusprechen. Wenn es schön sein mag, Geschichte zu machen, — Kulturgeschichte zu machen ist schöner.





Deutsch-Italienische Kulturbeziehungen.

Von

Dr. Hans Barth-Rom.

Scipio Sighele, der geistreiche Sozialkritiker, hat unlängst die These aufgestellt, das Zeitalter des Verkehrs und der Eisenbahnen habe die Völker eher von einander entfernt, als sie einander näher gebracht, habe zwar die Anknüpfung flüchtiger Beziehungen erleichtert, allein ein „sich kennen lernen", ein liebevolles, gegenseitiges Verständniß nahezu unmöglich gemacht. So parador dies klingen mag — wir nehmen keinen Anstand, den Satz zu unterschreiben und festzustellen, daß Deutsche und Italiener sich in alten Zeiten zehnmal, hundertmal besser kannten und verstanden als heutzutage — trotz Eisenbahnen, Bädecker und Tripelallianz.

Wie eng in der Vergangenheit, nicht allein aus politischen Gründen, die Beziehungen zwischen Deutschen und Italienern waren, wie, von den Romfahrten der Kaiser ganz abgesehen, jeder Deutsche von Bildung darauf hielt, aus dem Born italienischer Wissenschaft zu trinken, wie die deutschen Künstler nach Venedig, Florenz und Rom, die Gelehrten nach Padua, Pavia, Bologna pilgerten, das ist zu bekannt, als daß man dabei verweilen sollte. Aber je mehr Deutschland sich in Kunst und Wissenschaft auf eigene Füße zu stellen begann, desto größer und natürlicher ward auch die Entfremdung zwischen den beiden Nationen, und nur der Künstler und Geistliche blieb schließlich noch im Kontakt mit dem Lande Italia, der Erstere bei seiner Studienreise, der Andere bei seiner Pilgerfahrt „ad limina". Der Bau von Eisenbahnen, die ihrer Natur

nach gleichartige und fast gleichzeitige Begründung der deutschen und der italienischen Einheit, die Allianz von 1866, schließlich der Dreibund — das alles vermochte zwar gewisse politische Sympathien und Interessen zu schaffen, ein dauerndes intimes Verständniß, ein starker gegenseitiger Wechseleinfluß ging nicht daraus hervor. Italien war und blieb in Kunst und Literatur die Domäne Frankreichs — gerade wie die Sieger von Sedan sich nach wie vor dem Joche französischen Geschmackes beugten und nur allmälig sich davon zu emanzipiren strebten.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Kunst: Plastik, Malerei und Musik, die gangbarsten Verkehrsmünzen des Geistesmarktes. Die Rolle, die italienische Musik in Deutschland spielte und spielt, ist allbekannt, und Jedem sind aus den letzten Jahren die — allerdings nur wenig zahlreichen — Namen italienischer Meister bekannt, deren Opern sich bei uns hielten: Mascagni mit der „Cavalleria Rusticana“, Leoncavallo mit den „Pagliacci“, Puccini mit „Manon“. Eine Plejade italienischer Sänger und Sängerinnen ersten Ranges verdolmetschten uns ferner die herrlichen Werke der klassischen Oper (Patti, d'Andrade u. s. w.). — Wie war es nun um die Einführung der deutschen Oper in Italien bestellt? Die Antwort lautet verhältnißmäßig tröstlich: Die moderne deutsche Oper (Wagner) ist entschieden dasjenige deutsche Geistesprodukt, das sich (abgesehen von der wissenschaftlichen Fachliteratur) in Italien am meisten Bahn gebrochen. Dies war um so schwerer, als die Italiener sich von jeher der ausländischen Oper gegenüber ablehnend verhielten, von den Franzosen (Boildieu, Auber, Méhul u. s. w.) nichts wissen wollten und auch den Deutschen nur wenig Sympathie entgegenbrachten. „Don Juan“, „Zauberflöte“, „Freischütz“, „Martha“ sind die einzigen klassischen deutschen Opern, die zuweilen, und nicht immer mit Erfolg, noch gegeben werden. „Fidelio“ fiel sogar geradezu schmählich durch, und nur Glucks „Orpheus“ errang, dank der Sängerin Frau Hasreiter, 1889 in Rom einen echten, großen Erfolg. Immerhin existiren diese Opern nur für den beschränkten Kunst- und Kennerkreis gewisser Musikstädte (Mailand, Bologna), nicht für das große italienische Publikum. Anders steht es mit Wagner, der in Norditalien (Mailand, Bologna, Turin) geradezu ein musikalisches Schisma und den noch immer forttobenden Kampf zwischen Wagnerianern und Anti-Wagnerianern hervorgerufen hat. Das erste in Italien gegebene Werk des Bayreuther Meisters war „Tannhäuser“, der Anfangs der siebziger Jahre in Bologna einschlug, in Neapel durchfiel. Es folgte „Lohen-

grin" (Bologna 1872), der rasch populär wurde, dann die noch heute gegebene „Walküre", die „Götterdämmerung", der „Fliegende Holländer" („Vascello fantasma"), die „Meistersinger". Indessen hatten, wie gesagt, nur „Lohengrin" und „Walküre" (dank der herrlichen Ada Adini) unbestrittenen Erfolg. Nur noch ein moderner deutscher Opernkomponist, Goldmark in der „Königin von Saba", hatte in Italien Glück, wenn auch nur eine Wintersaison lang.

In der Operette hat sich nur Suppé mit „Boccaccio" und „Donna Juanita" eingebürgert, und in letzter Zeit Zeller mit seinem heute von allen Leierkästen gedudelten „Vogelhändler". „Fatinitza" fand dagegen keinen Anklang, der „Bettelstudent" ist — wie in Deutschland — längst verschwunden, und bei Straußens „Fledermaus" und „Nacht in Venedig" stand die miserable Aufführung kaum auf dem Niveau einer deutschen Lokalschmiere. So machte auch eine vor etwa Jahresfrist nach Italien gekommene deutsche Operetten-Gesellschaft, die im „Valle" deutsche und österreichische Operetten gab, so schrecklich Fiasko, daß die Künstler per Schub nach der Heimath zurückgeschafft werden mußten. Noch weniger muthet die Italiener deutsche Tanzmusik an, — der französirende „Waldteufel" ist populär, der Wiener Walzerkönig Strauß fast unbekannt.

Groß und unbestritten ist dagegen der Erfolg, den ernste deutsche Musik (Beethoven, Schumann, Brahms u. s. w.) bei einem kleinen, auserlesenen Publikum finden. Während der Maëstro Mancinelli in den norditalienischen Städten die Wagnersche Musik durch Volkskonzerte popularisirt hat, unternimmt in Rom dasselbe der vortreffliche Direktor der Stadtmusik, Vesella. Das Streichorchester Pinelli spielt durchweg ein klassisches deutsches Programm, im letzten Jahre die neun Beethovenschen Sinfonien; Sgambati und Gulli spielen gleichfalls Beethoven, ferner Schumann und Brahms (mit Uebergehung Haydns und Mozarts). Oratorien sind in Italien unbekannt; dagegen hat sich unter dem Protektorat des in England ansässigen deutschen Mäcens Herrn Mond und dessen kunstsinniger Schwägerin Frl. Herz eine Bach-Gesellschaft gebildet, die sich die Pflege Bachs und Palestrinas zum Ziel gesetzt und bereits Bachs „Magnificat" und Theile aus der „Hohen Messe" aufgeführt hat. Leiter der Bach-Gesellschaft ist der begabte Alessandro Costa.

In den bildenden Künsten ist von einem eigentlichen Wechselverkehr während des letzten Vierteljahrhunderts mit bestem Willen kaum zu reden, schon deshalb nicht, weil Italien in dieser Zeit wenig Originelles geschaffen hat. Es war, als hätte dieses geniale Volk im Cinquecento all sein künstlerisches

Vermögen ausgegeben und besäße heute nur noch etwas „kleine Münze“. Von einem Einfluß der Italiener auf die Deutschen in dieser Periode ist also so wenig zu reden wie von einem Einfluß der Deutschen auf die Italiener. Wohl reist der junge deutsche Künstler nach Italien, — allein seine Studienreise gilt den Ahnen, nicht den Enkeln, die fast alle Erinnerung an Jene verloren haben und der großen Auffassung, des monumentalen Zuges bar sind. In der Malerei konnte allerdings zur Zeit der Romantiker (Cornelius und Overbeck) von einem gewissen Einfluß der Deutschen auf die Italiener die Rede sein, wie man denn zum Beispiel den sogenannten „Nazarenern“, den Camuccini, Podesti u. A., ihren Umgang mit den Deutschen etwas anmerkt. Allein nur zu bald machte der große Spanier Fortuny dem ein Ende, modelte die ganze italienische Kunst um und legte den Grund zu der späteren, heute dominirenden „spanischen Schule“ — eine Schule, die allerdings damals einzelne Reflexbewegungen auf deutsche Künstler ausübte. Eine Einwirkung Pilotys auf die Italiener war völlig ausgeschlossen, wie überhaupt nur ein sehr geringer Bruchtheil italienischer Künstler in Deutschland studirt. Die Meisten ziehen es vor, sich in Paris zu inspiriren; Deutschland erscheint ihnen nur als vorzügliches Absatzgebiet, ganz im Gegensatz zu Italien selbst, wo nur selten ein ausländischer Künstler etwas verkauft. Böcklin, Klinger, Uhde u. s. w. finden endlich hier kein Verständniß; nur der nach Deutschland berufene Sartorio mag instinktiv ein Geistesverwandter von ihnen sein. Was wir von der Malerei gesagt, gilt auch von der Bildhauerei. Hier ist noch weniger von deutsch-italienischen Wechselwirkungen zu spüren. Wohl übte der Däne Thorwaldsen und die nordische Richtung in den sechziger Jahren Einfluß aus, aber dieser wich bald genug der von Fortuny inspirirten malerischen Auffassung der Skulptur, wie sie in den Campi santi von Genua und Bologna zum Ausdruck kam. Auch in der neuesten Zeit können deutsche Künstler von Italienern — d. h. modernen Italienern — nicht viel lernen. Denn es giebt zwar kein Land der Welt so viel für Plastik aus wie Italien, aber nirgends stößt man auch auf solchen Mangel an Originalität. Von kühner, gewaltiger Auffassung keine Spur, überall sehen wir die Monumente französischen Stils, überall das Konventionelle zu Roß, trotz der gerade für Skulptur so guten Veranlagung des Volkes. So erklärt es sich, daß bei der ersten Preiskonkurrenz für das Victor Emanuel-Denkmal in Rom ein Franzose den ersten, der Deutsche Otto einen anderen Preis erhielt, und daß erst in der zweiten Konkurrenz ein Italiener

siegte. Allerliebste Sächelchen schaffen die Italiener jedoch in den heute so beliebten Bronzefigürchen und Nippes, denen wir auf allen deutschen Ausstellungen begegnen. Im Bronzeguß endlich leisten sie so Großartiges, daß viele ausländische Meister ihre Werke hierher schicken. Der bereits gekennzeichnete Mangel an Originalität findet sich auch in der Architektur; nur in vereinzelten Fällen, wie beim neuen Regierungspalais der Republik San Marino und bei gewissen Neubauten in Siena, greifen die Italiener mit Erfolg und Verständniß auf die glorreiche Tradition zurück, auf jene Tradition, die heutzutage fast vergessen scheint! Ein Loos, das leider auch dem einst so blühenden Kunsthandwerk beschieden ist.

In literarischer Hinsicht, d. h. besonders in der wissenschaftlichen Literatur hat sich in den letzten Jahrzehnten der Austausch zwischen Deutschen und Italienern gesteigert. Eine Reihe italienischer Fachwerke (ich erinnere nur an die positive Schule: Ferri, Lombroso, Ferriani u. s. w.) sind ins Deutsche übertragen, und ebenso ist in Deutschland kein wissenschaftlich bedeutendes Buch erschienen, das nicht in italienischer Uebersetzung vorläge; das gilt insbesondere für Militärwissenschaft, Medizin, Sozialwissenschaft, Jurisprudenz, Geschichte, und namentlich die in Turin erscheinende „Bibliotheca degli Economisti“ hat sich seit 20 Jahren um die Verbreitung deutscher Wissenschaft hochverdient gemacht. Ueberdies wird in der Gelehrtenrepublik mit Eifer Deutsch getrieben, so daß wir ziemlich häufig deutsch redenden Männern der Wissenschaft (meist Medizinern) begegnen. In den Realschulen ist Deutsch oder Englisch obligatorisch, und in vielen Städten giebt es sogar auch „Circoli filologici“, die Anfangs der 70er Jahre gebildet wurden und als Fortbildungsschulen hauptsächlich das Deutsche pflegen. Viele junge Leute erlernen übrigens das Deutsche auf eigene Faust und ohne Lehrer, wie z. B. ein italienischer Journalist, der ohne jede Hilfe Wagners „Finanzwirthschaft“ übersetzt und in der oben erwähnten „Bibliotheca degli Economisti“ herausgegeben hat. Als symptomatisch sei noch erwähnt, daß auf Gymnasien und Universitäten die lateinischen Klassikerausgaben von Teubner im Gebrauch sind.

In Belletristrik und Theater ist indessen weniger Deutschland als Italien der gebende Theil. Daß die italienischen Dramatiker eine Zeit lang in Deutschland fast noch mehr en vogue waren als die Franzosen, ist unbestreitbar. Es genügte oft schon ein italienischer Name, um mittelmäßige Waare in unserem, noch immer alles Fremde anbetenden Deutschland einzuschmuggeln. Leider erwies sich die italienische Bühne hierfür nicht eben sehr erkenntlich. Von

deutschen Stücken wurden ab und zu „Maria Stuart“ und „Die Räuber“ in Maffeis Uebersetzung gegeben. („Faust“ nicht, da er nach Gounods Oper für entbehrlich gilt), ferner Sudermann („Ehre“, „Sodoms Ende“ und „Heimath“), Hauptmanns „Einsame Menschen“ (Anime solitarie) in greulicher Uebersetzung, endlich noch „Krieg im Frieden“, „Der Raub der Sabinerinnen“, der „Tolle Einfall“ (Camere mobigliate) und . . . . „Charleys Tante“ nach einer deutschen Uebersetzung. Notabene liegen all diese Werke, mit Ausnahme der „Einsamen Menschen“, nicht in Druck vor; daß sie sich gehalten haben, beweist, daß sie dem Publikum behagten. In Roman, Novelle, Poesie u. s. w. gaben die Italiener uns eine Unzahl von Namen, die zum Theil in Italien ganz außer Mode sind: wir erhielten S. Farina, Mathilde Serao, Bonghi, Grazie, Pierantoni-Mancini, Ada Negri, die Barrikadensängerin, endlich, außer zahllosen anderen, noch den Dekadenzler und Nietzscheaner Gabriele d'Anunzio, der in Frankreich entzückt, in Deutschland aber nicht verwandt berührt. Die ins Italienische übertragene deutsche Literatur hat dafür nur auf ein sehr beschränktes — allerdings das beste, das gebildete — Publikum zu rechnen; das große Publikum verschlingt Zola und Konsorten, die ihm in seinen Leibblättern tagtäglich vorgesetzt werden. Nur ganz selten erscheint einmal ein deutscher Zeitungsroman — so: Lindaus „Arme Mädchen“ im längst verschiedenen „Capitan Fracassa“ und der „Katzensteg“ in der gleichfalls entschlafenen „Riforma“. Sonst sind noch übersetzt: Spielhagens „Quisisana“, die Schweizer G. Keller und Meyer, Goethes Briefwechsel (Guoli), Heyses Novellen u. s. w., und von Poesie erschienen meisterhafte Platen-, Uhland- und Heine-Uebersetzungen von Carducci, Panzacchi, Boito, Zendrini (eine allerneueste gute Auswahl aus „Buch der Lieder“, „Romanzero“ u. s. w. von Muzzati, Triest); ferner die Nibelungen von Gabrielli und endlich die Biographien deutscher Dichter von Prof. Renzioni (Livorno). Für alle diese liebevolle Beschäftigung mit deutschen Geisteswerken haben wir den Italienern dankbar zu sein — doch dürfen wir nicht vergessen, daß es sich hier nicht um einen maßgebenden Einfluß Deutschlands, vollends auf große Volksmassen, handelt, und daß deutsche und italienische Kultur heute gesonderte Bahnen wandeln, auf denen es schwerlich ein Wiederfinden giebt.





Die zwei deutschen Kaiserstädte (Wien und Berlin).

Von

Wilhelm Hermann-Wien.

Vor 25 Jahren — nach dem großen Kriege — begann in Deutsch-Oesterreich mit Bezug auf das wiedererrichtete Deutsche Reich ein gründlicher Umschwung der Stimmungen sich zu vollziehen, welchen auch das damals ins Leben gerufene „Berliner Tageblatt" sofort in seiner ganzen Bedeutung würdigte. Während noch kurze Zeit vorher, bei dem Schützenfest im Jahre 1868, der berühmte Trinkspruch des damaligen Ministers des Innern Dr. Giskra „auf das deutsche Volk in allen seinen Stämmen", den er mit Bewilligung des das Fest wiederholt besuchenden Kaisers Franz Joseph gesprochen, dargethan hatte, daß man noch immer den Traum von einem Deutschland unter Oesterreichs Führung nicht gänzlich fallen gelassen, schufen die Ereignisse der Kriegsjahre eine vollständige Wandlung, die trotz einer unverkennbaren Resignation, die in ihr lag, von einem mächtigen Erstarken des deutschen Nationalgefühls in Oesterreich begleitet war. In allen deutschen Gauen Oesterreichs gab es nationale Kundgebungen in Hülle und Fülle, an den Gedenk- und Siegestagen Deutschlands brannten auf unseren Alpenhöhen Freudenfeuer. Die Partei der sogenannten 1866er, die einst gewähnt hatte, „die Preußen mit nassen Fetzen hinaus zu jagen", wurde immer geringer, um bald gänzlich zu verschwinden. Die Bühnen in Wien und anderen deutsch-österreichischen Städten wagten sich allmälig an die Aufführung preußisch-nationaler Tendenzstücke. Man fing an, Kleists „Prinzen von Homburg", Gutzkows „Zopf und Schwert", Hans Hopfens „In der Mark" ꝛc. zu geben. Jede

Gelegenheit, jeder Anlaß wurde benutzt, um auf dem Theater, mit dem Theater nationale Demonstrationen zu veranstalten. Geschah es doch sogar, daß im kaiserlichen Opernhause bei den Worten des Königs Heinrich im Lohengrin: „Fürs deutsche Reich das deutsche Schwert, so sei des Reiches Kraft bewährt" eine nicht enden wollende nationale Demonstration sich abspielte, nicht zu gedenken der zahlreichen Kundgebungen, zu welchen damals Bauernfelds „Kategorischer Imperativ" mit der berühmten Schlußpointe des zweiten Aktes: „Deutsch müssen wir werden, so lange wir es noch nicht sind", Veranlassung bot. Immer und immer wieder erscholl in solchen und allen ähnlichen Fällen heller Jubel, gab es begeisterte nationale Demonstrationen.

Das sympathische Echo aus dem neuen Deutschen Reich ließ nicht auf sich warten. Als im Januar 1872 — also wiederum vor fünfundzwanzig Jahren — Grillparzer die müden Augen schloß, und Wien mit seinem Kaiser an der Spitze ihm eine großartige Trauerfeier bereitete, ging auch in Berlin und im Deutschen Reich eine Wiederauferstehung des halb verschollen gewesenen österreichischen Dichters vor sich. Die Berliner Bühnen wetteiferten darin, seine Stücke aufzuführen. Auf Grillparzer folgte später in der deutschen Werthschätzung der noch unverfälschtere Oesterreicher Anzengruber, man fing an, der österreichischen Dialektdichtung auch in der Person Roseggers Ehren zu erweisen, und es ereignete sich sogar, daß bei der Verleihung des Schiller-Preises einmal gleichzeitig zwei Oesterreicher, Anzengruber und Nissel, preisgekrönt wurden, indeß der Dritte, Wilbrandt, durch seine Stellung als Burgtheater-Direktor wenigstens naturalisirter Oesterreicher war. So nahm die natürliche Wechselwirkung zwischen Wien und Berlin eine immer wärmere Form an und gestaltete sich immer umfassender. Gab Wien ehemals Deutschland mehr Bühnendichter, und fanden deren Werke früher in Wien und namentlich im Burgtheater und in der Hofoper die besten Interpreten, so schwangen Berlin und Deutschland sich allmälig nach beiden Richtungen gewaltig empor, und der gegenseitige Austausch hielt sich mit der Zeit nachgerade die Waage. Wenn der jetzige österreichische Unterrichtsminister Dr. v. Gautsch jüngst im Parlament erklärte: „Unsere wissenschaftliche Handelsbilanz ist aktiv, wir exportiren mehr Professoren, als wir importiren", so könnte die gleiche Behauptung auf Bühnendichtung mit Bezug auf Deutschland heute kaum mehr mit Recht aufgestellt werden. Sicher ist, daß Wien neuestens zum Mindesten in Posse und Lustspiel viel mehr aus Berlin und dem Reich bezieht, als es seinerseits dahin abgiebt; nur mit der Operette kann Wien noch seine Bilanz als eine aktive bezeichnen, wenngleich es bedauerlicherweise

für seinen Strauß, Millöcker, Zeller, Suppé rc. keinen vollwerthigen Nachwuchs besitzt. Und mit dem vermehrten Wechselverkehr in den dramatischen Hervorbringungen begann auch ein starker Zuzug von österreichischen und ungarischen Darstellern zur reichsdeutschen Bühne, und umgekehrt. Speziell für die Operette und die Posse gingen von hier Viele nach Deutschland, aus Deutschland kamen zu uns die Künstler beiderlei Geschlechts für das leichtere und das ernste Genre in nicht geringerer Anzahl. Genau abgezählt und abgewogen kann das Eine wie das Andere nicht werden, beides aber dürfte so ziemlich balanciren. Eine lange Zeit hindurch konnte der interessante Umstand beobachtet werden, daß die meisten Possen und Volksstücke, die auf Wiener Bühnen aufgeführt wurden, aus Berlin oder doch aus Deutschland stammten und hier nur wienerisch appretirt wurden, während unsere heimischen Künstlerinnen wienerische G'stanzeln und alpine Jodler an der Spree und anderwärts in Deutschland siegreich produzirten.

Diesem gegenseitigen Import und Export reihten sich kulturhistorische Wechselbeziehungen anderer Art an. Die Spezialität des Wiener Kaffeehauses z. B. mit seinem würzigen Getränk und seinem mürben Gebäck hielt in Berlin ihren Einzug. Vor einem Vierteljahrhundert gab es in Berlin überhaupt kein Kaffeehaus oder Kaffeehausleben nach wienerischer Art; die Berliner Konditorei konnte nicht annähernd eine Vorstellung davon erwecken. Noch weniger wußte man in Berlin etwas von dem Wiener Kellner und seiner Eigenart. Es ist aber dahin gekommen, daß Berlin nun größere, elegantere, prächtiger ausgestattete Kaffeehäuser besitzt als Wien. Man weiß es in Berlin vielleicht noch gar nicht, in welchem Maße die Rollen gewechselt sind. Der Lehrer will nachgerade von dem Schüler profitiren. Es ist bereits der Versuch gemacht worden, in Wien das Berliner Kaffeehaus zu kopiren. Ob der in Berlin akklimatisirte Wiener Kellner nicht auch noch zurückberufen wird, bleibt abzuwarten. Es mag bei dieser Gelegenheit auch bemerkt werden, daß selbst einzelne Gattungen des Wiener Krautes, namentlich die Lieblingscigarre des Kaisers Franz Joseph, die „Virginia", in das Berliner Café ihren Einzug zu halten schon begonnen haben, während deutsche Cigarrenhändler in Wien einen immer stärkeren Absatz mit ihrer Waare finden. So ist selbst auf diesem Gebiet der deutsche Geschmack dem österreichischen näher gerückt, nicht ohne dafür manches Gegengeschenk zu gewähren. Denn es ist geradezu erstaunlich, wie viel Skat schon in Wien gespielt wird. Nur mit dem norddeutschen Bier will man sich hierzulande nicht befreunden. Es sind bereits mehrere Versuche gemacht worden, die indeß bisher nicht glücken wollten, dagegen weist eine vor Kurzem veröffentlichte Sta-

tistik nach, daß Berlin unter den großen auswärtigen Städten, die das Pilsener Bier konsumiren, bereits den dritten Rang einnimmt.

An Episoden, welche Nord und Süd deutschen Wesens inniger verbanden, hat es auf kulturhistorischem wie auf künstlerischem Gebiete ebenso wenig gefehlt wie nach allen anderen Richtungen. Das letzte Vierteljahrhundert zeitigte in dieser Richtung die mannigfachsten Früchte. Mit Vergnügen erinnert man sich hüben wie drüben der Exkursion des Wiener Männergesangvereins nach Berlin und an die Produktionen desselben vor dem alten Kaiser Wilhelm und dem unvergeßlichen Kronprinzen, dem nachmaligen Kaiser Friedrich. Dann stattete die Berliner Liedertafel in Wien einen Gegenbesuch ab. Sie wurde mit hellem Jubel begrüßt und durfte im Schönbrunner Lustschloß dem Kaiser Franz Joseph ein Ständchen darbringen. Der Monarch zeichnete die Berliner Sängerschaar in seltener Weise aus, er erschien in ihrer Mitte, unterhielt sich lange mit den Einzelnen und ließ sie auf das Glänzendste bewirthen. Hier mag auch erwähnt werden, daß weit über den Rahmen des sportlichen Interesses hinaus die mehrfachen zwischen Berlin und Wien unternommenen Distanzritte, Distanzfahrten und Distanzmärsche die sympathische und kameradschaftliche Theilnahme der Bevölkerung in beiden Reichen und deren Hauptstädten erregt und genährt haben.

Welche von den beiden Städten im vergangenen Vierteljahrhundert mehr der gebende und mehr der empfangende Theil gewesen, oder welche auf den vorstehend berührten Gebieten es dermalen ist, wäre unfruchtbar, zu erörtern, und könnte auch kaum selbst nur annähernd festgestellt werden. Man darf vielleicht sagen: Berlin hat von Wien beträchtlich viele musikalische Anregungen erhalten, das letztere wiederum, mit seinem auch in Deutschland noch immer bewunderten Burgtheater an der Spitze, von Berlin und dem deutschen Reich viele künstlerische Impulse empfangen. Gerhart Hauptmann, Georg Hirschfeld, Hermann Sudermann, Ludwig Fulda beherrschen die literarischen Neigungen des modernen Wien; Lindau, Blumenthal, L'Arronge stehen unausgesetzt auf dem Repertoir der guten Wiener Privatbühnen und zum Theil auch des Burgtheaters. Zu den Lieblingen des Wiener Theaterpublikums zählt eine ganze große Reihe von Künstlern und Künstlerinnen aus Berlin und aus dem Deutschen Reich, die an allen Bühnen anzutreffen sind, darunter so manche Berliner Naive, die, wie es auch gewisse Vorgänge der letzten Zeit dargethan haben, es nur auf der Bühne ist. Umgekehrt besitzt Berlin ja auch hochangesehene darstellende Kräfte, die aus unserer Doppelmonarchie stammen. Man hat auch öfter Gelegenheit, diese hier und jene dort bei Gastspielen zu sehen.

In solchen Fällen tritt dann ein sehr großer Unterschied zu Tage, der sich zwischen Wien und Berlin herausgebildet hat. Berlin ist von einem schweren Fehler frei geblieben, dem es in Wien leider an allen Theatern, von den kaiserlichen Bühnen angefangen, bis herab zu den kleinen Vorstadttheatern, gelungen ist, sich einzunisten. Es ist dies das unglückselige Starsystem. Dieses steht hier ausnahmslos in der vollsten Blüthe. Das Burgtheater hat seinen Mitterwurzer, die Hofoper ihren Van Dyck und ihr Fräulein Renard, das Deutsche Volkstheater Frau Odilon, das Karltheater Girardi und Fräulein Stojan, das Theater an der Wien Frau Kopacsi, selbst das kleine Josephstädter Theater seinen Fröden. Um diese „Sterne" dreht sich alles, um das Ensemble kümmert sich Niemand. An den schädlichen Folgen fehlt es natürlich nicht, doch soll hier darauf nicht weiter eingegangen werden. Der deutschen Reichshauptstadt ist zu gratuliren, daß sie einen solchen Uebelstand nicht hat einreißen lassen, und neidvoll verweist man hier auf die Ausgeglichenheit und das Zusammenwirken an den Berliner Bühnen. Im Großen und Ganzen kann man indeß Berlin und Wien bei aller Eigenart der Beiden als gleichwerthig und gleichsam sich gegenseitig ergänzend bezeichnen. Jedes giebt dem Anderen, jedes nimmt vom Anderen. Die zwei deutschen Metropolen sind im regen Wechselverkehr des letzten Vierteljahrhunderts zu Nachbar- und Schwesterstädten geworden. Sie sind in den erwähnten sowie in allen anderen Beziehungen, selbst staatlich, politisch und wirthschaftlich, so eng zusammengerückt, wie man es vor fünfundzwanzig Jahren sich kaum hätte vorstellen können. Wer die größeren Fortschritte gemacht, sei nicht untersucht. Das übermüthig lokalpatriotische „Es giebt nur a Kaiserstadt, es giebt nur a Wien!" ist längst verstummt, selbst die eingefleischtesten Urwiener erkennen willig die Größe, die Schönheit und den beispiellosen Aufschwung Berlins an. Und als wären sogar die räumlichen Verhältnisse von der Entwickelung beeinflußt worden, so nahe sind sich die beiden Metropolen gekommen. Vor einem Vierteljahrhundert brauchte man auch mit der Eisenbahn noch viel länger, um von der einen Stadt nach der anderen zu gelangen, und jetzt hat das Telephon zwischen ihnen eine Brücke geschlagen, die täglich Hunderte von Malen beschritten wird. Was auch da und dort bald an der einen, bald an der anderen getadelt werden mag — man darf hier füglich, ein Wort des großen deutschen Dichters variirend, sagen: Die Deutschen können froh sein, daß sie zwei solcher Städte haben.





Der Sport im neuen Deutschen Reich.

Von

Mor. Friedlaender.

In der Geschichte des deutschen Sports ist das letzte Vierteljahrhundert nicht nur ein Zeitraum von beliebigen 25 Jahren, sondern es ist der Rahmen für die Entwickelung dieses großen, immer verstärkte Beachtung heischenden Gebietes fast von den ersten Anfängen an. Denn seit jener Zeit datirt erst bei uns des Sports Popularität, und erst seitdem er Gemeingut des Volkes geworden ist und aus exklusiven Konventikeln und Kreisen in die Allgemeinheit heraustrat, konnte er mit Erfolg Anspruch auf ernste Beachtung machen und durfte sich der Förderung aller Derjenigen erfreuen, die er als Theilnehmer oder als Zuschauer zu seinen Festen lud. Es muthet fast so an, als ob Deutschlands Völker, bis sie das einigende Band verknüpfte, sich den Luxus, Sport zu treiben, nicht gönnen wollten oder konnten; denn mit alleiniger Ausnahme von Baden-Baden, das nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 einen Rückgang zu verzeichnen hatte, weil die französischen Gäste ausblieben, lebte der deutsche Sport allenthalben unter dem fördernden Einfluß der günstigen wirthschaftlichen Verhältnisse eigentlich erst im Anfang der siebziger Jahre auf.

Dies traf ganz besonders auf den Pferdesport zu. An verschiedenen Orten Deutschlands, namentlich wo, wie in Mecklenburg, die Förderung der Vollblutzucht zu den Traditionen des Herrscherhauses gehört, in Hamburg, in Breslau und anderen größeren Städten gab es Rennen seit langer

Zeit, und auch auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin wurde dem Pferdesport gehuldigt, aber der Aufschwung datirt doch erst aus der Zeit des neuen Reichs, denn die junge Reichshauptstadt konnte dem Sport zwei Stätten bieten, wie sie Deutschland bis dahin nicht aufzuweisen hatte, nämlich die kurz zuvor begründete Bahn zu Hoppegarten für den Flachrennsport und später die Hindernißrennbahn bei Charlottenburg, die erst vor wenigen Jahren, und zwar keineswegs zur allseitigen Zufriedenheit, durch Carlshorst ersetzt worden ist.

In diesem Vierteljahrhundert hat der Pferdesport in Deutschland manche Wandlungen durchgemacht, und die gesunde Entwickelung, die er nahm, ist der beste Beweis dafür, daß er feste Wurzeln im Volke geschlagen hat. Denn wenigstens in Preußen war er stets auf sich selbst angewiesen. Keines Medicäers Güte lächelte ihm, vielmehr waren und sind stets gesetzliche Bestimmungen bei der Hand, ihn in Fesseln zu schlagen. So war das Verbot des Totalisators in den achtziger Jahren ein schwerer Schlag, und die kolossalen Steuersätze, die der Staat noch jetzt von der wieder konzessionirten Wettmaschine erhebt, entziehen dem Sport ein gut Theil seiner besten Hilfskräfte. Speziell für Berlin gemacht ist das Verbot der Sonntagsrennen, das nun schon seit einer Reihe von Jahren besteht und auf dessen Beseitigung man von Jahr zu Jahr vergeblich hofft. Eine außerordentlich dankenswerthe Einrichtung ist dagegen die infolge eines Wunsches des Kaisers in Deutschland jetzt allgemein durchgeführte Scheidung der Rennen in Jockey-Reiten und Herren-Reiten. Während in England und Frankreich sowie in Oesterreich Professionals und Herren von Civil sowohl wie Offiziere gemeinschaftlich starten dürfen, besagen bei uns die Propositionen eines jeden Rennens, ob es für Berufsreiter oder für Herrenreiter offen ist, und den einzigen, allerdings recht ärgerlichen, aber schwer vermeidlichen Einbruch in diese Bestimmungen machen zuweilen die aus England zu uns herüberkommenden sogenannten „gentlemen riders“, mit denen besonders in den letzten Jahren auf deutschen Bahnen schlechte Erfahrungen gemacht worden sind.

Von den Männern, die im Verlauf des Zeitraums, dem diese Betrachtungen gelten, sich um die Sache des deutschen Pferdesports besonders verdient gemacht haben, sind in erster Linie vier Magnaten zu nennen, die seltsamerweise alle der Provinz Schlesien angehören. Es sind dies die Herzöge von Ratibor und von Ujest, sowie die Grafen Johannes Renard und Hugo Henckel von Donnersmarck. Die beiden Herzöge leiteten nach einander den Unionklub, dessen

Initiative in erster Linie das Aufblühen des deutschen Pferdesports im Allgemeinen und des Berliner im Speziellen zu danken ist, und die beiden Grafen züchteten in ihren Gestüten die hervorragendsten Pferde, die das Renommee der deutschen Zucht in erster Linie begründeten. Namentlich das Renard'sche Gestüt zu Olschowa, das leider die Erben des Grafen Johannes fast ganz haben eingehen lassen — wie auch die blau-weißen Henckelfarben immer mehr von der Rennbahn verschwinden — war eine Berühmtheit ersten Ranges. Ferner wird des Landgrafen Friedrich Wilhelm v. Hessen, der Grafen Willamowitz-Möllendorf, Lehndorf-Steinort, Alvensleben, Metternich und Schmettow, sowie der Freiherren v. Girsewald, v. Maltzahn und Biel-Zierow stets dankbar als besonders eifriger Züchter und Rennstallbesitzer aus der ersten Hälfte unserer Epoche gedacht werden.

Aus der Zahl der jetzt im Interesse der deutschen Vollblutzucht und zum Theil schon seit geraumer Zeit thätigen Sportsmen sind in erster Linie die Freiherren Ed. v. Oppenheim und v. Falkenhausen, die Grafen Hahn-Basedow und Redern-Görlsdorf, Herr Ullrich v. Oertzen sowie die Leiter des kgl. preußischen Hauptgestüts Graditz und des herzoglich braunschweigischen Gestüts Harzburg, Graf Lehndorff und der junge Freiherr v. Girsewald, zu nennen. Ihnen schließen sich als Inhaber jüngerer Gestüte die Herren v. Lang-Puchhof, Mössinger-Mariahall und Georg v. Bleichröder-Römerhof an, während aus dem fürstlich Fürstenbergschen neu gegründeten Gestüt zu Lilienhof bei Donaueschingen noch sehr wenig in die Oeffentlichkeit drang. Als erfolgreicher Rennstallbesitzer steht seit einer Reihe von Jahren Herr B. May im Vordergrund; mehrere Angehörige der reichen rheinischen Familie Suermondt kultiviren besonders den Hindernißsport, und in neuerer Zeit hat die haute Finance sich auch wieder mehr dem Turf zugewendet, wie außer Herrn v. Bleichröder die Beispiele der Goldminenbesitzer Hanau und Beit und einer unter den Namen Miller und Nemo auftretenden Kompagnie zeigen. Aber die Liste der Förderer des deutschen Sports würde eine Lücke enthalten, wenn unter ihnen des Herrn Oskar Oehlschläger nicht gedacht wäre, dessen Stall eine Reihe von Jahren hindurch auf den deutschen Rennplätzen eine hervorragende Position einnahm. Die gegen das Ende seines Lebens recht unglücklichen Schicksale dieses allbeliebten Mannes werden, trotzdem sie schon weit in der Vergangenheit liegen, in den Kreisen des Sports noch immer voll Antheilnahme erörtert.

Dagegen erfreut sich ein nicht minder populärer Sportsman aus früherer Zeit noch jetzt kräftiger Gesundheit und eines behaglichen Alters: General v. Rosenberg, der Nestor unter

den deutschen Herrenreitern, der lange Jahre hindurch der erklärte Liebling des Publikums war. Sein Schwiegersohn, der jetzige Major v. Sydow, der Reiter der berühmten Wellgunde, sowie Herr v. Heyden-Linden, der jetzt ebenfalls Stabsoffizier ist, die Herren v. Grävenitz, v. Reitzenstein, v. Eynard sowie die Grafen Dohna und Westphalen waren nach ihm die Ziele des Jubels der Rennbahnbesucher, wenn sie als Sieger das Ziel passirten, und Herr v. Kramsta, der sogar trotz seiner Majorsepauletten auch jetzt noch in vielen Rennen reitet, war derartig populär, daß ihn der ermunternde Zuruf des Rennbahnpublikums: „Feste Kramsta“ auch in den Straßen Berlins begleitete, wenn er an der Spitze seiner Eskadron einen hohen Gast des Kaiserhauses zu eskortiren hatte oder sonst dienstlich durch die Straßen ritt. Der Distanzritt Wien-Berlin im Jahre 1892, an welchem zahlreiche der genannten Offiziere theilnahmen, bildete einen bemerkenswerthen Denkstein in der Geschichte der deutschen Herrenreiterei. — In den letzten Jahren hat sich die Zahl der Herrenreiter bei uns außerordentlich vergrößert, und es sind, da die Betheiligung beständig wächst, auch werthvolle Rennen in reicher Anzahl ausgeschrieben worden. Die besten Erfolge vermochten in der Schlußepoche der 25 Jahre die beiden Grafen Königsmarck sowie Lieutenant Suermondt und Lieutenant v. Kayser zu erzielen, die im Sattel thätigen Herren vom Civil schnitten dagegen nicht gerade hervorragend ab.

Während so der Reitrennsport in beständiger gesunder Entwickelung begriffen ist, sein Material durch inländische Zucht und werthvolle Ankäufe von Vollblut in England und Frankreich dauernd verbessert und vermehrt und eigentlich nichts mehr zu wünschen übrig hat, als ein klein wenig mehr verständnißvolles Entgegenkommen der staatlichen Gewalten, hat der Trabrennsport in Deutschland eine sonderbar wechselnde Geschichte. Im Jahre 1878 kamen diese bis dahin in Berlin völlig unbekannten Rennen in Aufnahme, und sie erfreuten sich viele Jahre lang auf der Bahn zu Weißensee bei Berlin großer Beliebtheit, bis sie infolge unreeller Machenschaften den Todesstoß erhielten. Im Jahre 1889 gelang auf der neuen Rennbahn in Westend die Wiederbelebung, aber nach einer gewissen Zeit wiederholten sich die skandalösen Vorgänge von damals, und jetzt ist es anscheinend in Berlin mit der „Trabersache“ nun für lange Zeit aus, und zwar so gründlich aus, daß auch die beiden Hamburger Traberbahnen Bahrenfeld und Mühlenkamp recht viel Mühe haben dürften, sich über Wasser zu halten.

Dafür tritt in das sportliche Bild der Gegenwart immer energischer das Velociped. Die Geschichte seines Lebens in

Deutschland ist nicht gerade lang; ihre ersten Anfänge fallen noch in den Zeitraum des letzten Vierteljahrhunderts. Es war zu Anfang der siebziger Jahre, als die ersten Velocipede zu uns kamen. Im Vergleich mit dem Rover von heute waren es grobe, ungefüge Dinger, welche die englische Bezeichnung „Boneshakers“ (Knochenschüttler) vollauf verdienten, aber trotzdem bemühte man sich, da die Nützlichkeit des Velocipeds auch bei seinen ungeschlachten Vorläufern mit Händen zu greifen war, die Maschinen für die Zwecke des Verkehrs dienstbar zu machen, und der Wunsch war der Vater des Gedankens, wenn die Witzblätter aus jener Zeit „Zukunftsbilder“ zeichneten, auf welchen Briefträger, Soldaten, Kaminkehrer, Aerzte, Dienstmänner und Bäckerjungen als Radfahrer abgebildet waren. Die Gegenwart hat jene Prophezeiungen weit hinter sich gelassen, denn unlängst wurde sogar berichtet, daß eine Hebamme sich des Rades für ihre Berufspflichten bedient, und das Bild von „Cyclopolis“, welches jetzt viel Heiterkeit erregt, wird vielleicht in weiteren 25 Jahren den Thatsachen entsprechen.

Der deutsche Radfahrsport hat seinen Aufschwung dem niedrigen Zweirad zu verdanken. Denn so lange die riesigen, gefährlichen Hochräder der Weisheit letzter Schluß in der Fahrradfabrikation waren, konnte das Radfahren nicht populär werden, während es sich wie mit einem Schlage die Welt eroberte, als der bequeme, ungefährliche, für Alt und Jung, Mann und Frau gleich bequeme Rover zur Einführung kam, und die Erfindung der Pneumatik-Reifen vollendete den Sieg. Aber mit der Zahl der Radfahrer wächst auch die Vervollkommnung der Technik, wächst die Wohlfeilheit der Preise auch für gute Maschinen, und je billiger wiederum die Maschinen werden, desto mehr Personen sind in der Lage, sich dem Radfahren zuzuwenden. Die Zahl der Radfahrer in Deutschland vergrößert sich derartig sprungweise, daß man bei der Benennung einer Ziffer immer schon von den Thatsachen überholt wird; das Rad ist das begehrteste und beliebteste Weihnachtsgeschenk geworden, und in jedem Frühjahr, wenn die Wege und Chausseen fest und trocken werden, ergießt sich eine Fluth von Tausenden von Rädern aus den Fabriken in das Publikum der Radler und Derjenigen, die es werden wollen.

Daß neben der sich immer weiter ausbreitenden Verwendung des Rades für die Zwecke der Bewegung und Beförderung auch seine rein sportliche Benutzung viel Interesse erregt, ist erklärlich, denn jeder Radfahrer sieht es gern einmal mit an, wie weit man es in der Kunst, die er neben seiner täglichen Beschäftigung betreibt, bringen kann, wenn

man sich ihr ganz allein widmet. Aber immerhin ist die von der Radwelt aufgestellte Statistik überraschend, nach welcher im Jahre 1896 in Deutschland an 55 Orten 180 Renntage mit 1011 Rennen abgehalten worden sind. — Die ernsteste und bedeutungsvollste Verwendung des Rades ist sicherlich diejenige für den Kriegsdienst. Auch hier schwanden die Bedenken, die gegenüber den groben Maschinen früherer Jahre mit Recht gehegt wurden, erst, als sich der Rover in seiner jetzigen Gestalt präsentirte, und die deutsche Armee hat, gleich den Heeren der anderen Staaten, die besten Erfahrungen mit den „reitenden Infanteristen" gemacht, deren Zahl von Jahr zu Jahr wächst, wie ja überhaupt das Anwendungsgebiet des Rades sich immer wieder vergrößert, sobald man auf irgend einem ihm bis dahin verschlossenen Felde mit ihm einen Versuch wagt. Für die Radfahrer Berlins war seit dem Radfahrerkongreß von 1886 das wichtigste Ereigniß die vor nunmehr einem Jahre erfolgte Freigabe der Straßen Berlins für den allgemeinen Fahrradverkehr, und da die Auswüchse, welche die neu errungene Freiheit theilweise mit sich brachte und die in unerträglicher Zügellosigkeit einer bestimmten Kategorie von Radfahrern sich äußerten, nun durch die besonnenen Elemente fast gänzlich unterdrückt sind, liegt zur Wiedereinführung von Beschränkungen, von denen vielfach die Rede war, kein Grund mehr vor, und die Radfahrer können thatsächlich mit dem Bewußtsein, daß ihnen die Zukunft gehört, in die neue Saison eintreten, die ihnen in noch viel höherem Maße wie bisher die denkbar wirksamsten Bundesgenossen bringen wird: die Damen, welche am Radfahren ein ungeahntes Vergnügen finden und sich ihm daher immer mehr zuwenden.

Auch ein anderer Sport, der jetzt Allgemeingut ohne jeden Unterschied ist, erlangte seinerzeit erst die für seine Ausbreitung erforderliche Popularität, als die Damen sich ihm widmeten. Das ist das Schlittschuhlaufen. Noch vor wenigen Jahrzehnten galt seine Uebung durch die Damen für eine auffallende Ausnahme und zwar keineswegs für eine rühmliche, bis dann die Einsicht in die gesunden Wirkungen des Sports die Bedenken besiegte, wenn auch erst mit der Erfindung der neuen Schlittschuhmodelle das elegante und sogar kunstvolle Laufen aufkam, das heutzutage großen Zuschauermengen nicht weniger Vergnügen zu bereiten scheint, als den graziösen Schlittschuhläuferinnen und Schlittschuhläufern selbst. Die Skatinkrinks, jene künstlichen Eisbahnen, die man mit Rollschlittschuhen befuhr, sind dagegen wieder völlig verschwunden.

Aber während die Damen, deren Verdienste um die Einführung des Lawn-Tennisspiels in Deutschland auch

nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen, zu Lande und auf der festen Fläche des winterlich gefrorenen Sees und Flusses den Kampf gegenüber den „Herren der Schöpfung" mit Erfolg aufgenommen haben, gehört Letzteren das fließende Wasser noch allein, wenigstens soweit es sich um sportliche Kraftentfaltung handelt, denn die Schwimmkunst wird, allerdings in bescheidenen Grenzen, auch von der Damenwelt erfreulicherweise fleißig gepflegt. Aber Wettschwimmen und ebenso Rudern und Segeln, die naturgemäß, abgesehen von erheblichen Fortschritten der Technik im Bootsbau in den beiden letztgenannten Zweigen des Wassersports, Veränderungen wenig unterworfen sind, bleiben doch Uebungen, die sich lediglich für den Mann eignen. Es sind sogar Bedenken, die man nicht kurzer Hand abweisen darf, geltend gemacht worden gegen die in den letzten Jahren gesteigerte Beschäftigung der männlichen Jugend mit Schwimmen, Rudern und Segeln, und manche Schulleiter wenden sich energisch gegen das zeitraubende Training ihrer Schüler, das sie oftmals ungebührlich lange von den Gegenständen der Schule abzieht, auf das aber die jugendlichen Sportsmen nicht verzichten zu können erklären, wenn sie die Schülerregatta, die alljährlich in Grünau stattfindet, ehrenvoll bestreiten sollen. — Die Ruder- und Segelregatten stehen in Berlin seit einer Reihe von Jahren sehr in Flor, und die Zahl der Vereine, welche diese Sportzweige pflegen, wächst beständig, besonders da das Interesse, das der Kaiser dem Bootsport entgegenbringt, als Vorbild wirkt. Denn der Monarch läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne den Ruderern und Seglern seine Sympathie zu bezeugen, er setzt Preise aus, wohnt den Regatten bei und ermuntert die Sieger durch mündliche oder telegraphische Glückwünsche. Ob die kaiserliche Rennyacht „Meteor", die im vorigen Jahre in England einen Siegeszug sondergleichen zurückgelegt hat, nach dem noch in frischer Erinnerung stehenden Unglücksfall bei Cowes wieder starten wird, ist noch unentschieden, aber daß das Interesse, welches der Kaiser an den sportlichen Kämpfen zu Wasser nimmt, unvermindert ist, hat er erst unlängst wieder dadurch bewiesen, daß er selbst eine Zeichnung für eine Vase entwarf, die er als Siegespreis für eine aus Anlaß des bevorstehenden Regierungsjubiläums der Königin von England abzuhaltende Regatta in der Nähe von Helgoland auszusetzen gedenkt.

.... Aber das gehört ja schon in die Sportgeschichte der — nächsten 25 Jahre!



Die kommunale Entwickelung der Reichshauptstadt.

Von

E. Friedel.

I. Bevölkerung und Weichbild. Der außerordentliche Aufschwung Berlins markirt sich zu Beginn unserer 25jährigen Periode äußerlich schon durch die ungewöhnliche Zunahme der Bevölkerung. Während 1860 erst 493 394 Seelen, werden deren 1870 bereits 774 452, im Jahre 1872 864 214 gezählt. 1877 wird mit 1 024 183 die zur Weltstadt nöthige Million bereits überschritten, 1890 zählen wir 1 578 517, im Jahre 1895 1 678 527 und Ende 1896 über 1 700 000 Einwohner. In den letzten Jahren hat die absolute Vermehrung der Bevölkerung nachgelassen, theils weil das Weichbild thatsächlich zum großen Theil ausgebaut, theils wegen mangelnder Entwässerung (XI. Radialsystem) im Norden und Nordosten noch nicht zum Anbau fertig gestellt ist. Eine erfreuliche Zunahme zeigt der Fremdenverkehr, der von ca. 80 000 Köpfen 1872 auf fast 600 000 gestiegen ist. Daneben haben die mit Berlin verbundenen Vororte von dem Ueberfluß der Hauptstadt für sich an Menschen, Kapital und wirthschaftlichen Verbesserungen geschöpft, und es scheint im Gefolge der seit 1872 enorm vermehrten Verkehrsmittel das einzutreten, was Paulsen (System der Ethik, S. 402) als den schönsten Gewinn bezeichnet, den uns die fortschreitende Entwickelung der Verkehrsmittel bringt, daß nämlich diese allmälig von selbst dazu führt, die bedenkliche Anhäufung von Menschenmassen in den Großstädten in die Vororte ringsum wieder abzuführen und auszubreiten.

Die Veränderungen des Weichbildes sind während dieser ganzen Zeit so geringe, daß sie, weil nur Abrundungen und Ausgleichungen an den Nachbargrenzen, kaum Erwähnung verdienen. Angeregt ist aber seit über fünf Jahren die Angliederung von Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf, Treptow, Rummelsburg, Stralau und Friedrichsberg, wobei freilich im Laufe der Berathungen und Verhandlungen sowohl die Ansichten der betheiligten Kommunen als auch der Staatsregierung derartig geschwankt haben, daß die Frage der Schaffung eines Groß-Berlin wahrscheinlich als eine ungelöste in das neue Jahrhundert hineintreten wird.

II. Vermögen der Stadt. Hat das Vermögen der Stadt sich entsprechend der Zunahme der Einwohnerzahl vermehrt? Die Frage ist wegen der vielen Vordersätze und Bedingungen, welche sie involvirt, nicht ganz leicht, selbst von einem erfahrenen Statistiker und Volkswirth, zu beantworten. Im Anfang unserer Berichtsperiode, mindestens von 1873 ab, folgt auf den Siegestaumel der Gründerzeit der mehrere Jahre in seinen vernichtenden und hemmenden Wirkungen andauernde ausgesprochene „Krach“, die vermögensrechtliche Depression, welche sich insbesondere in den Steuererträgen kennzeichnet. Dennoch hat das städtische Budget in Ausgabe und Einnahme nicht nur stetig balancirt, sondern eine ununterbrochene Steigerung zu verzeichnen. Im Jahre 1880/81 betrug der Etat 39 107 289 M. Das vergleichsweise nicht erhebliche Kämmereivermögen erbrachte hiervon nur 681 664 M., während 32 968 021 M. sich aus der Steuerkraft der Bevölkerung ergaben.

Der werbende Kämmereibesitz stellte sich 1895 auf 46 505 334 M., der ertraglose Grundbesitz auf 197 280 817 M. Die städtischen Werke repräsentirten 112 859 375 M. Das gesammte unbewegliche Gemeindevermögen ist bis 356 045 520 M., das bewegliche bis 186 693 942 M., das ganze Vermögen auf 543 339 408 M. angewachsen, dem 288 803 031 M. Passiva gegenüberstehen. Mit den Stiftungsfonds besaß die Stadt 288 534 204 M. Reinvermögen.

III. Straßen, Plätze, Brücken, Wasserbauten, Gartenanlagen, Straßenreinigung und Straßenbesprengung. Obwohl das Weichbild, wie bereits gesagt, in der Berichtszeit kaum verändert worden ist, wurde der Ausbau des Straßennetzes, der Plätze und Brücken mit einem Eifer wie niemals zuvor betrieben. Es ist dies besonders vom 1. Januar 1876 an bemerklich, mit welchem Tage das bis dahin fiskalische Eigenthum an den Straßen, Plätzen und Brücken Berlins in der gesammten älteren Stadt, zugleich mit Uebertragung der örtlichen Straßenbaupolizei an den Ober-

bürgermeister, auf die Stadtgemeinde überging. Es galt nunmehr, nicht blos die schlechte Pflasterung und die hölzernen Klappbrücken zu beseitigen, sondern auch neue Verkehrswege im Inneren und nach den Vororten hin zu eröffnen. Der Raum verbietet es, alles anzuführen, was in diesen Beziehungen geschehen. Zweifellos ist Berlin im Laufe der letzten 25 Jahre in Bezug auf Aussehen und Wegsamkeit seiner Straßen, Plätze und Brücken eine der bequemsten und schönsten Städte der Erde geworden. 1876 betrug die dem Verkehr dienende öffentliche Fahrdammfläche 3 337 000 qm, 1896 ca. 5 550 000 qm. In die Zeit ab 1878 fallen mehrere großartige Neuanlagen, vor allem die Kaiser Wilhelm-Straße, die Beseitigung der Königsmauer und des Großen Jüdenhofes unter Verbreiterung der Neuen Friedrichstraße und weiterhin der Rosenstraße, die Anlage des Reichstagsufers, der Durchbruch der Zimmerstraße (Prinz Albrechtstraße), der Ackerstraße und der Taubenstraße, die Unterführung der Yorkstraße unter den Eisenbahnen, die Regulirung des Spittelmarktes und des Potsdamer Platzes und so fort.

In Gemeinschaft mit dem Fiskus wurde die Kanalisirung und Tieferlegung der Spree zwecks besserer Verbindung zwischen Elbe und Oder unter Aufwendung vieler Millionen und gänzlicher Umgestaltung des Mühlendamms bewirkt, wobei das seit über 600 Jahren durch die Mühlenwehre des letzteren gesperrte alte und eigentliche alte Flußbett der Spree seiner natürlichen Bestimmung zurückgegeben ward. Unter den städtischen Brückenbauten seien nur erwähnt die prächtige Kaiser Wilhelm-Brücke, die Friedrichsbrücke, die Kurfürstenbrücke, die Marschall-, Moltke- und Lutherbrücke und die ihrer Vollendung nahe Weidendammer und Oberbaumbrücke, letztere durch Länge und Aufbau besonders imponirend.

Berlin war an städtischen Parkanlagen vor unserer Berichtsperiode arm. Inzwischen sind hinzugekommen: Vergrößerungen des Humboldthains und des Treptower Parks, insbesondere aber der von Einheimischen und Fremden mit Recht bewunderte Viktoriapark. Die gärtnerische Ausschmückung der vielen öffentlichen Plätze, die Millionen erfordert hat, dürfen wir nur allgemein erwähnen.

Auch der vortrefflichen systematischen Straßenreinigung und der bei einer an sich zur Staubbildung besonders geneigten Stadt wie Berlin doppelt wünschenswerthen ausgiebigen Straßenbesprengung, die sich erst in den letzten 20 Jahren vervollkommnet hat, sei hier gedacht.

IV. Städtischer Hochbau. Obwohl gegen die stilistische Ausführung der unter dem Regime des Stadtbauraths Blanken-

stein entstandenen städtischen Bauten wegen ihrer Eintönigkeit und Verkennung des volksthümlichen Elements mit Recht geeifert worden ist, so darf doch zugegeben werden, daß die massenhaften Bauten von Schul- und Verwaltungshäusern korrekt und zweckdienlich ausgeführt wurden, und daß das Polizeipräsidialgebäude sowie das der Sparkasse gehörige Mühlendammgebäude von imponirenden Verhältnissen sind.

V. Städtische Werke und wirthschaftliche Einrichtungen. Die Umgestaltung der Straßen Berlins wäre ohne die unterirdische, die offenen Rinnsteine verbannende Entwässerung Berlins unmöglich gewesen. Die Kanalisation Berlins, die bis auf das XI. Radialsystem ebenfalls fast ausschließlich in unsere Berichtszeit fällt, ist das unbestrittene Verdienst des im Mai d. J. in den verdienten Ruhestand tretenden Stadtbauraths James Hobrecht, ebenso die rationelle Ausnutzung der durch gewaltige Maschinenkraft aus dem Inneren der Stadt herausgepumpten Abwässer auf Rieselfelder, in denen der in jenen enthaltene ausgiebige Dungstoff rationell nach landwirthschaftlichen Grundsätzen ausgenutzt wird. Zu Beginn unserer Periode wurden die Güter Osdorf mit 808 Hektar als Rieselgüter erworben. Jetzt sind, von vielen Einzelparzellen abgesehen, die Rittergüter bezw. Bauerngüter Heinersdorf, Groß- und Klein-Beeren, Falkenberg, Bürknersfelde, Hohen-Schönhausen, Ahrensfelde, Wartenberg, Malchow, Blankenburg, Rosenthal, Blankenfelde, Möllersfelde, Lindenhof, Hellersdorf, Schenkendorf, Sputendorf, Ruhlsdorf, Gütergotz und Buch für den gleichen Zweck erworben worden. Dieses Areal macht Berlin zum größten Grundbesitzer der Provinz Brandenburg mit einem Hektarumfang, der manchem deutschen Fürstenthum nahe kommt.

Wie die Straßenreform nicht ohne die Kanalisation, so ist letztere nicht ohne die Bewässerung Berlins ausführbar gewesen. Für die Wasserversorgung Berlins haben die städtischen Behörden zweifellos nicht rechtzeitig gesorgt, und wenn auch ungern, muß selbst ein städtischer Historiograph zugestehen, daß die Staatsbehörde Recht hatte, wenn sie, angesichts des beharrlichen Zögerns auf Seiten des Magistrats und der Stadtverordneten, im Jahre 1852 einer englischen Gesellschaft die Konzession zu den Berliner Wasserwerken gab. Erst 1873, am 1. Juli, gingen dieselben mitsammt ihrem vortrefflichen Chefingenieur Henry Gill in den städtischen Dienst über. Bereits 1878 wurden neue Wasserbezugsquellen in der Nähe des Tegeler Sees erworben und ein Versuch gemacht, das nöthige Trinkwasser aus Tiefbrunnen zu gewinnen. Leider scheiterte dieser Versuch daran, daß das

Wasser wie fast überall in Berlins Umgegend, in dem diluvialen Untergrunde eisenhaltig und eine Brutstelle einer das Wasser trübe und unbrauchbar machenden Alge, Crenothrix polysporo, wurde. Hätte man damals das inzwischen vervollkommnete Enteisenungsverfahren des Wassers gekannt, dann würde man diese natürlichste und rationellste Wassergewinnungsmethode beibehalten haben, so aber nöthigte das unabweisbare Bedürfniß sofort, das Wasser des Tegeler Sees unter Filtration zu benutzen, ein System, welches Gill bereits bei den Stralauer Werken und bei Entnahme von Oberspreewasser eingeführt hatte, und welches seitdem das herrschende auch bei der großartigen neuen Wasserhebestation des Müggelsees geworden ist. Mikrobenfrei ist dies Wasser trotz der sorgfältigsten Sandfiltrirung nicht, eine energische Probe auf seine absolute Unschädlichkeit hat es, da wir, Gott Lob! eine eigentliche Cholera-Epidemie inzwischen nicht gehabt haben, noch keineswegs bestanden. Hoffen wir, daß es auch einer solchen im Ernstfalle gewachsen sein wird! Jedenfalls haben infolge des reichlichen und verbesserten Trinkwassers sich die Gesundheitsverhältnisse Berlins — dies beweist der Rückgang der typhösen Fieber — in unserer Berichtsperiode außerordentlich verbessert.

Mehr Licht, stärkeres Licht! ist eine der energischsten großstädtischen Forderungen geworden. Auch hier ist die Initiative zu der ersten besseren, durch Steinkohlengas bewirkten Beleuchtung durch Privatunternehmer, die Imperial Continental Gas-Association, vom 1. Januar 1826 ab durch Vermittelung der Staatsbehörde mit englischem Kapital erfolgt. Diese Gesellschaft hat sich behauptet, daneben eröffneten die städtischen Behörden am 1. Juli 1847 eigene Gaswerke, und sind von da ab beide Lichtquellen bis heute in einem einander zum gemeinen Besten anspornenden Wettbewerb geblieben. In Bezug auf die Verbilligung des Gases für wirthschaftliche Zwecke haben die Engländer vor einigen Jahren die Stadtverwaltung überholt, und nur zögernd lenkt die letztere in dieselbe Bahn ein. Sie sollte es noch viel entgegenkommender als bisher thun, weil mit der immer mehr sich ausdehnenden elektrischen Beleuchtung die Gefahr, daß das Gas für Beleuchtungszwecke zurückgedrängt werde, beständig wächst. Bedenkt man, daß die Stadtverwaltung in ihre Gaswerkanlagen bis heute ca. 80 Millionen Mark hineingesteckt hat, so würde eine Außerbetriebsetzung der Werke mangels Abnehmer des Leuchtgases einen gewaltigen Kapitalsverlust für das städtische Vermögen bedeuten, welcher Kalamität eigentlich nur durch den Vertrieb des Gases für industrielle und hauswirthschaftliche Anlagen einigermaßen wird begegnet werden können.

Zu den städtischen Unternehmungen, welche dem gemeinen Nutzen dienen, ohne, wie die Gas- und Wasserwerke, Ueberschußgewinnste abzuwerfen, gehören die städtischen Markthallen, die an Stelle der unwürdigen und unleidlichen ungeschützten Wochenmärkte unter freiem Himmel getreten sind. Sehen wir von dem verunglückten Versuch einer privaten Markthalle an der Karlstraße im Jahre 1868 ab, so fallen sämmtliche Markthallen in unsere Berichtsperiode, und mußten wir bei den Wasserwerken und der Gasbeleuchtung eine Säumigkeit der städtischen Behörden rügen, so können wir der letzteren den Vorwurf nicht ersparen, daß sie bei den Markthallen sich etwas überstürzt, zu viele und zum Theil an ungeeigneten Stellen belegene derartige Institute geschaffen hat. 1883 wurde die Central-Markthalle am Alexander-Platz in Verbindung mit der Stadtbahn gebaut; diese, jetzt auf den Großhandel erweiterte Unternehmung ist für die Lebensmittelversorgung Berlins von größter Wichtigkeit. Demnächst prosperirten die Markthallen an der Friedrichstraße, auf dem Magdeburger Platz, an der Ackerstraße, an der Luckauerstraße; ganz verfehlt ist dagegen die Markthalle an der Grünthalerstraße.

Fast noch wichtiger war in unserem Zeitabschnitt die Einrichtung des städtischen Central-Schlacht- und Viehhofes, verbunden mit zwangsweiser Fleischschau, denn die Hausschlächtereien waren in gesundheitlicher Beziehung eine wahre Plage für die Stadt geworden. Auch hier war seit 1870 ein mangelhafter Vorläufer an der Brunnenstraße, welcher vor der städtischen Mitbewerbung nicht bestehen konnte, als am 1. März 1881 im äußersten Nordosten der neue Central-Viehhof mit ca. 39 Hektar Grundfläche eröffnet wurde.

VI. Städtisches Schul- und Bildungswesen. Auf diesem gemeinnützigen Gebiet haben sich die städtischen Behörden mit einem Feuereifer innerhalb der letzten 20 bis 25 Jahre aufwärts bewegt, der vorher seinesgleichen nicht entfernt aufzuweisen hat. Zu den älteren Gymnasien (Kloster, Friedrichs-Werder, Friedrichs-Gymnasium, Kölln, Königstadt, Luisenstadt) sind hinzugekommen das Askanische, Humboldt-, Leibniz-, Lessing- und Sophien-Gymnasium. Die übrigen nichtklassischen höheren Schulen sind theils zu erweiterten Studienzwecken vorgeschritten, theils erheblich vermehrt worden: Andreas-, Dorotheenstädtisches, Falk-, Friedrichs-, Königstädtisches, Luisenstädtisches und Sophien-Realgymnasium, zwei Oberrealschulen und zwölf sämmtlich in den letzten Jahren entstandene Realschulen. Daneben ist das weibliche Unterrichtswesen, wie sechs höhere Mädchen-

schulen bezeugen, nicht vernachlässigt worden. Welche ungeheuere Menge von Gemeindeschulen in der fraglichen Zeit neu entstanden, ist allbekannt. Hiermit sind Turnplätze und Spielplätze, um dem Wahlspruch mens sana in corpore sano gerecht zu werden, in verschiedenen Stadtgegenden verbunden worden.

Fast ausschließlich unserer Periode angehörig erscheinen die vier städtischen Fortbildungsanstalten und 27 Fortbildungsschulen. Ebenso erblüht ist in derselben Zeit das gewerbliche Unterrichtswesen, zunächst 17 eigentliche Fachschulen, denen die Stadt Zuschüsse und Lokale gewährt, ferner die zwei umfangreichen städtischen Handwerkerschulen, die Baugewerkschule, die städtische Webeschule, die Tischlerschule und der hauptsächlich zur Förderung der Metallindustrie bestimmte Gewerbesaal.

Zu den städtischen Bildungsinstituten im weitesten Sinne gehört auch das 1874 begründete Märkische Provinzial-Museum mit seinen zwei der Heimathkunde gewidmeten Abtheilungen für Natur- und Kulturkunde. In ganz unzulänglichen Räumen derzeit untergebracht, soll es nach einem kürzlichen Gemeindebeschluß ein würdigeres und eigenes Heim am Märkischen Platz erhalten.

Der Veredelung des Geschmackes dient auch die im Jahre 1893 ins Leben gerufene Städtische Deputation für Kunstzwecke, welcher die schöne Aufgabe obliegt, die großen städtischen Gebäude sowie die öffentlichen Plätze und Anlagen allmälig mit Werken der monumentalen Kunst, Malerei und Bildnerei auszustatten.

VII. Gesundheitspflege im engeren und weiteren Sinne. Zu den Krankenhäusern Friedrichshain und Moabit, welche in der Berichtszeit erheblich erweitert wurden, ist das Urban-Krankenhaus hinzugetreten, außerdem der Plan für ein viertes großes Krankenhaus am Nordufer genehmigt worden. Hierzu treten, neuerdings angelegt: die Städtische Irren- und Idiotenanstalt zu Dalldorf, die Irrenanstalt Herzberge zu Lichtenberg und die Anstalt für Epileptische, Wuhlgarten bei Biesdorf. In großartiger Weise ist in den letzten Jahren für Hospitaliten und Sieche durch die großen Anstalten an der Fröbel- und an der Pallisaden-Straße gesorgt.

Die prächtigen Herrenhäuser der für Rieselzwecke erworbenen Rittergüter in Heinersdorf bei Groß-Lichterfelde, Blankenburg, Blankenfelde und Malchow sind in

den letzten 10 Jahren mit erheblichem Aufwande in Heimstätten für Genesende verwandelt.

Seit einigen Jahren hat die Kommune auch das öffentliche Badewesen in die Hand nehmen zu sollen geglaubt und außer 11 offenen Badeanstalten in den freien Wasserläufen drei prächtige geschlossene Volksbadeanstalten ins Leben gerufen.

Das Rettungswesen ist ebenfalls, soweit es Wassersgefahr anlangt, erst in der jüngsten Vergangenheit durch Einrichtungen an den Brücken vom Magistrat organisirt worden.

Fast noch wichtiger erscheinen in gesundheitlicher Beziehung die vor 5 Jahren begründeten zwei städtischen Desinfektionsanstalten, welche, durch Verhütung der Ansteckung, unendliche Wohlthaten in weitesten Kreisen der Bevölkerung spenden.

Vollständig reformirt endlich ist seit ca. 15 Jahren das städtische Bestattungswesen. Der Berliner Gemeindefriedhof zu Friedrichsfelde, welcher absichtlich mehr als ein öffentlicher Park als einer der herkömmlichen kirchlichen Todtenäcker angelegt ist, gilt als vorbildlich für ganz Deutschland. Entschieden hat sich die städtische Verwaltung für die Feuerbestattung ausgesprochen und, trotz des heftigen Widerstandes einer auf Irrwegen wandelnden Geistlichkeit, im Jahre 1896 wenigstens die Erlaubniß zur Verbrennung solcher Leichen, welche infolge Sektion &c. ihre Individualität eingebüßt haben, erlangt.

VIII. Städtische Wohlthätigkeitsanstalten. Umfangreich und überaus segensreich sind die Altersversorgungsanstalten und Spitäler, welche theils direkt unter dem Magistrat stehen, theils wenigstens von ihm patronisirt und unterstützt werden. Erwähnt sei nur die in unserer Berichtszeit geschaffene großartige Kaiser Wilhelm- und Augusta-Stiftung, Schulstraße 97—98. — Das vor wenigen Jahren gebaute weitläufige Städtische Obdach in der Fröbelstraße gewährt Tausenden der Aermsten unter den Armen Unterkommen und Schutz gegen Hunger und rauhe Witterung.

Die Armenpflege der Stadt hat in unserer Berichtszeit unter dem erkennbaren Einfluß ethischer Anschauungen ihre Thätigkeit sowohl ausgedehnt wie vertieft, und es freut uns, gerade zum Abschluß unseres Berichts noch anführen zu können, daß man in der Individualisirung der Armenbehandlung und in ihrer noch humaneren Behandlung einen wichtigen weiteren Schritt durch den Beschluß gethan hat, Armen-Aemter nach Bedürfniß zu errichten und hierbei die Frauenwelt zur Armenflege mit heranzuziehen. Bei der Waisen-

pflege hat man diesen Schritt bereits zum größten Segen derselben gethan. Insbesondere ist die hier während der fraglichen Zeit zur konsequenten Durchführung gelangte Maßregel zu begrüßen, daß man das Kasernirungssystem aufgegeben und die weiblichen Waisen sämmtlich, aber auch von den Knaben bereits viele, in familiärer Pflege, oft weit von Berlin entfernt und in möglichst gesunder Umgebung, untergebracht hat.

Sittlich verkommenen Kindern ist das Städtische Erziehungshaus für verwahrloste Knaben zu Lichtenberg und das für verwahrloste Mädchen zu Klein-Beeren gewidmet, beides kommunale Schöpfungen erfreulichster Art aus den letztvergangenen Jahren.

Selbst auf diejenigen zu Strafhaft und Korrektionsnachhaft Verurtheilten, welche im städtischen Arbeitshause unterzubringen sind, sucht man seit circa 15 Jahren im Geist moderner Menschlichkeit bessernd und erziehlich einzuwirken, indem man die Gefangenen so viel wie möglich im Freien bei gesunder ländlicher Beschäftigung auf den städtischen Rieselfeldern verwendet.

Wir schließen hiermit unsere kurzgedrängte Uebersicht der letztverflossenen kommunalen Entwickelung Berlins in der gesicherten Ueberzeugung, daß unsere derzeitige Bürgerschaft und ihre geordnete Vertretung in das 20. Jahrhundert, ohne sich ihrer Thätigkeit schämen zu müssen, eintreten darf. Manche Verbesserung auf kommunalem Gebiete wird auch das neue Säkulum herausfinden und anbringen, allein es möge nimmer vergessen, daß das Gemeindewesen Berlins doch in erster Linie auf der nie ermüdeten Thätigkeit besonders des letztverflossenen Vierteljahrhunderts fest und sicher für die Nachkommen begründet worden ist.





Aus der Berliner Lokal-Chronik.

Von

K. Keller.

Es ist charakteristisch, daß selbst die Verwaltungsberichte unserer Behörden einen begeisterten und schwungvollen Ton anschlagen, wenn sie die Entfaltung Berlins zur Weltstadt, seine Bedeutung als Mittel- und Brennpunkt des deutschen Lebens schildern. Seit Jahrzehnten war die Größe der Stadt gleichsam vorbereitet, aber erst mit dem Augenblick, wo sie Sitz des deutschen Kaiserthums wurde, begann jene gewaltige, stetig fortschreitende Entwickelung, welche die Metropole auf ihre heutige Höhe emporhob. Hand in Hand mit dem räumlichen Wachsthum ging die Entfaltung großstädtischen Lebens, die Ereignisse drängten sich, jeder Tag brachte neue Erscheinungen, neue Vorgänge. Eine unendliche Reihe von Bildern zeigt die Lokalchronik der letzten 25 Jahre. Sie alle festzuhalten, wäre ein zweckloses Beginnen; nur einzelne Momente seien fixirt aus der Flucht der Erscheinungen.

Am 11. Juni 1879. Die Straßen erstrahlen Abends im Scheine von Millionen von Lichtern, die Häuser sind mit Guirlanden geschmückt, die Fahnen flattern im Winde. Ungeheure Menschenmassen drängen nach den Linden: die Bevölkerung von Berlin bringt Kaiser Wilhelm I. und der Kaiserin Augusta ihre Glückwünsche zur goldenen Hochzeit dar. Und zwanzig Monate später, am 27. Februar 1881, sind wieder Festtage in der Hauptstadt, Prinz Wilhelm, der jetzige Kaiser, feiert seine Vermählung mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

Am 22. März 1887, dem 90. Geburtstage Wilhelms I., veranstaltet Berlin wieder eine Illumination, es ist eine der großartigsten, die man je gesehen; trotz der naßkalten Witterung bewegen sich Hunderttausende durch die Straßen, und vor dem Palais Unter den Linden schallen brausende Hochrufe durch die Luft. — Noch ist nicht ein volles Jahr verflossen, da füllt eine trauernde Menschenmasse den großen Platz vor dem Dom; in dem Gotteshause ist die Leiche des Kaisers aufgebahrt. Tagelang drängt sich das Volk auf dem schneebedeckten Platze, der Verkehr ist unterbrochen, bis sich dann ein düsterer Leichenzug durch die Straße Unter den Linden bewegt, der die Stadt Berlin einen ernsten, prachtvollen Trauerschmuck angelegt hat. . .

Glanzvolles und bewegtes Leben sah zu anderer Zeit die Hauptstadt bei Gelegenheit der Monarchenbesuche, der Kongresse und wissenschaftlichen Versammlungen und „Tage". Dem König Humbert von Italien und dem Kaiser Franz Joseph wurden prunkvolle Empfänge bereitet. Auch Kaiser Alexander III. zählte wiederholt zu den Gästen Berlins; hiervon merkte die Bevölkerung, infolge der strengen Absperrungsmaßregeln, freilich wenig. Besonderes Interesse brachte die Bevölkerung dem Kongresse zur Regelung der orientalischen Angelegenheiten, der Kongokonferenz und der internationalen Arbeiterschutzkonferenz entgegen. Zahllos waren die Kongresse und Wanderversammlungen von Gelehrten, Industriellen, Berufsgenossen aller Art. Juristen und Aerzte, Naturforscher, Anthropologen, Geographen, Philologen, Schriftsteller, Landwirthe, Elektriker, Bierbrauer und viele Andere hielten in Berlin ihre Berathungen. Besonders reich an Kongressen und Wanderversammlungen war das verflossene Ausstellungsjahr, das uns ja auch einen reichen Besuch von anderen Gästen gebracht hat.

Zu einer Weltausstellung konnte es Berlin freilich noch nicht bringen, aber es leistete doch recht Beachtenswerthes auf dem Gebiete der Einzelausstellungen. In bestem Andenken steht noch die Gewerbeausstellung von 1879, die nicht nur einen guten pekuniären Erfolg brachte (500,000 Mk. Ueberschuß), sondern auch dem Berliner Markt ein großes Absatzgebiet öffnete. Schloß die Ausstellung des abgelaufenen Jahres auch mit einem nicht unbeträchtlichen Defizit ab, so war sie doch von unberechenbarem Werthe durch das Bild, welches sie von der Leistungsfähigkeit der Berliner Industrie gab. Von Bedeutung waren auch die Fischereiausstellung und die Hygieneausstellung. Die letztere, die im Jahre 1882 eröffnet werden sollte, hatte allerdings ein böses Mißgeschick

zu bestehen, sie wurde durch einen Brand völlig vernichtet, konnte aber im folgenden Jahre in größerer Ausdehnung und besserer Anordnung eröffnet werden. Am 25. Mai 1886 wurde in Moabit die Jubiläums-Kunstausstellung eröffnet, die einen großen Erfolg erzielte. Das Jahr 1889 brachte uns die Ausstellung für Unfallverhütung, das Jahr 1894 die Landwirthschaftsausstellung im Treptower Park, die hohe Besuchsziffern verzeichnete.

In ganz hervorragender Weise hat sich der Verkehr in Berlin entwickelt. Im Jahre 1873 — bis dahin bestand nur die Pferdebahnstrecke Kupfergraben-Charlottenburg beziehungsweise Westend — begann der Ausbau des Straßenbahnnetzes. Die erste Linie war die vom Rosenthaler Thor nach der Stettiner Bahn. Aus der Verbindung und dem Ineinandergreifen verschiedener einzelner Strecken entstand von 1873 bis 1879 die 1⅘ Meilen lange Ringbahn, welche alle Vorstädte unter einander verbindet. Außer diesen Strecken wurden von 1873 bis 1880 noch 28 neue Pferdebahnlinien eröffnet. Am Jahresschlusse 1890 betrug die Gesammtlänge der einzelnen Geleise 313,572 Meter = 41⅘ Meilen. Inzwischen sind noch weitere ausgedehnte Strecken, die besonders der Gewerbeausstellung ihr Entstehen verdanken, hinzugekommen. — Eine neue Verkehrsentwickelung brachte die im Jahre 1882 eröffnete Stadtbahn, die mit einem Kostenaufwand von rund 72 Millionen Mark hergestellt wurde. Auf einen Kilometer entfallen etwa 5 Millionen Mark Herstellungskosten. — Ueber den Umfang des Berliner Verkehrs unterrichten besser als breite Schilderungen nackte Ziffern. Die Zahl der mittelst Pferdebahnen beförderten Personen betrug im Jahre 1873: 3,783,130, sie war im Jahre 1880 bereits auf 51,557,037 gestiegen und erreichte im Jahre 1890 die gewaltige Höhe von 140,957,271. Die Stadt- und Ringbahn beförderte in dem Eröffnungsjahre 1882: 9,420,000, im Jahre 1890: 33,191,549 Personen. Gegenwärtig ist sie, wie in der letzten Sitzung des Bezirkseisenbahnraths gesagt wurde, „an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit" angelangt, aber dieser Versicherung will Niemand Glauben schenken. Richtig ist allerdings, daß die gegenwärtigen Beförderungs-Mittel den gesteigerten Anforderungen nicht mehr genügen. Das Heil der Zukunft erblickt man in der Elektrizität. Ein Anfang mit der Einführung des elektrischen Betriebs ist ja bereits gemacht, und der Bau der elektrischen Hochbahn, welche den Osten mit dem Westen der Stadt verbinden soll, ist im verflossenen Jahre in Angriff genommen worden. Hoffentlich kommt die Umwandlung des gesammten Pferdebahnbetriebs in elektrischen bald zur Durchführung.

Der wachsenden Bedeutung Berlins entsprach auch die Bauthätigkeit, die nach dem Kriege einen mächtigen Aufschwung nahm. Die Leistungen der Stadtgemeinde auf diesem Gebiete sind an anderer Stelle gewürdigt, hier mögen nur einige vom Reiche, vom Staate und von Privaten aufgeführte Bauwerke von hervorragender Bedeutung Erwähnung finden: Das Reich erbaute unter anderem die Bank in der Jägerstraße, das Generalpostamt, das Reichsjustizamt in der Voßstraße, das Reichstagsgebäude, das Postgebäude in der Königstraße, die Reichsdruckerei. Auf Kosten des preußischen Staates wurden aufgeführt: das Generalstabsgebäude, die Kriegsakademie, die geologische Landesanstalt und Bergakademie, das physiologische Institut, die Nationalgalerie, das Gewerbemuseum und das ethnologische Museum, das Kriminalgerichtsgebäude, der neue Packhof u. s. w. Privatbauten mit öffentlichem Charakter, die in unserer Periode entstanden, sind das Kaiserhotel, das Hotel Continental, das Grand Hotel Alexanderplatz, das Centralhotel, die Passage, der Kaiserbazar, der Equitablepalast, mehrere Theater, Vereinshäuser, Stifte, Panoramen, das Gebäude der „Urania", ferner viele Kaufhäuser und Restaurants von monumentalem Charakter. Bedeutend war in dieser Zeit auch die Thätigkeit auf dem Gebiete des Kirchenbaues: die Dankeskirche, die Kirche zum heiligen Kreuz, die Kaiserin Augusta-, die Kaiser Wilhelm- und die Kaiser Friedrich-Gedächtnißkirche wurden erbaut. Die Errichtung einer Reihe von Denkmälern fällt in dieselbe Periode; erwähnt seien nur die Siegessäule, das Schiller-, Goethe- und Lessing-Denkmal, das Luisen- und das Luther-Denkmal und die Statue der Berolina auf dem Alexanderplatz.

Mit der größeren Bauthätigkeit erhielt auch die Feuerwehr eine erhöhte Bedeutung. Ihre Organisation dient vielen anderen Städten als Muster, selbst das Ausland sendet Vertreter nach Berlin, um die Einrichtungen des hiesigen Feuerlöschwesens zu studiren. Aber auch die beste Feuerwehr kann große Katastrophen nicht verhindern. Die Chronik unserer Wehr ist reich an betrübenden und erschütternden Unglücksfällen. Einer der bedeutendsten Brände, die sie zu verzeichnen hat, ist der im Hotel Kaiserhof, der sogar zur Alarmirung der Garnison Anlaß gab. Am 2. Mai 1878 brannte die Berliner Brodfabrik, wobei drei wackere Feuerwehrleute ihren Tod fanden. Am 22. Januar 1879 wurden bei einem Brande in der Gollnowstraße 26 Personen von der Wehr vom Tode errettet, und am 31. Juli 1883 mußten bei einem Brande in der Velvetfabrik in der Köpenickerstraße drei Feuerwehrleute ihr Leben lassen. Der schreckliche Brand in dem Hause Friedrichstraße 134 forderte zwei Töchter des

Kaufmanns Fuchs zum Opfer. Am 7. Oktober 1893 wüthete ein großes Feuer in der Schwartzkopffschen Fabrik, und am 13. Juli 1895 wurden beim Brande des Viktoriaspeichers sechs Feuerwehrleute schwer verletzt. Im verflossenen Jahre hatte die Wehr einen hartnäckigen Kampf mit Brandstiftern zu bestehen, die wochenlang in dem Stadttheil Moabit ihr Unwesen trieben.

Auch bei zahlreichen Unglücksfällen hat die Feuerwehr hilfreiche Hand leisten müssen. Es sei nur erinnert an den Einsturz beim Umbau des Schauspielhauses, bei dem 13 Zimmerleute schwer verletzt wurden und einer den Tod fand. Aus Anlaß dieses Unglücksfalles kam Kaiser Friedrich aus Charlottenburg nach Berlin; es war das letzte Mal, daß er die Hauptstadt sah. Am 25. Mai 1894 wurde die Wehr in Thätigkeit gesetzt bei der Explosion von Wasserstoffgas auf dem Gelände der Luftschifferabtheilung und drei Tage später bei dem Einsturz des Hauses Kochstraße 73. Auch bei der Spiritusexplosion auf dem Lagerhof am Südufer und bei der Acetylengasexplosion, die jüngst in der Spenerstraße mehrere Opfer forderte, wurde ihre Hilfe in Anspruch genommen. Die Unglückschronik, an die wir hier angeknüpft haben, ist auch an anderen Fällen überaus reich. Das entsetzliche Ereigniß auf dem Bahnhof zu Steglitz, das furchtbare Drama bei Tabberts Waldschlößchen, das Eisenbahnunglück bei Wannsee, der Einsturz bei dem Hospitalbau in der Prenzlauer Allee — das alles sind Ereignisse, deren tiefschmerzliche Erinnerung durch die Aufzählung der Details nicht besonders geweckt sein soll.

Auch auf das dunkelste Blatt in der Berliner Chronik, das die Verbrechen aufzählt, sei nur ein flüchtiger Blick geworfen. Die Kriminalität in der deutschen Hauptstadt ist zwar nicht größer als in anderen Weltstädten, sie steht sogar hinter der von Wien, Paris, London und Newyork zurück, aber nichtsdestoweniger hat die Liste der Morde und anderen Kapitalverbrechen in den letzten fünfundzwanzig Jahren einen großen Umfang angenommen. Erwähnt seien nur einige Fälle, die in der öffentlichen Diskussion immer wiederkehren werden: die entsetzlichen Thaten des Kutschers Konrad, des Kommissionärs Dickhoff, des Handlungsdieners Sobbe, der den Geldbriefträger Kossaeth, und des Kommis Kowalski, der die Frau Paepke ermordete. Aus der neueren Zeit sind noch in Erinnerung die Ermordung der Postschaffnersfrau Wende, der Diakonissin Helene Schweichel, der Klara Galle, des Knaben Burr — lauter Kapitalverbrechen, die, wie viele andere, ihre Sühne noch nicht gefunden haben. In das verflossene Jahr fiel die furchtbare That, die zwei unreife Burschen an einem der geachtetsten Mitbürger, dem Justizrath Levy, verübt haben.

Die gerichtlichen Verhandlungen, die diese und andere Ereignisse im Gefolge hatten, hielten nicht nur Berlin, sondern die Bevölkerung des ganzen Reichs in Spannung, wie überhaupt die forensischen Vorgänge, die sich in der Hauptstadt abspielen, in weiten Kreisen verfolgt werden. Es sei nur erinnert an den Prozeß gegen den Professor Gräf, die Ahlwardt- und Stöcker-Verhandlungen, den „Gummischlauch-Prozeß" unter Brausewetters Vorsitz, die Verfahren gegen eine Reihe von ungetreuen Bankiers. Eine große Rolle in der Berliner Prozeßchronik nahmen auch die Verhandlungen gegen Hochstapler ein, die in der neuen Weltstadt ein Feld für ihre Thätigkeit suchten. Bemerkenswerth ist, daß Frauen auf diesem Gebiete zumeist erfolgreicher arbeiteten als ihre männlichen Kollegen. Der „Fall Farkas" und die unerhörte Geschichte von der „Erzherzogin Katharina" sind einzig in ihrer Art. Zu den Sensationsprozessen gehören ja auch die Fälle Hammerstein, Friedmann und Leckert, sowie die Prozesse, die sich an die Affäre Kotze knüpften.

Wir haben, wie gesagt, nur eine Reihe bemerkenswerther Momente aus der Lokalgeschichte der letzten 25 Jahre hervorgehoben, auf Vollständigkeit machen unsere Aufzeichnungen keinen Anspruch.





Die Zeitung.

Von

Fritz Engel.

Wenn Jemand ein Jubiläum feiert, so darf man eine Rede auf ihn halten. Und wenn die eigene Zeitung jubilirt, so darf man ihr und dem ganzen Stande, dem Zeitungswesen überhaupt ein Kompliment machen. Es giebt ja Leute, die auf die Presse das Gleiche sagen, was neulich ein Abgeordneter der Sozialdemokratie entgegendonnerte, sie sei geradewegs aus der Hölle aufgestiegen. Freilich, wenn der Teufel der Vater des Journalismus gewesen, wäre er nicht davongelaufen, als Martin Luther ihm das Tintenfaß an den Kopf warf. Er hätte eher daraus einen Artikel gegen den kühnen Doktor geschrieben. Nein, wir lassen uns nicht anfechten. Auch von denen nicht, die journalistisch sich ihr Brod verdienen, indem sie allwöchentlich ein Mal auf den schrecklich schlechten Journalismus raisonniren. Wir sind sehr stolz auf unseren Beruf, sogar auf die Demüthigungen, die manche Gewalten an ihm versuchen. Wir fühlen uns sehr froh in dem Bewußtsein, dem Wagen der Zeit Vorspann zu thun und manches niederzufahren, was morsch und schlecht ist. Was morsch und schlecht am eigenen Stande ist, wird dabei ja auch zertrümmert.

Das sind Gedanken, die uns an Werkeltagen übrigens nur selten kommen. Und da im Allgemeinen für den rechten Journalismus das Jahr 365 — in Schaltjahren 366 — Werkeltage hat, so darf man sie an einem Jubiläumstage schon aussprechen. Und die wir immer vorwärts sehen müssen,

in die Ministerkrisen oder Theaterkrachs von morgen und übermorgen, wir sehen bei solchen Anlässen auch einmal rückwärts. Und wiederum sind wir stolz. Ach, wenn man feierlich werden wollte: wieviel Bildung und Kultur, wieviel Fortschritt und wieviel Geschichte fluthet aus so einer Zeitung im Laufe der Jahre in die Menge. Da stehen sie im Wandregal, fünfundzwanzig Jahrgänge in hundert Bänden. Wenn diese Bogen wiedertönen ließen, was sie bergen, dieses Papier, das einst weiß war und allmälig blond und braun wird, just umgekehrt wie Diejenigen, die es beschrieben und bedruckt haben. Man könnte glauben, jene Bände wären nur eine große Gräberstätte der Tagesereignisse. Aber die Todten werden lebendig für den Kundigen. Er sieht die großen historischen Hintergründe und die Figuren, die die Geschichte gemacht haben. Er sieht auch die Leser selbst, ihre Freuden und Leiden, ihr Leben und Sterben.

Ja, lieber Leser und schöne Leserin — so pflegte man in der guten alten Zeit zu sagen — auch von Dir lesen wir wieder in diesen alten Bänden. Wir gehören ja auch zu einander wie der Bäcker zum Müller. Nein, der Vergleich ist schlecht, die Sache ist viel poetischer. Wir sind mit einander verheirathet. Du — der Herr Publikus — bist der Mann, und die Zeitung ist die Frau. Mache keine dummen Witze und sage nicht, die Zeitung klatscht so gern, weil sie eine Frau ist. Du willst ja, daß wir dir alles erzählen. Was die Kaiserin für ein Kleid angehabt hat, und welche neue elektrische Bahn immer noch nicht gebaut wird. Du bist überhaupt ein Tyrann. Sobald wir kommen, schiltst Du. Bald gefällt Dir unsere Toilette nicht, bald ein Wort, das wir sagen. Bald sprechen wir zu laut, bald zu leise. Du drohst uns womöglich mit der Schwiegermutter, mit der Staatsanwaltschaft. Aber wir bleiben Dir nichts schuldig. Auch wir haben immerfort an Dir etwas zurecht zu zupfen und suchen Dich recht eigentlich zu pantoffeln. Und dabei haben wir einander riesig gern, es ist die glücklichste Ehe. Heute, zu unserer silbernen Hochzeit, dürfen wir das wohl sagen. Wie wenig Du ohne uns leben kannst, merken wir besonders, wenn wir einmal nicht kommen, aus Versehen der Zeitungsfrau oder sonstwie. Seht nur den Herrn, wie ihm der Kaffee nicht schmeckt; wie er in seiner Verzweiflung zu allem fähig ist, sogar ein Buchdrama zu lesen. Wir haben ihn eben ein bischen verwöhnt.

In fünfundzwanzig Jahren entwickelt sich ja eine Zeitung. Und nun gar in diesem letzten Vierteljahrhundert, das wie kein früheres durchbraust ist von der wilden Jagd nach dem Erfolge. Wenigstens nach der Seite der Quantität ist da das Zeitungswesen wie mit Siebenmeilen-Stiefeln vorwärts ge-

schritten. Wir haben jetzt in Deutschland doppelt so viel Zeitungen und Zeitschriften als unmittelbar nach dem großen Kriege, und ziemlich viermal so viel als nach dem Jahre 1848. Aber diese Verhältnisse gewinnen erst die rechte Bedeutung, wenn man die Auflagen der heutigen Zeitungen mit den früheren vergleicht. Es wird sich dabei herausstellen, daß jetzt nicht etwa nur zweimal, sondern wohl zehnmal so viel gelesen wird, als nach 1870/71. Die Zeitung ist kein Luxusartikel mehr wie früher, sondern ein unmittelbares Lebensbedürfniß. Ganz, wie die Uhr es geworden, die früher beinahe ein Standesvorrecht der Begüterten war. Die Zeitung ist ja auch eine Art Uhr, die den Zeigerstand der öffentlichen Meinung angiebt. Der geistige Sieg des demokratischen Prinzips wird immer glänzender mit der wachsenden Verbreitung der Zeitungen, gleichviel welcher Richtung. Selbst ein reaktionäres Blatt fördert ihn schließlich, indem es die Anschauungen eines kleineren Kreises oder einer bestimmten Einzelperson in das Schallrohr der Oeffentlichkeit trägt. Die Zeitung ist schlechthin ein Nahrungsmittel geworden, und schon deshalb darf keiner jener neuerlichen Versuche, ihr irgendwelche Spezialsteuern aufzupacken, zur That werden. Sie trüge dann wieder eine Mundbinde, wie vor Erlaß des Reichspreßgesetzes. Damals war es die Stempelsteuer. Die österreichische Presse stöhnt heute noch schwer unter dem Druck derselben Last, die zugleich eine Art Gewissenssteuer darstellt, aber es scheint auch drüben am längsten gedauert zu haben.

Mit der Stempelsteuer, die eine Abgabe von jedem erscheinenden Exemplar einer Zeitung verlangte, fiel sozusagen das letzte der offiziellen Folterwerkzeuge gegen die Presse. Ein noch schlimmeres war im Jahre 1848 beseitigt worden, die Zensur. Wer kann entscheiden, ob wir ein einiges Deutschland bekommen hätten, wenn die öffentlichen Sprachorgane weiter geknebelt worden wären und mit ihnen der begeisterte Massensinn des Volkes. Vor 1848 schrieb ein Publizist: „Von Deutschland spricht Niemand“. Der allmächtige Zensor machte frisch und frei daraus: „Von Deutschland spricht Jeder.“ Die Lüge des Zensors konnte nur Wahrheit werden, indem er selbst aufhörte, dem Volke tagtäglich jenes geistige Nahrungsmittel zu verfälschen. Jetzt genießen wir keine offiziellen Zensurmartern mehr. Damit wir aber nicht zu übermüthig werden, haben wir noch eine hübsche Menge von Schuhriegeleien. Das Volk hat den Zensor vorn herausgeworfen, nun kommt er in allerlei Vermummungen über die Hintertreppe. Er steckt in Polizei-Uniform und im Richtertalar, auch schreibt er uns mit grellen Buchstaben das Mene Mene Tekel „§ 11“ an die Wand und sucht uns mit dem

Schreckruf „Grober Unfug“ einzuschüchtern. Und je zudringlicher er neuerlich wird, desto mehr wird der Kampf der Geister unaufrichtig und unritterlich. Auch die Gesinnung, nicht nur der Autor selbst, muß sich verstecken und muß zwischen die Zeilen kriechen.

Es war von der Stempelsteuer die Rede. Ihr Tod war der Presse Brod, und zu ihren lachenden Erben gehörte auch unser „Berliner Tageblatt“. Es wurde geschaffen, als die Stempelsteuer in den letzten Zügen lag, und es konnte das Publikum durch die Billigkeit seines Preises frappiren, da der Staat nicht mehr mit aus der Krippe der Einnahmen fraß. Wie schwer die Steuer lastete, erhellt aus dem Umstand, daß das Tageblatt im letzten Quartal ihres Bestehens noch 38 000 Mark an den Fiskus abführen mußte. Und damals war das Blatt doch mager, im Vergleich zu heute. Portraits aus der Jugend einer Zeitung giebt es ja nicht, aber jene alten Vierteljahrsbände verrathen alles. Es war ursprünglich ein Lokalblatt, wenn auch schon im großen Stile. Berlin, die junge Reichshauptstadt, war damals seiner Presse über den Kopf gewachsen, die Siege und die Schwellung aller Verhältnisse waren gar so schnell gekommen. Der Goldregen der Milliarden lockte die verschiedensten Unternehmungen aus dem Boden. Berlin wurde das Mekka der Politik, und die Achse der Welt schien durch die Wilhelmstraße zu gehen. Diese Stadt, das war die Empfindung unseres Gründers und Verlegers, bedurfte eines frischen publizistischen Gehilfen. So entstand das „Berliner Tageblatt“, mit dem Bären Berlins im Wappen.

Das Blatt von 1872 und das Blatt von 1897 haben äußerlich kaum noch etwas gemein. Nur das Format, das seither vorbildlich für zahlreiche deutsche Blätter wurde, hat sich nicht verändert. Aber alles andere ist mächtig aufgegangen, der Umfang, die Häufigkeit des Erscheinens, die Beiblätter, kurzum der ganze Inhalt. Nur eben dieser Bär am Kopfe ist kleiner geworden. Das war wohl nur eine Sache des Geschmackes. Aber in Jubiläumsreden und Schriften darf man alles symbolisch deuten. Nun denn, der Bär trat wirklich zurück. Das „Berliner Tageblatt“ stieg allmälig auf eine Warte, die höher war als der Rathhausthurm. Das lokale Berlin wurde nach wie vor gepflegt, aber die großen Fragen des Landes, des Reiches, der ganzen Kulturwelt warfen nun auch immer mehr ihre Lichter und Schatten in diese Blätter. Streng national gegenüber dem Ausland, schickte es sich an, kosmopolitisch zu werden und ein Spiegelbild der großen internationalen Wirkungen und Wechselwirkungen zu sein. Seit dem Jahre 1876 — ebenso lange ist unser jetziger Chefredakteur

im Dienste des Blattes thätig — datirt diese neue Aera, die ihre Einflüsse in der ganzen deutschen Presse äußerte. Ebenso wie schon vorher das „Berliner Tageblatt" durch Aufstellung der ersten Rotationsmaschinen die anderen Blätter zur Nachfolge gezwungen hatte, so geschah es nunmehr mit der neuen Art der Berichterstattung, die in jenem Jahre einsetzte.

Europa, ja der ganze Erdball wurde mit einem Netz von Korrespondenten überwoben. Von überall her spielte bei wichtigen Ereignissen der Telegraph. Das „Privattelegramm", bisher ein seltener Gast in den Zeitungen, wurde zur ständigen Einrichtung mit allen Vorzügen, die es vor den Mittheilungen der Telegraphenagenturen voraus hat, mit der viel größeren Schnelligkeit und Objektivität. Heute wundert sich Niemand mehr über das, was damals als journalistische Großthat galt, wenn ein spaltenlanger Prozeßbericht oder eine ganze Kammerrede von außerhalb auf den Draht geworfen wurde. Herr von Stephan, nicht wahr, es war und es ist eine ganz einträgliche Geschäftsverbindung, die mit dem Tageblatt!? Und noch giebt es kein Ende der Dinge, im Gegentheil. Der Telegraph ist vielleicht überlebt. Schon möglich, daß er bald in den wohlverdienten Ruhestand tritt, und in seine Stellung avancirt das Telephon. Bereits sprechen wir täglich mit Wien; Paris und London werden gewiß folgen. Und wer weiß, ob wir nicht später werden von Peking angeklingelt werden: „Li Hung Tschang ist soeben aller Aemter und Ehren entsetzt worden." Und fünf Minuten später: „Li Hung Tschang ist soeben wieder in alle Aemter eingesetzt worden und hat eine vom Kaiser selbst getragene gelbe Jacke zum Geschenk bekommen." Das kann gut werden mit dem ewigen Klingeln. O unsere Nerven!

Meint Publikus, unser Gemahl, wir lobten uns gar zu sehr selbst!? O bitte, wenn wir uns rühmen, etwas gethan zu haben — für wen haben wir es gethan? Für ihn. Er ist ja eben ein entsetzlicher Nörgler und Dränger. Wenn unsere Vierteljahrsbände heute fast dreifach so dick wie früher sind, so ist es nur aus Liebe zu ihm geschehen. Ein seltsames Ehepaar, wir beiden: die Frau wird korpulent, weil sie dem Mann so viel zu essen giebt. Was für ein Riesenmenu haben wir ihm allmälig zugestehen müssen, hors d'oeuvres von Leitartikeln, Entrefilets von ausländischen Korrespondenzen, Roman- und Feuilletonschüsseln, Braten von frisch geschlachteten Bühnenautoren, immer jungen Telegrammspargel, die allerseltensten Delikatessen aus Zansibar, Madagaskar, China. Und immer wieder ein Extra-Tablett. Bald heißt es „Ulk", bald „Zeitgeist", bald „Deutsche Lesehalle", bald „Landwirthschaftliche Beilage" und neuerdings auch „Technische Rundschau". Wir geben ihm alles und freuen uns nur, wenn er es auch ver-

schlingt, von der ersten bis zur letzten Zeile. Hat er das alles ausdrücklich verlangt? Haben wir es ihm ganz von selbst zugestanden? Das läßt sich schwer sagen. Vielleicht liegt das Rechte in der Mitte: wir haben seine Wünsche errathen. Kleinen Anregungen, die Verlag und Redaktion empfingen, wurde stattgegeben, und daraus ergaben sich wieder neue. Man notirte in unserer immer umfänglicher gewordenen „Handels-Zeitung" die Eierpreise aus Breslau, — flugs schrieb Jemand: „Aber ich muß mir doch sehr ausbitten, daß Sie auch mittheilen, wie viel die Eier in Posen kosten". Wir gaben dem Einen im Briefkasten Auskunft, wann Goethe geboren ist, — schleunigst bat ein Anderer in derselben Rubrik um Antwort, wo er am ersten April als Einjähriger eintreten könnte. Wir schrieben über den Pferdesport — und da kamen die Ruderer und die Radler, und wir haben sie mit Freude aufgenommen.

So wuchs das Blatt, indem alles ringsherum wuchs, und sein Verdienst ist eben nur, dieses Gedeihen und Entwickeln gesehen zu haben. Der Bär liegt nicht auf der Bärenhaut, das ist alles. Er hat viel und vieles zu thun. Und wie es in seiner Redaktion aussieht, das ist dem Fernstehenden kaum klar zu machen, dieses Ineinander- und Durcheinander- und Gegeneinanderarbeiten, diese Störungen, die immer neue Arbeit bedeuten, dieser Fieberdrang, die Zeit bis auf ihre letzte Minute auszunützen. So gemüthlich, wie in Freytags „Journalisten", geht es längst nicht mehr zu. Wir sind nicht so geistreich wie Konrad Bolz, der mehr redete als schrieb, — dazu fehlt uns die Zeit. Wir werden nie recht fertig, obschon es ja natürlich auch stille Augenblicke giebt. Dann brennen in uns die heiligsten Vorsätze, die Stöße von Resten aufzuarbeiten. Aber der gute Journalist kann es doch nicht; ihm ist nur das Neue und Neueste Trumpf. Er weiß auch genau, es ist nur die Ruhe vor dem Sturm. Schon kommt der Telegraphenbote die Treppe herauf, mit einem Packet Telegrammen, die aus ihrer mystischen Kurzschrift erst ins Deutsche übertragen sein wollen. Schon bringt der Redaktionsbote einen Stoß neuer Zeitungen und einen Sack frischer Briefe aus dem ganzen Bereiche des Weltpostvereins und darüber hinaus. In diesem Kuvert liegt ein politischer Artikel, der noch im Abendblatt veröffentlicht werden soll, in jenem die Bitte eines armen Teufels, für ihn eine kleine Sammlung zu veranstalten, im dritten die Mittheilung eines Theaterdirektors, daß es ihm nach unendlichen Anstrengungen gelungen sei, den berühmten X, Y, Z für ein dreimaliges Gastspiel zu gewinnen. Es klingelt am Telephon. Aber vorher schiebt sich noch schnell ein Bürschchen ins Zimmer, der vom Reichstag die neueste Rede des Grafen Kanitz über die Noth der Land-

wirthschaft bringt, wie sie vom parlamentarischen Büreau des Blattes oben auf der Journalistentribüne getreulich nachstenographirt worden ist. Am Telephon klingelt es stürmischer. Wer ist denn da? „Hier Fräulein Meyer, ich habe ein Gedicht auf die Eisbahn gemacht; darf ich es Ihnen schnell vorlesen? Es hat nur achtzig Strophen.“ „Donnerwetter, Schluß!!!“ Es wird ein Besuch angemeldet. Ein Mann, der mittheilt, daß er mit dem zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilten August Schultze nicht identisch sei. Es kommt eine Soubrette, in einer Wolke von Opoponax, und bittet — was bekanntlich nie etwas nutzt — um das geschätzte Wohlwollen einer noch viel geschätzteren Kritik. Es kommt ein Parlamentarier, es kommen Berichterstatter beiderlei Geschlechts. Wieder treffen Depeschen ein, von Neuem klingelt es am Apparat, der Druckerjunge bringt Korrekturabzüge des Abendleitartikels. Im Korridor dröhnt es, der Riese So und So, 2 Meter 20 Centimeter hoch, stellt sich vor! . . . .

Ja, so geht es und noch viel toller. Und niemals steht es still. Ist die Redaktion des Nachts geschlossen, so regt sich im Hinterhause noch immer das rascheste Leben. Im riesigen Setzersaal klappern die Bleilettern, die Federn der Korrektoren knirschen, die Stereotypeure schaben und feilen, und schon athmen die sechs Ungeheuer, die man Druckmaschinen nennt, der Arbeit entgegen. Endlos fressen sie das weiße Papier und speien es im Fluge wieder aus, mit Tausenden von Zeichen bedeckt, fein säuberlich geschnitten, gefalzt und abgezählt, mit mathematischer Genauigkeit. In einer Stunde druckt eine solche Maschine vierundzwanzigtausend achtseitige Exemplare. So schnell muß es gehen. Denn im Morgendämmer scharren die Pferde, welche die Wagen mit der frischen Zeitungswaare zu den Bahnhöfen führen. Die Radfahrer, die die Filialen in der Stadt versorgen, sitzen auf, die Zeitungsfrauen stopfen sich ihre Umhängetaschen mit Blättern voll und traben von Haus zu Haus, auch noch mit den Fingern am langen Strickstrumpf geschäftig.

Was ist von uns in fünfundzwanzig Jahren auf diese Weise hinausgetragen worden! Die Zahlen gehen so zu sagen ins Astronomische. Ich habe noch einmal Rechnenstunde genommen und herausbekommen, daß das „Berliner Tageblatt“ in dieser Zeit praeter propter zweitausend Millionen = zwei Milliarden Bogen seines Formates, und zwar mit über 200,000 Milliarden Buchstaben bedruckt hat. Man kann mit diesem Papier eine Fläche von 611 Quadratkilometern bedecken oder in anderen Worten das ganze Weichbild von Berlin zehnmal überdachen. Für den Rest der Ferien empfehle ich den Eltern, auf dieser Grundlage rechnerisch-geographische Auf-

gaben für ihre Sprößlinge zu erfinden. Zum Beispiel, wie oft man manche deutschen Vaterländer in diese Papierfläche einwickeln könnte oder wie hoch der Papierstoß würde, wenn man die Bogen auf einander stapelte. Ich selbst habe noch Folgendes mit heißem Bemühen herausbekommen: Legen wir die Bogen der Länge nach an einander, so könnten wir der Mutter Erde eine Leibbinde zweiundzwanzigmal um ihr Embonpoint wickeln, was aber nicht nöthig, da ihr am Aequator bekanntlich warm genug ist. Wir könnten auch eine Straße, für Radfahrer breit genug, nach dem Monde und auf der anderen Seite wieder zurück legen und würden noch die Kleinigkeit von 170,000 Kilometern für spätere Reparaturen dieser Chaussee zurückbehalten.

Wir könnten . . .

Aber wir können es nicht, wir haben es ja nicht mehr. Es ist in alle Winde, bedruckt mit sechzehn Tausend Centnern Druckerschwärze, die allein eine halbe Million Mark gekostet haben.

Und die Tinte, die verschrieben wurde! O Gott, ich selbst habe eben wieder eine ganze Flasche verbraucht. . . .





Jubiläums-Gedanken.

Freudig und mit innerer Genugthuung begrüßen wir den Tag, der für das „Berliner Tageblatt" das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens abschließt. Das vollendete fünfundzwanzigste Lebensjahr bedeutet für den Staatsbürger einen wichtigen Abschnitt in seinem steuerzahlenden Dasein: die Wahlmündigkeit; für eine Zeitung aber den Augenblick, wo sie genugsam Patina angesetzt hat, um nicht mehr als kecker Eindringling, sondern als vollberechtigtes Glied in der Kette der eingesessenen Vertreter der öffentlichen Meinung angesehen zu werden.

Als vor nun fünfundzwanzig Jahren das „Berliner Tageblatt" — kurz nach Begründung des neuen Deutschen Reiches — ins Leben gerufen wurde, konnte unserem Verleger nur der Gedanke vorschweben, ein Centralorgan zu schaffen, das das politische und soziale Leben der Reichshauptstadt für alle Gaue des großen, geeinten Vaterlandes wiederspiegele, während zugleich die Regungen und Wallungen der Volksseele im Reiche sich in dieser neuen Zeitung wie in einem Centrum sammeln sollten, so daß das „Berliner Tageblatt" sich zu einer Art Verbindungsglied zwischen Reichshauptstadt und Bundesstaaten, zwischen Kapitale und Provinzen, zwischen Nord und Süd zu entwickeln vermöge!

Diesem Programm ist unser Blatt auf der Grundlage einer freiheitlichen, fortschrittlichen Weltanschauung, unter der Devise: „Gleiches Recht für Alle", in den Prinzipien der Duldung und Humanität allezeit treu geblieben, und so Gott will, wird es diese Grundsätze auch fernerhin mit allem Nachdruck, allem Ernst, mit opferfreudiger Ueberzeugung auch

in den kommenden Zeiten emsig und kraftvoll vertreten. Weiß sich die Redaktion des Tageblatts doch gerade in diesem Streben eins mit dem mächtigen Leserkreise, den es um sich versammelt, mit dem es in steter geistiger Wechselwirkung steht, einem Streben, das ihm eine führende Stellung als repräsentatives Organ echt deutschen Denkens und Fühlens weit über die Grenzen der Heimath hinaus schaffen half.

Auch dem „Berliner Tageblatt" sind die Kinderkrankheiten jeder irdischen Existenz nicht erspart geblieben. Aus bescheidenen Anfängen sich in rüstiger Arbeit und Selbsterziehung weiter entwickelnd, drohte ihm wenige Jahre nach seiner Gründung durch die Sezession einer Anzahl seiner Redaktionsmitglieder ernste Gefahr. Aber bald war sie überwunden, und wie damals das „Neue Tageblatt", so vermochte später der unlautere Wettbewerb der nach einander auftauchenden Konkurrenzunternehmungen des „Deutschen Tageblatts" und des „Kleinen Tageblatts" die starken Wurzeln seiner Lebenskraft nicht zu untergraben. Alle jene Versuche, unsere Freunde und Leser von uns loszulösen, sind schmählich gescheitert. Wer denkt noch heute jener Augenblicksgründungen, die Kurzsichtigkeit und Scheelsucht ins Leben gerufen?

An Gegnern und Widersachern hat es dem „Berliner Tageblatt" zu keiner Epoche seines kampfesfrohen Strebens gefehlt. „Viel Feind — viel Ehr" — das war der Wahlspruch, der uns über manches Ungemach zu trösten vermochte. Es gab eine Zeit, da die Staatsanwaltschaft mit unheimlicher Vorliebe gerade unser Blatt auf seinen Inhalt zu prüfen pflegte — und sie ist noch immer nicht ganz vorüber —, eine Zeit, da durch unzählige Preßprozesse mit ihren fatalen Heimsuchungen dem kühnen Wagemuth des Ausdrucks, der uns die Dinge beim rechten Namen nennen ließ, die Lebensader unterbunden werden sollte. Hohe, sich immer steigernde Geldbußen, Gefängnißstrafen, Zeugnißzwangshaft — alles wurde in Bewegung gesetzt, um des „Tageblatts" freisinniges Empfinden mit den patentirten Mitteln des Polizeistaates abzudämpfen. Umsonst! Die liberale Ueberzeugung, das Bewußtsein der hohen Mission, die in unseren reaktionären Zeitläuften der fortschrittlichen Presse zufällt, hielten uns aufrecht in einem Kampfe, in dem wir so Manchen ermatten sahen, und mochte der Rückschritt von Rechts, der Sozialismus von Links auf uns einstürmen, das „Berliner Tageblatt" hielt das Banner des freigesinnten Bürgerthums, des gerechten Verfassungsstaats, des modernempfindenden Staatsbürgers ohne zu wanken aufrecht. Auf fortschrittlicher Bahn schritten wir allezeit vorwärts, und die Zustimmung, die treu ausharrende Zuneigung unserer im steten Wachsthum begriffenen Abonnenten-

zahl gab uns die Sicherheit, daß wir uns auf dem rechten Wege befanden.

Schon nach kaum fünfjährigem Bestehen war es dem „Berliner Tageblatt", das sich seit seinen Anfängen immer inhaltreicher gestaltet hatte, vergönnt, das Fest des fünfzigtausendsten Abonnenten zu feiern. Dieser bis dahin (März 1877) in Deutschland unerhörte Erfolg war neben der strammen politischen Haltung wohl hauptsächlich der Fülle und Gediegenheit des Inhalts unseres Blattes zuzuschreiben. Zuerst von allen Berliner Zeitungen hatte das „Berliner Tageblatt" das System der eigenen Drahtberichte aus allen Hauptstädten des politischen Lebens, in denen es sich durch Spezialkorrespondenten vertreten ließ, eingeführt. Nachdem wir vom Herbst desselben Jahres 1877 ab das „Tageblatt" zweimal täglich erscheinen ließen, wurde auch dem Feuilleton eine besondere Pflege gewidmet. Es wurden die Romane der hervorragendsten Vertreter deutschen Schriftthums in seinen Spalten veröffentlicht. Hier seien nur die bedeutendsten Namen genannt: Auerbach, Gutzkow, Heyse, Spielhagen, Wildenbruch, Wilbrandt, Sudermann, Lindau, Dernburg, Levin Schücking, Streckfuß, Franzos, Mauthner, Heiberg, Telman, Richard Voß.

Der tägliche Inhalt des „Berliner Tageblattes", — dessen lokaler Theil sich bald einer besonderen Beliebtheit erfreute, indeß die mehr und mehr sich vergrößernde Handelszeitung durch ihr unbeeinflußtes, unabhängiges Urtheil sich allgemeine Anerkennung erwarb —, fand durch die verschiedenen Beiblätter eine für die aus allen Schichten der Gesellschaft sich rekrutirenden Leser hochwillkommene Ergänzung.

Da war zunächst der „Ulk" mit seinem urwüchsigen Humor, seiner nie verletzenden Satire, seinen charakteristischen Zeichnungen, von Haber und Scherenberg ins Leben gerufen, von Schmidt-Cabanis und Mehring erfolgreich weiter geführt. Da gewährte die als „Berliner Sonntagsblatt", dann als „Deutsche Lesehalle" ausgebaute belletristische Sonntagsbeilage durch gemüthreiche Erzählungen dem Familientische reiche Unterhaltung. Daran schlossen sich die „Mittheilungen für Land- und Hauswirthschaft", die einem eminent praktischen Bedürfniß entgegenkamen, während der feuilletonistisch gehaltene „Zeitgeist" bestrebt blieb, die höheren Fragen des kulturellen Lebens in einer von jeder Pedanterie freien Darstellung dem denkenden Leser näher zu führen. Und endlich gesellte sich in unserem Zeitalter der Maschinen und der technischen Erfindungen die „Technische Rundschau" zu den vorgenannten, um in richtiger Erkennt-

niß der Bedürfnisse der Gegenwart auch diese Gebiete dem Verständnisse unserer Freunde zu erschließen.

Mit der beginnenden Kolonialbewegung und der immer lebhafter sich kundgebenden Antheilnahme für Erdforschung widmete das „Berliner Tageblatt" auch diesen Gebieten ein besonderes Interesse. Forschungsreisende und Reiseschriftsteller wie Eugen Wolf (Ostafrika, Transvaal, Madagaskar, China), Dr. Boas (Polarländer), Wyl von Wymetal (Nordamerika), Dr. Diercks (Marokko), Jéhan Soudan (Egypten), Ed. Mygind, (Tripolis), Dr. Ed. Glaser (Arabien), Dr. Noethling (Birma), Dr. Wechsler (Argentinien), Gerhard Rohlfs (Afrika), Spiridion Gopcevic (Balkangebiet) und Andere stellten sich in den Dienst des „Berliner Tageblattes", das ihnen sehr werthvolle und interessante Beiträge verdankte.

Das Bemühen, jeder neu auftauchenden Bewegung im geistigen Leben der Nation nach Kräften gerecht zu werden, die unermüdliche Pulsfühlung, die uns in fortgesetzter Kenntniß aller Regungen hielt, die das Gemüth des deutschen Volkes durchzuckten, wurde reichlich belohnt, denn das „Berliner Tageblatt" erwarb sich hierdurch seine angesehene Stellung in den ersten Reihen der deutschen Zeitungswelt.

Inmitten dieser wohlthuenden Empfindungen fällt es uns schwer aufs Herz, daß eine Anzahl der tüchtigsten und bewährtesten Mitarbeiter und Kollegen nicht mehr unter den Lebenden weilt, nicht mit uns an den Freuden dieses Jubiläumstages mehr theilnehmen kann. Aber ihr Gedächtniß bleibt unvergessen. Die politischen Redakteure Maron, Behrendt, Streckfuß, Bodek, der gemüthvolle und heitere Siegmund Haber, der unermüdliche Justus Ebhardt (Rom), sie alle und ach! noch so viel andere, bescheidene, namenlose Mitstreiter sind dahingegangen, ohne diesen Tag zu erleben, den sie mit vorbereiten halfen, und dessen Glanz heute auf die stille Gruft fällt, die, was sterblich an ihnen war, in sich birgt. Ehre sei ihrem Andenken!

Indem wir uns wehmuthsvoll von den so früh Geschiedenen zu dem Tage, den wir festlich begehen, zurückwenden, bleibt uns nur noch zu wünschen, daß die Leser des „Berliner Tageblattes" sich mit uns dieses Ehrentages freuen. Wir haben zu bleibendem Erinnern an diese gemeinsam erlebten Stunden in dem vorliegenden Büchlein versucht, Kulturbilder der letzten fünfundzwanzig Jahre zu geben, die einen Rück- und Ueberblick über die Entwickelung des politischen, sozialen, wirthschaftlichen, wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Lebens während dieser Spanne Zeit gewähren. Nur in gedrängter Form war es möglich, eine Rückschau zur Darstellung zu bringen, in der alle die Hauptaktionen Er-

wähnung fanden, gleichsam wie in der Alpenwelt bei Abendsonnenschimmer auch nur noch die Spitzen der Berge im strahlenden Lichte erglühen. . . .

Wir aber, die im Verbande des „Berliner Tageblattes" bisher gearbeitet und gekämpft, wir wissen wohl, daß all unser Mühen und Sorgen vergeblich wäre, wenn es nicht getragen würde von der verständnißinnigen Antheilnahme des Leserkreises. Diese Theilnahme, die das „Berliner Tageblatt" so freundlich bis hierher begleitet hat, zu erhalten, sie zu vermehren und zu vertiefen, wird auch fortan unser eifrigstes Bestreben sein. Treu seinen liberalen Grundsätzen, fest entschlossen, unentwegt einzustehen für Recht und Gerechtigkeit, Duldung und humane Gesinnung, wie für die Wohlfahrt des Vaterlandes, tritt das „Berliner Tageblatt" in sein zweites Vierteljahrhundert ein, und so leben wir der Zuversicht, daß unsere zahlreichen Freunde in Heimath und Fremde mit uns einig sind in dem Wunsche: „Das Berliner Tageblatt wachse, blühe und gedeihe!" wie bisher bis in ferne Zeiten.



Dem Berliner Tageblatt zum Gruss.

Mit blankem Schild und blitzendem Schwert,
Geweiht dem Wahren und Rechten,
Mit feurigem Muth, der nur begehrt,
Treu für die Freiheit zu fechten,
Und jeder Herzschlag dem Vaterland,
Aufrecht trotz aller Gefahren,
So hältst in erster Reihe Du Stand
Seit fünfundzwanzig Jahren.

Im Wechsel sah'st Du die Zeit entflieh'n.
Geschmäht, was kaum noch erhoben,
Verblendung vor falschen Götzen knie'n,
Verruchtheit hetzen und toben;
Und ob der Wind sein luftiges Spiel
Mit Wetterfahnen getrieben,
Du hieltest im Auge fest das Ziel,
Bist selbst auch fest geblieben.

Nicht feile Gunst, noch schnöder Gewinn
Hat lockend Dich eingefangen,
Nicht schieltest schillernd Du her und hin,
Geradaus ging Dein Verlangen;
Thatkräftig riefst Du für alle Noth
Zur Hilfe stets das Erbarmen
Und mahntest an das ernste Gebot:
Das Recht auch für den Armen!

Es gilt, umdrängt von Feinden ringsum,
Den letzten Kampf zu bestehen,
Kein Ehrlicher darf jetzt, zahm und stumm,
Noch zaudernd bei Seite gehen;
Nach außen sind wir einig und stark,
Auf! Setzt Euch Alle zur Wehre,
Daß Hader und Neid nicht Kraft und Mark
Im Innern uns verzehre!

In seiner Hauptstadt erstandest Du
An des neuen Reiches Schwelle,
Und glückverheißend lachte Dir zu
Die dämmernde Morgenhelle;
Umstrahlt von der Freiheit Sonnenglanz
Mag einst der Tag sich erneuen,
Dann reicht sie selber den gold'nen Kranz
Dem Tageblatt, dem treuen!

Albert Traeger.







